

**Das Jubiläumsjahr 2019**  
**Tagungen in Leipzig und Berlin**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft  
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

**Band 43, Februar 2020**



**Das Jubiläumsjahr 2019**  
**Tagungen in Leipzig und Berlin**

mit Beiträgen von

Enno Aufderheide, Hartmut Dorgerloh, Ottmar Ette, Thomas Fuchs,  
Tobias Kraft, Oliver Lubrich, Erhard Meyer-Galow, Rüdiger Otto,  
Manfred Rudersdorf, Ulrich Stottmeister, Ulrich Fritz Wodarzik

Humboldt-Gesellschaft  
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

**Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,  
Kunst und Bildung e.V., Mannheim  
ISBN: 978-3-940456-93-6

Copyright 2020 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.  
Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Ulrich Schmidt-Denter, Köln

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

[www.edition-tz.de](http://www.edition-tz.de) [www.tz-verlag.de](http://www.tz-verlag.de)

## Inhalt

Anschriften der Autoren.....	5
Vorwort.....	7
MANFRED RUDERSDORF Alma mater Lipsiensis. ....	11
RÜDIGER OTTO Gottsched als bildungsbürgerlicher Aufklärer .....	29
THOMAS FUCHS Das Leipziger Bürgertum im 19. Jahrhundert.....	45
ULRICH STOTTMEISTER Der Chemiker Eberhard Leibnitz (* 31.1.1910, † 24.1.1986) Sein bleibendes Verdienst für die Wissenschaft Mitteldeutschlands in Zeiten gesellschaftlichen Wandels .....	57
ULRICH FRITZ WODARZIK Globalismus und die Menschenwürde – Philosophische Reflexionen .....	91
ERHARD MEYER-GALOW Alexander von Humboldt – Impulsgeber zu Reflexionen für die heutige Zeit	113
OTTMAR ETTE Alexander von Humboldt oder der ständige Impuls.....	115
ENNO AUFDERHEIDE „Humboldt beim Wort genommen“ – die Alexander von Humboldt-Stiftung und mehr... ..	127
HARTMUT DORGERLOH Humboldtsche Prinzipien.....	135
OLIVER LUBRICH Wie verändert die Edition seiner <i>Schriften</i> unser Bild von Alexander von Humboldt? .....	137
TOBIAS KRAFT Miteinander teilen, was uns verbindet .....	159



## **Anschriften der Autoren**

Aufderheide, Enno, Dr., Alexander von Humboldt-Stiftung,  
Jean-Paul-Str. 12, 53173 Bonn  
enno.aufderheide@avh.de

Dorgerloh, Hartmut, Prof. Dr., Generalindendant und Vorstandsvorsitzender der  
Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss,  
Postfach 021089, 10122 Berlin  
hartmut.dorgerloh@humboldtforum.org

Ette, Ottmar, Prof. Dr., Universität Potsdam, Institut für Romanistik,  
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam  
ette@uni-potsdam.de

Fuchs, Thomas, Prof. Dr., Universitätsbibliothek Leipzig,  
Beethovenstr. 6, 04107 Leipzig  
fuchs@ub.uni-leipzig.de

Kraft, Tobias, Dr., Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften,  
Akademievorhaben „Alexander von Humboldt auf Reisen -  
Wissenschaft aus der Bewegung“.  
Jägerstr. 22/23, 10117 Berlin.

Lubrich, Oliver, Prof. Dr., Universität Bern, Institut für Germanistik,  
Neuere Deutsche Literatur/Komparatistik,  
Länggassstr. 49, CH-3012 Bern  
oliver.lubrich@germ.unibe.ch

Meyer-Galow, Erhard, Prof. Dr.,  
Schauinsland 8, 45133 Essen  
meyergalow@gmx.com

Otto, Rüdiger, Dr., Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,  
Edition des Gottsched-Briefwechsels,  
Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig  
otto@saw-leipzig.de

Rudersdorf, Manfred, Prof. Dr. phil. habil.,  
Universität Leipzig, Lehrstuhl für Geschichte der frühen Neuzeit,  
Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig  
rudersdorf@rz.uni-leipzig.de

Stottmeister, Ulrich, Dr. rer. nat. habil., Prof. i.R.; Lidicestr. 8, 04349 Leipzig  
Ulrich.Stottmeister@gmx.de

Wodarzik, Ulrich Fritz, Dr., Gotenweg 11, 68623 Lampertheim  
wodarzik@gmx.de

## Vorwort

2019 war für die Humboldt-Gesellschaft ein besonderes Jahr. Es konnte auf zwei historisch bedeutsame Ereignisse zurückgeblickt werden: auf den 30. Jahrestag der Montagsdemonstrationen in Leipzig und den 250. Geburtstag Alexander von Humboldts in Berlin. Die Tagungen der Humboldt-Gesellschaft fanden dementsprechend an diesen beiden Orten statt und die Tagungsbeiträge, die in diesem Band wiedergegeben sind, beziehen sich auf den geschichtlichen Kontext, verweisen aber auch auf Gegenwart und Zukunft.

Die Ereignisse am 9. Oktober 1989 wurden den Teilnehmern der Frühjahrstagung in Leipzig durch die persönlichen Impressionen von Dr. Stefan Quart und durch den Besuch des Zeitgeschichtlichen Forums nahe gebracht. Dr. Quart versah an diesem Tag seinen Bereitschaftsdienst als Facharzt für Chirurgie in einem Krankenhaus, in dem man sich auf das Schlimmste vorbereitet hatte. Er machte deutlich, dass das Datum als der eigentliche „Wende-Tag“ gelten könne; denn die Großdemonstration wurde trotz Einschüchterungsversuchen durch die „Stasi“ (Ministerium für Staatssicherheit der DDR) und massiver Polizei- und Militärpräsenz nicht wie befürchtet mit Waffengewalt niedergeschlagen. Hierzu mag der Aufruf der „Leipziger Sechs“ beigetragen haben, der im Stadtfunkt Leipzig von Kapellmeister Kurt Masur verlesen wurde:

„Bürger! Professor Kurt Masur, Pfarrer Dr. Zimmermann, der Kabarettist Bernd-Lutz Lange und die Sekretäre der SED-Bezirksleitung Dr. Kurt Meyer, Jochen Pommert und Dr. Roland Wötzel wenden sich mit folgendem Aufruf an alle Leipziger: Unsere gemeinsame Sorge und Verantwortung haben uns heute zusammengeführt. Wir sind von der Entwicklung in unserer Stadt betroffen und suchen nach einer Lösung. Wir alle brauchen freien Meinungs austausch über die Weiterführung des Sozialismus in unserem Land. Deshalb versprechen die Genannten heute allen Bürgern, ihre ganze Kraft und Autorität dafür einzusetzen, dass dieser Dialog nicht nur im Bezirk Leipzig, sondern auch mit unserer Regierung geführt wird. Wir bitten Sie dringend um Besonnenheit, damit der friedliche Dialog möglich wird.“

Zu den nachfolgenden Montagdemonstrationen kamen dann so viele Menschen in verschiedenen Städten der DDR (die größte wiederum in Leipzig am 6.11.1989 mit 500 000 Teilnehmern), dass die Entwicklung nicht mehr aufgehalten werden konnte. Die friedliche Revolution nahm ihren Lauf.

Die wissenschaftlichen Referate auf der Tagung schlugen über das markante Datum hinaus einen weiten historischen Bogen. Von Prof. Dr. Manfred Rudersdorf

stammen die Ausführungen „Zur Leipziger Universitätsgeschichte vom Humanismus bis zur Aufklärung“. Dr. Rüdiger Otto sprach über „Gottsched als bildungsbürgerlicher Aufklärer“. Prof. Dr. Thomas Fuchs referierte über das „Leipziger Messe- und Handelsbürgertum im 19. und frühen 20. Jahrhundert“. Der Beitrag von Prof. Dr. Ulrich Stottmeister mit dem Titel „Der Chemiker Eberhard Leibnitz (1910 – 1986): Sein bleibendes Verdienst für die Wissenschaft Mitteldeutschlands in Zeiten gesellschaftlichen Wandels“ gibt Einblick in zwei Themenkreise. Zum einen geht es um die Biografie eines bedeutenden Wissenschaftlers, zum anderen werden aber auch viele gesellschaftliche Entwicklungen in der DDR angesprochen und nachvollziehbar gemacht.

Einen philosophischen Beitrag lieferte Dr. Ulrich-Fritz Wodarzik zum Thema „Menschenwürde und Globalismus“.

Am 14. September 1769 wurde Alexander von Humboldt in Berlin geboren. Dieses Ereignis würdigte die Humboldt-Gesellschaft mit zwei Festveranstaltungen auf ihrer Herbsttagung in Berlin. Als Festredner konnten führende Experten aus der Humboldt-Forschung gewonnen werden. Den Auftakt bildete eine Veranstaltung im Kulturforum. Der Präsident der Humboldt-Gesellschaft, Prof. Dr. Erhard Meyer-Galow, begrüßte die Teilnehmer und gab einen Ausblick auf das Programm. Mit persönlichen Reflexionen vermittelte er einen Anstoß zu der Fragestellung, was Alexander von Humboldt uns heute zu sagen habe und wie sein Werk aktuell zu interpretieren sei.

Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Ottmar Ette zum Thema „Alexander von Humboldt oder der ständige Impuls“. Er konstatierte eine wachsende Aktualität Alexander von Humboldts, jedoch könne man ihn nicht einfach anwenden, sondern sein Werk müsse in die Gegenwart übersetzt und mit den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts in Verbindung gebracht werden. Dr. Enno Aufderheide stellte die „Alexander von Humboldt-Stiftung“ vor und diskutierte ebenfalls die Frage, was Humboldt für die Gegenwart bedeute.

Einen Glanzpunkt der Tagung bildete die sonntägliche Matinee im Humboldt Forum im Berliner Schloss. Die Tagungsteilnehmer erlebten die eindrucksvolle Atmosphäre, die der kurz vor der Vollendung stehende Wiederaufbau ausstrahlt. Der Generalintendant des Humboldt Forums, Prof. Dr. Hartmut Dorgerloh, stellte das Projekt vor und erläuterte Inhalt und Programm. Er verwies auf die Humboldt'schen Prinzipien, die prägend für die Programmarbeit in Gegenwart und Zukunft seien.

Im Mittelpunkt des Festvortrags von Prof. Dr. Oliver Lubrich stand die Edition der „Sämtlichen Schriften“ Alexander von Humboldts, die rechtzeitig zu dessen 250. Geburtstag in der Druckfassung vorgelegt werden konnte. Damit steht mehr als eine bloße Materialsammlung zur Verfügung. Die Wiederentdeckung vieler Schriften beeinflusst auch das Bild, das wir von Alexander von Humboldt haben und vermittelt Impulse für weitere Forschungen. Im Referat von Dr. Tobias Kraft ging es um die Digitalisierung des literarischen Erbes von Alexander von Humboldt. Er berichtete über seine Arbeiten zur digitalen Erschließung der amerikanischen Reisetagebücher.

Prof. Dr. Ulrich Schmidt-Denter  
Koordinator des Akademischen Rates



*Den Kollegen Heiner Lück (Halle)  
und Wolfgang Huschner (Leipzig)  
in dankbarer Verbundenheit  
zum 65. Geburtstag gewidmet*

## **Alma mater Lipsiensis.**

### **Eine alteuropäische Universität zwischen Reformation und Aufklärung.<sup>1</sup>**

VON MANFRED RUDERSDORF

Die Teilnehmer der Tagung der Humboldt-Gesellschaft hatten in den letzten beiden Tagen, wie ich annehme, hinreichend Gelegenheit, die alte Messe-, Handels- und Universitätsstadt Leipzig mit wachen Augen zu erkunden. Ihnen wird nicht entgangen sein, dass im Zentrum der vitalen Bürgerstadt am Augustusplatz ein Glanzlicht der deutschen Wissenschaftsgeschichte in neuem architektonischem Gewand zu bestaunen ist – die ebenso alte wie ehrwürdige Alma mater Lipsiensis, die Universität Leipzig, die seit den Tagen der Reformation im 16. Jahrhundert ein exklusiver Identitätsträger evangelischer Geistigkeit und intellektueller Gelehrsamkeit in der mitteleuropäischen Bildungslandschaft darstellt. Über die Jahrhunderte hinweg hat freilich auch sie mancherlei Zäsuren, Wandlungen, Systembrüche und Modernisierungsschübe durchlebt, die wie ein Spiegel die großen historischen Entwicklungslinien von Staat und Kirche, von urbaner Ökonomie in der Bürgergesellschaft, von akademischer Elitenformation und ideologischer Engführung und Verblendung zwischen Kriegs- und Friedenszeiten, zwischen Kaiserzeit, Republik und Diktatur markieren.

### **Die Universität heute**

Im wiedervereinten Deutschland gehört die 1409 gegründete Universität Leipzig zu den ältesten ihrer Art in Europa. Der kürzlich im Akademischen Senat verabschiedete, rund 50 Seiten starke Hochschulentwicklungsplan 2025 weist die Universität als weltoffene, moderne Volluniversität aus, die stets von neuem einen führenden Rang unter den deutschen Universitäten anstrebt bzw. zu erhal-

---

<sup>1</sup> Die Vortragsform ist im Wesentlichen beibehalten worden. Auf die verwendete Literatur wird am Schluss bibliographisch hingewiesen. Für die Mithilfe bei der Drucklegung habe ich Frau Katja Wöhner (Universität Leipzig) zu danken.

ten versucht. Hier skizziert das Rektorat faktenunterlegt seine innovativen Zukunftspläne in den zentralen Bereichen von Forschung, Lehre und Transfer von Wissen in die Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Seit einiger Zeit gehört Leipzig als Mitglied im Verbund der German U15 zu den großen forschungsstarken und medizinführenden Universitäten in Deutschland.

Die 14 Fakultäten mit über 130 Instituten und Zentren sowie die 17 zentralen wissenschaftlichen Einrichtungen setzen auf fächer- und fakultätsübergreifende internationale Zusammenarbeit in Forschung und Lehre sowie auf die Kooperation mit anderen Forschungseinrichtungen, etwa der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, in deren Räumen wir tagen und zu Gast sein dürfen.

An der Universität Leipzig forschen und lehren derzeit über 450 Professorinnen und Professoren sowie mehr als 2.800 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Insgesamt beschäftigt die Hochschule als Arbeitgeberin rund 5.300 Personen. Mit über 150 Studiengängen von A wie Afrikastudien bis Z wie Zahnmedizin bietet die Universität eine in Sachsen einmalige Fächervielfalt, die sie neben Dresden als Technischer Universität zur nachgefragtesten Hochschule im Freistaat Sachsen macht. Derzeit sind rund 30.000 Studierende immatrikuliert – mehr als 7.000 junge Menschen beginnen hier jährlich ein Studium.

In der Lehre profiliert sich die Universität als Sachsens Zentrum für die Disziplinen der staatlichen Daseinsvorsorge, also für Rechtswissenschaft, Medizin, Pharmazie und schulisches Lehramt. Ihr Forschungsprofil hat sie zuletzt sehr pointiert in drei strategische Forschungsfelder gebündelt:

„Veränderte Ordnungen in einer globalisierten Welt“,

„Intelligente Methoden und Materialien im digitalen Zeitalter“, und

„Nachhaltige Grundlagen für Leben und Gesundheit“, beispielsweise im Deutschen Zentrum für integrative Biodiversitätsforschung Halle-Jena-Leipzig, einem Zentrum der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Mit der Darlegung dieses eindrucksvollen derzeitigen status quo an unserer Universität, freilich mit Langzeitperspektive und visionärer Zukunftsplanung, haben Sie mir erlaubt, an den Anfang meines Vortrages eine Prise Werbung und aktueller Realitätsbeschreibung, für die älteren Leipziger Alumni und Alumnae vielleicht sogar ein nostalgisches Momentum der Sehnsucht und der Erinnerung an den Ort ihrer akademischen Ausbildung zu setzen.

## **Leibniz und Leipzig – der Ruhm des großen Namens**

Wenn wir aus heutiger postmoderner Warte den Blick auf die Anfänge, auf die alteuropäische, die vormoderne Zeit unserer Alma mater werfen, so werden uns ganz andere altständische politische und soziale Voraussetzungen, Personenkonstellationen und institutionelle Strukturvorgänge vor Augen treten, die

uns klar machen, mit welchen gesellschaftlichen Akzeptanzproblemen eine universelle Institution wie die Universität im damaligen Herrschaftsgeflecht zwischen Dynastie, Staat und Kirche um ihre Legitimation, um ihre Existenz, um ihr Funktionieren als neue, frühmoderne Einrichtung in einer noch sehr archaischen, der Tradition verhafteten Umgebung zu kämpfen hatte. Am Beispiel Leipzigs möchte ich Ihnen im Folgenden gleichsam pars pro toto einige wichtige Grundlinien dieser Entwicklung nahebringen, die geradezu symptomatisch für die Signatur der frühneuzeitlichen Universitäts- und Bildungslandschaft in Deutschland waren.

Nicht die Namengeber Ihrer ehrenvollen Gesellschaft, die Brüder Wilhelm und Alexander Humboldt, spielen im Kosmos der Leipziger Universität eine meinungsführende Rolle. Es ist eine andere, ältere überragende Persönlichkeit, ein, wie er oft genannt wird, Sonnenkönig des Denkens, der die vier klassischen Fakultäten der Universität in seiner Person universell vereinigte. Es ist Gottfried Wilhelm Leibniz, dem (neben Isaac Newton) wahrscheinlich letzten großen Universalgelehrten der europäischen Geistes- und Wissenschaftsgeschichte, dessen wunderbares symbolträchtiges Denkmal von 1883 im Innenhof unserer Universität, auf dem nach ihm benannten Leibnizforum zu sehen ist (**Abb. 1**).

Sein Verhältnis zu seiner Geburtsstadt Leipzig blieb allerdings in späteren Jahren sehr ambivalent: Als er trotz hervorragender Studienerfolge und frühzeitiger Veröffentlichungen zu philosophischen und rechtshistorischen Themen versuchte, als knapp 20jähriger zum Doktor beider Rechte zu promovieren, verweigerte ihm die Universität diese Dignität, weil ältere Mitbewerber sich angeblich zurückgesetzt fühlten. Enttäuscht verließ er nach 1666 seine Heimatstadt Leipzig, um nie wieder dauerhaft an die Pleiße zurückzukehren. Dennoch beruft sich die Universität ganz selbstverständlich auf ihn, der niemals öffentlich als Professor lehrte und sein Dasein als Gelehrtenexistenz und stupender Publizist im Schutz des mäzenatischen welfischen Protektors in Hannover bis zu seinem Tod 1716 glanzvoll führte.

„Notwendigkeit und Freiheit“, diese beiden Leitlinien, stellen in Leibnizens Weltbild keinen Gegensatz dar. Tatsächlich verkörperte der bis an sein Ende rastlos Tätige nicht nur die klassische Universität schlechthin, sondern auch „den selbstbewusst- unternehmungsfreudigen und weltoffenen Charakter seiner sächsischen Geburtsstadt“ (so Hans Binder in einem lesenswerten Essay). Es sei daher kein Zufall, dass der Anstoß zur Wende und damit zur friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands ganz wesentlich von Leipzig ausging, genauer gesagt von der dortigen Nikolaikirche, in der Leibniz, der Philosoph der Harmonie und der „Vereinigung des Verschiedenen“, der Propagandist einer sinnstiftenden Verbindung von Theorie und Praxis („*theoria cum praxi*“), rund 350 Jahre zuvor getauft worden war.



*Abb. 1: Leibniz-Denkmal im Innenhof des neuen Campus der Universität Leipzig  
Gestaltet von Ernst Hänel, 1881–1883*

## Gründung und Reformation

Die Leipziger Alma mater war zu diesem Zeitpunkt freilich fast schon 250 Jahre alt. 1409 im Refektorium des Thomasklosters gegründet, tatkräftig gefördert von Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm II., den beiden Markgrafen von Meißen, stellte sie zunächst eine Filiation der ältesten deutschen Universität, der Prager Karlsuniversität dar. Die Konflikte um den Prager Magister Jan Hus wegen seiner sozial aufgeladenen, national gefärbten Vorlesungen, auch wegen seiner theologisch umstrittenen Predigten führten 1409 zum spannungsgeladenen Exodus der Prager Studenten nach Leipzig, wo sie von Stadt und Landesherren eine neue akademische Heimstatt erhielten, sozusagen im Sinne des Erwerbs eines neuen Attributs herrschaftlicher Staatswerdung – dies nicht zuletzt in Konkurrenz zu den territorialen Nachbarn im Norden und Süden des Reichs. Am Beginn der Neuzeit sollte das Haus Wettin beispielsweise im damaligen Reich über drei Universitäten als „instrumenta dominationis“ verfügen: über Leipzig (1409), über Wittenberg (1502), schließlich über Jena (1558), dies zweifellos ein Ausweis dynamisch-prosperierender Gelehrtenkultur und akademischer Ausbildungsexzellenz im mitteldeutsch-mitteleuropäischen Raum!

Zum ersten Rektor wurde der Theologe Otto von Münsterberg, ein Schlesier, gewählt, der sich als kritischer Geist in Prag und als Propagandist des Umzugs nach Leipzig hervorgetan hatte. Indes, er war keine besonders ausgeprägte wissenschaftliche Gelehrtenfigur, sondern wandte sich mit bescheidenen Mitteln der Pflege philologischer Texte im Geiste mittelalterlich-scholastischer Tradition zu. Dies sollte sich später wissenschaftspolitisch stagnierend auf die weitere, die humanistische Entwicklung der Universität auswirken.

Die Leipziger Anfänge waren gleichwohl ermutigend und spannend: Mit 369 Studenten übertraf die Universität bereits im ersten Semester die ältere Universität Erfurt, wie Binder hervorhebt, fast um das Doppelte. Theologie und die Fächer der *Artes liberales* waren dank großzügiger Unterbringung in einer Stiftung der Landesherren „weithin begehrt“. In Unterricht und Ausbildung schritten sie den beiden höheren Fakultäten, der Jurisprudenz und der Medizin, deutlich voran. Deren Institutionalisierung sollte mangels fähiger Magister noch längere Zeit in Anspruch nehmen.

An dieser Stelle bleibt festzuhalten, dass mit der landesherrlichen Gründung der Universität im urbanen Umfeld von Ökonomie, Handel und Warenmessen in den Jahren nach 1409 eine neue Infrastruktur für die Söhne des Adels und des Bürgertums geschaffen wurde, die gleichsam synonym für den damaligen intendierten Wandel in Wissenschaft, Kultur und Bildung und deren gesellschaftspolitische Relevanz stand. Leipzig wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer stär-

ker zu einer sozialen und kommunikativen Drehscheibe von Personenkontakten zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd. Die neue (alte) Universität entwickelte sich geradezu zu einem Motor der Vernetzung von Mobilität, sozialem Aufstieg und individueller Karriereplanung über die traditionellen ständischen Schranken der Gesellschaft hinweg.

Der durch die Reformation ausgelöste epochale Konfessionalismus erwies sich im 16. Jahrhundert als ein Veränderungsfaktor von großer Intensität und geistiger Tragweite, der die deutsche, ja die europäische Universitätslandschaft am Beginn der Neuzeit im Zeichen einer verbindenden, vom Humanismus geprägten Renaissancekultur zutiefst erfasste. Obwohl Leipzig noch lange im Banne des mittelalterlich-scholastischen Traditionalismus verharrte, verhalf die benachbarte evangelische Modelluniversität Wittenberg, 1502 gegründet, mit ihren berühmten theologischen Autoritäten Luther und Melanchthon der Hochschule an der Pleiße, die modernisierende Schubkraft der immer populärer werdenden humanistischen Bildungsreform zu nutzen, um auch in Leipzig die zukunftssträchtige enge Symbiose von Bildung und Bekenntnis, von Humanismus und Reformation in die Tat umzusetzen. Auf diese Weise nahm die Reformation in ihrem sächsischen Ursprungsland – neben ihrer genuinen theologischen Strahlkraft – den Charakter einer breiten, von Laien getragenen bürgerlichen „Bildungsbewegung“ an und bot dem akademischen Nachwuchs sehr bald schon viele neue Aufstiegschancen in Staat und Kirche, in Schule, Universität und landesherrlicher Bürokratie in nie gekanntem Ausmaße an.

Unstrittig ist, dass vor der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zuvor als eine erste wichtige Modernisierungsschwelle der Neuzeit die Kombination aus Glaubensspaltung und konkurrierendem Konfessionalismus zwischen römischer Papstkirche und den entstehenden evangelischen Landeskirchen von besonderer Wirksamkeit war. Der Faktor „Bildung“ expandierte schnell, manche sprechen sogar von einer „Bildungsexplosion“, unter Würdigung der breitangelegten neuen humanistischen Laienbildung, die über das enger gewordene, traditionelle Korsett der mittelalterlichen monastischen Klerikerbildung sozial- und gesellschaftsgeschichtlich den Weg in die Zukunft wies. Hinzu kam, dass in einer spannungsgeladenen Zeit der politisch-kulturell geführten, heftigen Konfessionskonflikte gerade Bildung und Wissenschaft zu wichtigen intellektuellen Waffen im lange währenden Glaubenskampf in Deutschland und in Europa bis an die Schwelle des 30jährigen Krieges und darüber hinaus geworden waren.

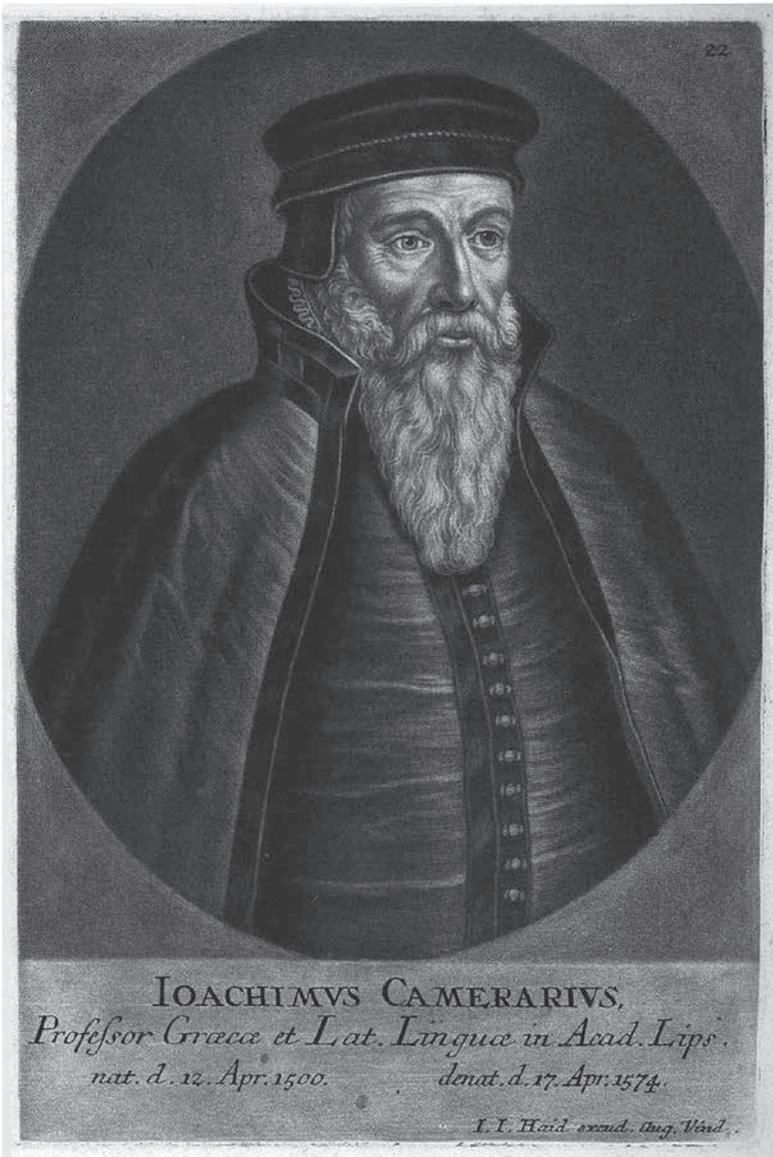
Im Schatten des ernestinischen Wittenberg vermochte das albertinische Leipzig dabei seine eigene Rolle zu spielen. Angesichts der unterstellten scholastischen Rückständigkeit und der anhaltenden Altgläubigkeit musste sich der Messestandort Leipzig ausgerechnet von Luther als eine Stadt des „Mammons“ und des „Geizes“ geißeln lassen. Die propagandistische Wende kam erst, als

1539 mit Herzog Georg dem Bärtigen der vorläufig letzte katholische Albertiner starb, der sich dem Einzug der Reformation in seinem Land vehement entgegen gestellt hatte. Der Herzog und spätere Kurfürst Moritz war es dann, der mit landesherrlicher Macht einen programmatischen Strukturwandel in Staat und Kirche in Szene setzte, bei dem die Universität als Katalysator und Ideenspender, vor allem aber als zentrale territoriale Ausbildungsstätte zweifellos eine führende bildungskulturelle Rolle spielte.

Der Landesherr sorgte für großzügige Dotationen aus den Erträgen säkularisierter Stifts- und Klostergüter, sowohl für die Professorenkollegs wie für die studentischen Bursen; er überließ der Universität – nicht der Stadt – das Areal des gutsituierten städtischen Paulinerklosters und setzte 1543 ein Statutenwerk in Kraft, das ihm selbst ein steuerndes Mitspracherecht bei Berufung und Besoldung der Professoren sicherte, das schließlich die Universität als Korporation zum Grund- und Gerichtsherrn über sechs neue Dörfer im Süden des Leipziger Landes machte.

Mit der umfassenden Neufundation, der Verfassungsreform, der Einrichtung eines renovierten Stipendiensystems, schließlich mit der Gründung der drei renommierten sächsischen Fürstenschulen in Meißen, Schulpforte und Grimma als voruniversitäre Pädagogien, war nach Einführung der Reformation 1539 eine Infrastruktur der Erneuerung geschaffen worden, die in ihrer Dynamik gleichsam einem „zweiten“ Gründungsvorgang, einem Neuanfang nach 1409 nahe kam.

Ein Hauptverdienst an dieser reformerischen Entwicklung im Zeichen von Reformation und Spätrenaissance gebührt Caspar Borner, dem ersten evangelischen Rektor der Universität, der mit Unterstützung Melanchthons, des großen Wittenberger Bildungsreformators, die anstehenden Visitationen, Disputationen und strukturellen Veränderungen in Leipzig durchsetzte. Nach 1539 gelang es ihm schnell, mit Joachim Camerarius, einem Schüler von Petrus Mosellanus, einen der bedeutendsten Altphilologen Deutschlands im 16. Jahrhundert, für Leipzig zu gewinnen. Camerarius war ein weithin ausgewiesener berühmter Humanist, ein enger Freund Melanchthons und überzeugter Förderer der Reformation. Vor seiner Berufung hatte der Bamberger Patriziersohn an der Hohen Schule der Reichsstadt Nürnberg gelehrt, danach in Tübingen das Studium der klassischen Artes-Disziplinen universitätsweit begründet und durchgesetzt. Dieser polyglotte Erfahrungsschatz befähigte ihn nach 1541, auch in der urbanen Bürgergesellschaft Leipzigs durch das Medium der Universität konfessionelle Konformität im Geiste des Luthertums sowie die hohen Standards eines von Grund auf erneuerten humanistisch-reformatorischen Curriculums in der universitären Ausbildung der evangelisch gewordenen Hohen Schule dauerhaft zu gewährleisten (**Abb. 2**).



**Abb. 2: Joachim Camerarius d. Ä. (1500–1574)**  
**Stich von Johann Jacob Haid (1704–1767)**

Kein Wunder, dass Buchdruck und Buchhandel seit dieser Zeit einen fulminanten Aufschwung nahmen, dass Leipzig mit Frankfurt und Frankfurt mit Leipzig schon damals um die Präponderanz auf den jährlichen Buchmessen im Alten Reich konkurrierte. Die Bibliotheca Paulina, die heutige Universitätsbibliothek, verfügte um 1550 über rund 5.000 Druckschriften und rund 725 Handschriftenbände, nicht zuletzt auch dank der reformatorisch überführten, säkularisierten Klosterbestände, so beispielsweise aus dem aufgelösten Kloster Altzella im Herzogtum Sachsen.

## **Humanistische Bildungskultur**

Die vernetzte, kollegiale Zusammenarbeit zwischen Borner, Camerarius und den neubestellten evangelischen Magisterkollegien förderte nachhaltig die Indienstnahme des wirkungsmächtigen Universitätshumanismus Wittenberger Prägung für die reformatorische Bildungskultur, die im Sinne einer *longue durée* auch in Leipzig profilbildend in die enge Symbiose von Bildung und Bekenntnis, von Humanismus und Reformation einmündete – trotz der Widerstände des orthodoxen Luthertums, dessen Protagonisten auf Klarheit und Reinheit des Evangeliums pochten. Ohne diese fundamentale geistes- und kulturgeschichtliche Grundlegung, die den Denk- und Lebensstil von Generationen akademisch ausgebildeter Theologen, Juristen, Mediziner und Pädagogen prägte, wäre der lange Weg über Späthumanismus, Frühbarock und Naturrechtsdenken zum Erfolg der Aufklärung und des Vernunftdenkens im 18. Jahrhundert nicht möglich gewesen.

So bleibt zu fragen, was das Konzept des epochalen, christlich geprägten Humanismus für diese außergewöhnliche intellektuelle Erfolgsgeschichte national wie international beigetragen hat. Vor allem schrieb das antikeorientierte, schulische Konzept das Studieren der philologischen Grundwissenschaften in der Artistenfakultät als Fundament eines auf *pietas und eruditio, auf humanitas und civilitas* ausgerichteten Studiums verbindlich vor. Die bildungshumanistische erasmianisch-inspirierte Forderung nach Rückbesinnung auf die authentischen Quellen des Altertums verband sich daher aufs engste mit einem prononcierten Konzept der klassischen Sprachausbildung, wobei neben dem Latein insbesondere das Griechische und das Hebräische als unverzichtbare Werkzeuge des unmittelbaren Zugangs zur Heiligen Schrift eine Schlüsselrolle einnahmen.

Der antiken Sprachausbildung wurde allerhöchste Bedeutung zugemessen und ein bis dahin nicht gekannter Stellenwert mit selbständigen philologischen Lehrfächern eingeräumt. Humanistische Übersetzungen des Aristoteles bildeten fortan Inhalte philosophischer Vorlesungen. Für die Naturwissenschaften standen die Werke des älteren Plinius und für die Rhetorik diejenigen des Quintilian

und des Cicero im Vordergrund. 200 Jahre später vermochte die von Berlin ausgehende, neuhumanistische Bewegung der Humboldt-Brüder an die zentralen Bildungs- und Wissenschaftsgrundlagen der Reformations-Humanisten anzuknüpfen und diese mit neuen aufgeklärten universellen Ideen einer fortgeschrittenen Zeit systemischer Transformationen fruchtbar fortzuführen. Die Professionalisierung der propädeutischen Grundlagenfächer der *septem artes liberales* löste im Zeichen von Kirchnerneuerung und territorialer Staatsbildung fraglos eine identitätsstiftende Kontinuität aus, an deren Anfang in Leipzig gleichsam modellhaft die von Joachim Camerarius praktizierte Verbindung von Universitätshumanismus und Reformationstheologie stand. Die vielen Schüler der großen Meister in Wittenberg, Leipzig und später in Jena trugen diese neuzeitliche, bildungskulturelle Tradition von Generation zu Generation nicht nur raumgreifend, sondern auch gewinnbringend und nachhaltig ins Land.

Die durchschlagende Prägekraft der evangelisch-humanistischen Bildungskultur erwies sich auf Dauer durchaus belastbar und resistent – im Ringen um die Dogmatisierung des orthodoxen Luthertums in der Theologischen Fakultät bestand sie am Ende des Reformationsjahrhunderts gerade in Kursachsen ihre entscheidende Bewährungsprobe gegen den Interventionsdruck der staatlichen und kirchlichen Obrigkeit, die den universitären Lehrkanon zu beeinflussen, ja zu theologisieren trachtete. Der europaweite säkulare Kommunikationsfaktor „Humanismus“, der sich gegen einen allzu verengten theologischen „Konfessionalismus“ wandte, erfuhr über die formale curriculare Verschulung hinaus im gesellschaftlichen Raum der studierten Amtseliten wahrnehmungsgeschichtlich eine mentale Verstetigung, die nach der Katastrophe des 30jährigen Krieges über alle Zäsuren hinweg die Voraussetzung und Grundlage für die beginnende Vorherrschaft des Naturrechts und des Vernunftdenkens unter den Bedingungen des barocken Reiches darstellte.

Das überragende Wirken des Großgeistes Leibniz zwischen Späthumanismus und früher Aufklärung, freilich nicht vom Standort Leipzig aus, sondern von seinem prachtvollen, hofnahen Domizil in Hannover, ist für diese Dekade des Übergangs im 17. und frühen 18. Jahrhundert symptomatisch. Ich darf hier auf die einschlägigen Forschungen von Detlef Döring und Winfried Müller hinweisen.

## **Einfluss der Aufklärung**

Von großer Bedeutung in der Epoche der Aufklärung war die universitäre Aufwertung der Philosophischen Fakultät mit ihren sich immer mehr differenzier-ten Artes-Disziplinen. Hatte sie zuvor nur als Vorbereitungsstufe für die höheren Fakultäten der Medizin, der Jurisprudenz und der Theologie gedient, so wurde ihrem Fächerkanon in aufklärerischem Geist nun ein eigenes Gewicht, durch

den Vorgang der Differenzierung, beigemessen. Am Ende des 18. Jahrhunderts, so Müller, definierte ein anderer Großgeist der alteuropäischen Vormoderne, Immanuel Kant in Königsberg, die Philosophische Fakultät als jene Kontrollinstanz, die an die Lehrinhalte der drei anderen Fakultäten den Maßstab der „kritischen Vernunft“ anlegt. Zweifellos, dies war ein Quantensprung, ein bedeutender wissenschaftstheoretischer und praktischer Fortschritt!

Allgemein gelten Halle und Göttingen als die Musteruniversitäten der Aufklärung, die dem modernen Prinzip der „libertas philosophandi“, also der Rede- und Schreibfreiheit Geltung verschafften, sich also gegen die Zensur des Bücherbezugs und gegen die Einengung der Lehrfreiheit einsetzten. Staats- und Kameralwissenschaften wurden als zukunftssträngige etatistische Fachbereiche institutionalisiert. Für die Leipziger Aufklärung muss indessen ein anderes gemeinhin unterschätztes Spezifikum ins Feld geführt werden, nämlich ihre professionelle, betont philologisch-kulturelle Ausprägung in Forschung, Lehre und Ausbildung, jenseits der schwindenden Kraft des lutherischen Konfessionalismus. So greift es nicht zu kurz, insbesondere auf die Sprach- und Wissenschaftsentwicklung des 18. Jahrhunderts als herausragenden Beitrag der Leipziger Aufklärung hinzuweisen, wie dies Detlef Döring in seinen vielen Schriften eindringlich getan hat.

Die lateinische Gelehrtenkultur, und damit das Establishment der Universität, wurde 1687 von keinem geringeren als von Christian Thomasius, dem bedeutenden Rechtslehrer, vehement herausgefordert, als er begann, seine Vorlesung in deutscher Sprache zu halten. Die Form der muttersprachlichen Rhetorik entsprach noch nicht dem Zeitgeschmack und führte daher zu heftigen Kontroversen innerhalb der Universität, an deren Ende Thomasius (ebenso wie der Pietist August Hermann Francke) von korporativen Widersachern in das benachbarte, preußisch gewordene Halle weggedrängt wurde. Als entschiedener Vorkämpfer einer frühen Aufklärung setzte sich Thomasius für die Abschaffung der Folter ein. Ebenso zog er die Sinnhaftigkeit der Hexenprozesse mit kritisch-satirischen Argumenten in Zweifel.

Was aber blieb, war der intellektuelle Kampf um die Spracheinheit, um die Verbindung von aufgeklärter Bildung und Wissenschaft mit den tradierten Standards der kanonisierten Lutherbibel aus den Tagen der Reformation. Das Latein als klassische Humanistensprache war keineswegs gänzlich in Frage gestellt worden. Auch an der Universität Leipzig wurde noch weit bis in das 18. Jahrhundert in lateinischer Sprache gelehrt. Dies wurde durch obrigkeitliche Verordnungen und Erlasse ausdrücklich gewünscht. Auch die führende gelehrte Zeitschrift ihrer Zeit, die Leipziger „Acta eruditorum“, hielt bis zu ihrem Ende 1782 konsequent am Latein fest. Aber gleichzeitig wurden in der Philosophischen Fakultät, auch in Distanz zur herrschenden Orthodoxie der Theologen, immer wie-

der Lehrveranstaltungen in deutscher Sprache durchgeführt, so etwa in der Geschichte, in meinem Fach.

Vor allem aber wurde die deutsche Sprache auf dem Feld der Philosophie, wie Müller ausführt, erstmals zu einem ernstzunehmenden Idiom, mit zielorientierter wissenschaftlicher Perspektive. Johann Christoph Gottsched, seit 1729 Leipziger Professor zunächst für Poesie, dann für Logik und Metaphysik, war es, der das Naturrechtsdenken der Frühaufklärung aufgriff und popularisierte, und zwar in deutscher Sprache, etwa mit den 1733/34 erschienenen „Ersten Gründen der Weltweisheit“. Gleichzeitig leistete Gottsched einen erheblichen Beitrag zur Entstehung und Normierung der deutschen Literatursprache: Dies geschah sowohl durch seine Lehrbücher als auch durch seine Tätigkeit in der außeruniversitären „Deutschen Gesellschaft“, die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Vorbild für ähnliche Sozietäten etwa in Göttingen, Jena und Königsberg wurde. Gewissermaßen eine Akademie für Sprache und Dichtung, war ihr Anliegen, wie Müller betont, die Entwicklung einer deutschen Hoch- und Schriftsprache, die sowohl die regionalen Dialekte überwölbte als auch die deutsche Sprache, die literarischen Texte, von Latinismen und Entlehnungen aus dem Französischen reinigte (**Abb. 3**).

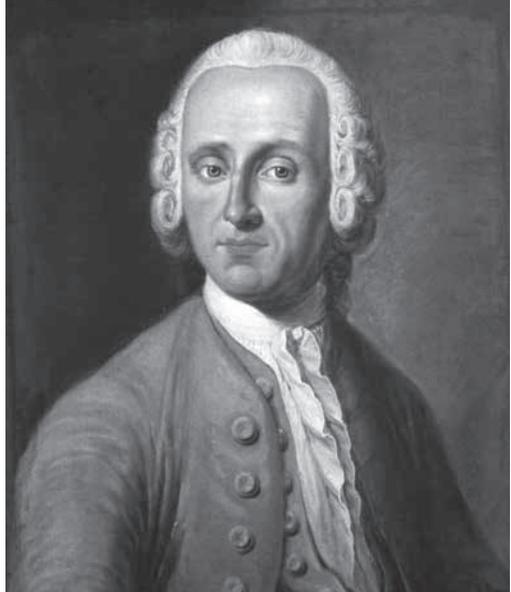
In der Generation danach erfolgte diese Verbindung von Aufklärungsphilosophie und Arbeit an der deutschen Sprache in Leipzig durch Christian Fürchtegott Gellert, ebenfalls Inhaber einer Professur für Poesie, Beredsamkeit und Moral, mit einem bemerkenswerten Zulauf an Hörern, die des autoritären Umgangsstils des Großmeisters Gottsched inzwischen überdrüssig waren (man lese hierzu die Erinnerungen des damals 16-jährigen prominenten Leipziger Studiosus Goethe). Gellert hielt zum einen „Moralische Vorlesungen“, die als Fundament der sittlichen Kultur Deutschlands empfunden wurden. Andererseits gelang es ihm, mit seinen Lustspielen, Fabeln und Romanen in der vorklassischen Zeit zu einem der meistgelesenen Autoren Deutschlands zu reüssieren (**Abb. 4**).

Aus diesen wenigen Hinweisen lässt sich unschwer schließen, wie wirksam, ja wie aufklärerisch im besten Sinne die Dynamiken der literarisch-philosophischen Fächerkultur(en) nicht nur auf die interne Kommunikation der Studierenden, sondern auch auf die interessierten Milieus der vitalen Leipziger Bürgerschaft, auf die arrivierten Kaufmanns- und Händlerfamilien ausstrahlte. Mit der Aura ihrer Universität und ihrer prominenten Professoren hatte die städtische Bürgerkommune über Epochen hinweg in gewisser Weise großes Glück: Am Kreuzpunkt wichtiger Fernstraßen als Handels- und Messeplatz strategisch bestens lokalisiert, entwickelte die Stadt sich nicht nur zu einem prosperierenden ökonomischen Zentrum, sondern parallel dazu zu einem nationalen exklusiven Knotenpunkt vernetzter Gelehrsamkeit und universeller Geistigkeit – mit Ausstrahlung über die Grenzen des Alten Reiches hinaus.

**Abb. 3: Johann Christoph  
Gottsched (1700–1766)  
Gemälde von  
Leonhard Schorer, 1744**



**Abb. 4: Christian Fürchtegott  
Gellert (1715–1769)  
Porträt von  
Gottfried Hempel (1720–1772)**



## **Bücherstadt Leipzig**

So mag es nicht erstaunen, dass die Stadt an der Pleiße im 18. Jahrhundert eine Führungsposition auf dem für die geistige Arbeit so zentralen Buchmarkt in Deutschland eroberte und die Frankfurter Buchmesse in ihrer Vorrangstellung überholte. Charakteristisch für die neue Buchhandelsmetropole Leipzig sollte es werden, dass die Stadt und ihre Verleger, ebenso wie die Universität und ihre Gelehrten eine produktive bildungskulturelle Einheit bildeten: So wohnten beispielsweise Gottsched und der Verleger Breitkopf unter einem Dach – eine keinesfalls untypische Konstellation in der expandierenden Stadt.

Gottsched war dann auch maßgeblich daran beteiligt, dass sich im Leipzig des 18. Jahrhunderts „eine regelrechte Übersetzungsindustrie“ (Müller) etablierte, die die Grundwerke der englischen und der französischen Aufklärungsliteratur ins Deutsche übersetzte. Im Kontext dieses Zusammenspiels von Verlegern und Gelehrten ist schließlich noch „auf eines der kühnsten verlegerischen Wagnisse des 18. Jahrhunderts“ (Müller) hinzuweisen, auf Johann Heinrich Zedlers fast 70 Bände umfassendes „Universal-Lexicon aller Wissenschaften“, das 1732 in Leipzig begonnen wurde und einen entsprechenden kommerziellen Markt für ein gebildetes Publikum weit über Stadt und Universität hinaus schuf.

Die erneuten starken Impulse für den Paradigmenwechsel von der lateinischen zur nationalsprachlichen Wissenschaftskultur, die natürlich auch von dem großen Lexikon-Unternehmen ausgingen, lassen sich in der Retrospektive kaum leugnen. Die Universitäts- und Buchstadt Leipzig, die ein Brennpunkt der Medien- und Leserevolution des 18. Jahrhunderts war, sah die Voraussetzung dafür in der äußerst fruchtbaren symbiotischen Verbindung von Gelehrtenkultur und ökonomischem Unternehmerinteresse. Der geistige und soziale Transformationsprozess von der altständischen in die neue bürgerliche Zeit des 19. Jahrhunderts fand hier seinen Ausgangspunkt, seine Wurzeln und seinen modernisierenden, nach vorne weisenden Resonanzboden. Persönlichkeiten wie Brockhaus, Göschen, Tauchnitz, Teubner und Reclam vollzogen mit ihren großen Verlagen im frühen 19. Jahrhundert eine weithin beachtete und bestaunte Gründerwelle. Die Gründung des Börsenvereins Deutscher Buchhändler im Jahre 1825 ist in diesem Kontext gewiss ein erster institutioneller Höhepunkt mit normativer Wirkkraft, der Leipzigs alte Tradition als Buchstadt auszeichnet und ihr heute neuen Glanz verleiht.

## **Wege in die Neuzeit**

Ich bin am Ende meines kursorischen Durchgangs durch die „vorklassische Zeit“ der Leipziger Universitätsgeschichte angelangt. Napoleon ließ – nach

Nipperdeys berühmtem Diktum – bekanntlich alles anders werden, aber auch er konnte die gewachsenen Traditions- und Kontinuitätslinien einer alten Universität beileibe nicht gänzlich kappen. Freilich beginnt mit ihm aber eine neue Epoche der Geschichte, die ein eigenes umfassendes Thema unter veränderten Rahmenbedingungen darstellt. Die Universität Leipzig war da schon 400 Jahre alt und in der Lage, ihre Existenz gegen manchen politischen und kulturellen Paradigmenwechsel zu verteidigen. Das benachbarte Wittenberg etwa, die Herzkammer der deutschen Reformation, wurde geschlossen und musste 1817 mit dem Segen der Berliner Hohenzollern mit der ungleich jüngeren Universität Halle fusionieren, die heute unter dem Namen „Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“ fungiert.

Der neue Geist, der nach den Befreiungskriegen nicht mehr aufzuhalten war, der den Wissenschafts- und Bildungssektor revolutionierte, verbindet sich mit klangvollen Namen, mit Kant, mit Schleiermacher, mit den beiden Humboldt-Brüdern, die das Ancien Régime noch miterlebt hatten. Sie machen Leibniz nicht vergessen, aber sie beherrschen den Diskurs innerhalb der europäischen „res publica litteraria“ jetzt mit neuen Ideen und neuen Konzepten, gleichsam mit einem neuhumanistischen spirit. „Forschung und Lehre“, „Theorie und Praxis“, Vernetzung, Internationalität und Professionalität, sowie die empirisch-rationale Differenzierung der Fächerkulturen sind die neuen Zukunftsthemen, die im langen 19. Jahrhundert angesagt waren.

„Konfessionalisierung“ und „Aufklärung“ als Promotoren der gesellschaftlichen Modernisierung in den alteuropäischen Epochen zuvor werden von der Reformergeneration nach 1800 keineswegs als obsolet, als überholt betrachtet, sondern als identitätsstiftender Wissens- und Erfahrungsspeicher, als traditionale Voraussetzung und als kultureller Anknüpfungspunkt eines langen Transformationsweges hin zur Spezialisierung und Säkularisierung der Wissenschaften wahrgenommen. Das Reformationsjahrhundert stellte, wie ich ausgeführt habe, politisch und kulturell die Weichen für die Konstituierung des neuzeitlichen Denkens und Handelns, ohne dabei die scholastische Wissenschaftstradition des Mittelalters und deren Errungenschaften zu leugnen. Im Gegenteil, sie baut darauf auf, entwickelt sie weiter und verbindet das alte Erfahrungswissen mit der Suche nach neuen Wegen und neuen Optionen. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts setzte den Erneuerungsprozess des 16. Jahrhunderts mit anderen modernen medialen und empirischen Instrumenten und menscheitsbeglückenden Zielen fort und offenbarte gerade den sächsischen Universitätsbesuchern, wie der unvergessene Kollege der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Detlef Döring gezeigt hat, ein weiteres wichtiges Stück der „Erleuchtung der Welt“.

Johann Wolfgang von Goethe, der Frankfurter Reichsstadtbürger und prominente Leipziger Student der Jahre 1765 bis 1768, sprach später in seinen Erin-

nerungen voller Lob über die aufscheinende kulturelle Morgenröte der sächsischen Metropole: „Mein Leipzig lob‘ ich mir. Es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute.“ Damit adelte er gleichsam Land und Leute, die Stadt an der Pleiße, ihre Bürger, das Messetreiben und ihre stolze alte Universität – bei allem Lob, wer wollte dem widersprechen!

Am Beispiel Leipzigs lässt sich zeigen, was Universitätsgeschichte als historische und moderne methodenorientierte Gattung alles zu bieten hat: Sie ist eine wahrhaft komplexe, eine interdisziplinäre und eine quellenintensive Angelegenheit, aber auch eine spannende literarische Narration, ein exklusiver historischer Spiegel unserer Gesellschaft, kurzum ein höchst aufschlussreiches Stück deutscher Geschichte, wenn sie zupackend, analytisch und zugleich mehrdimensional und vergleichend erzählt wird.

### **Kleine Auswahlliteratur**

Peter Baumgart, Universitäten im konfessionellen Zeitalter. Gesammelte Beiträge, Münster 2006.

Hans Binder, Leipzig. Die Universität als Aushängeschild einer Kaufmanns- und Messestadt, Köln 2000.

Enno Bünz/Franz Fuchs (Hg.), Humanismus an der Universität Leipzig. Akten des interdisziplinären Symposiums vom 9. bis 10. November 2005 an der Universität Leipzig, Wiesbaden 2008.

Irene Dingel/Armin Kohnle (Hg.), Philipp Melanchthon. Lehrer Deutschlands, Reformator Europas, Leipzig 2011.

Detlef Döring/Cecilie Hollberg (Hg.), Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften, Dresden 2009.

Detlef Döring (Hg.), Stadt und Universität Leipzig. Beiträge zu einer 600jährigen wechselvollen Geschichte, Leipzig 2010.

Notker Hammerstein, Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, München 2003.

Heiner Lück (Hg.), Martin Luther und seine Universität, Köln/Weimar 1997.

Hanspeter Marti/Detlef Döring (Hg.), Die Universität Leipzig und ihr gelehrtes Umfeld von 1409 bis zur Gegenwart, Basel 2004.

Winfried Müller, Die Aufklärung, München 2002.

Winfried Müller, Die Universität Leipzig im alteuropäischen Kontext. Zeit der Aufklärung – Konkurrenz und Reform, in: Wissen und Geist. Universitätskulturen, hg. von Manfred Rudersdorf, Wolfgang Höpken und Martin Schlegel. Leipzig 2009, S. 79-87.

Manfred Rudersdorf, Weichenstellung für die Neuzeit. Die Universität Leipzig zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg 1539-1648/1660, in: Geschichte der Universität Leipzig 1409-2009. Band 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit, Leipzig 2009, S. 326-520, 775-840.

Manfred Rudersdorf, Die Universität Leipzig im alteuropäischen Kontext. Neuanfang 1539 – Reformation und Konfessionalisierung, in: Wissen und Geist. Universitätskulturen, hg. von Manfred Rudersdorf, Wolfgang Höpken und Martin Schlegel. Leipzig 2009, S. 61-77.

Manfred Rudersdorf, Universitas semper reformanda. Die beharrende Kraft des Humanismus. Zu einem Grundkonflikt neuzeitlicher Universitätsgeschichte im Jahrhundert der Reformation. Stuttgart/Leipzig 2016.

Anton Schindling, Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650-1800. München 21999.

Thomas Töpfer, Die Universitäten Leipzig und Wittenberg im Reformationsjahrhundert. Aspekte einer vergleichenden Universitätsgeschichte im territorialen Kontext, in: Universitätsgeschichte als Landesgeschichte, hg. von Detlef Döring, Leipzig 2007, S. 41-83.

Gerrit Walther, Humanismus und Konfession, in: Späthumanismus, hg. von Notker Hammerstein/Gerrit Walther, Göttingen 2000, S. 113-127.

Günther Wartenberg, Wittenberger Reformation und territoriale Politik. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Jonas Flöter/Markus Hein, Leipzig 2003.



## Gottsched als bildungsbürgerlicher Aufklärer

VON RÜDIGER OTTO

Für die Darstellung der Aufklärung, also der Epoche und Bewegung, die für die Ausprägung der europäischen Moderne konstitutiv ist, gibt es verschiedene Herangehensweisen. Man kann eine chronologisch-verlaufsgeschichtliche Darstellung wählen, in der die Niederlande, England, Frankreich und schließlich auch Deutschland als gemäßigter Nachzügler und in den Ländern die großen Geister wie John Locke, Voltaire, Spinoza oder Leibniz beschrieben werden. Man kann begriffsgeschichtlich vorgehen und Aufklärung, Lumière, Enlightenment – also die Lichtmetapher mit ihren Konnotationen ins Zentrum stellen. In der deutschen Aufklärungsforschung wird gerne am Leitfaden von Immanuel Kants Definition der Aufklärung als Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit analysiert. Eine andere Untersuchungsform für die deutsche Aufklärung ist die chronologisch-lokale anhand von Zentren oder Städten.<sup>1</sup> Die Aufklärung entfaltete sich im polyzentrischen deutschen Reich tatsächlich nicht gleichzeitig – zwischen Nord und Süd, Stadt und Land, protestantisch und katholisch gab es erhebliche Unterschiede, und die von Konkurrenz geprägte Politik der einzelnen Herrschaften führte zur Vielstimmigkeit und zu Verschiebungen im Ranking der jeweils impulsgebenden Orte. Zu den Zentren der Aufklärung gehörten Hamburg als bürgerliche Handelsstadt oder Göttingen dank der modernen Universitätsneugründung. Häufig sind es herausragende Namen, die die Zentrumfunktion symbolisieren, für Berlin können Lessing und Moses Mendelssohn genannt werden, der Ruf Königsbergs beruht auf dem Wirken Immanuel Kants. Auch Leipzig kann mit klangvollen Namen aufwarten, Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Thomasius waren Leipziger Professorenöhne. Sie verbrachten prägende Jahre hier, verließen die Stadt aber früh. Leibniz wurde welfischer Haushistoriker und vieles andere mehr, Thomasius avancierte zum „geistigen Begründer“ der Universität Halle.<sup>2</sup>

Den umgekehrten Weg, nämlich aus Preußen, aus Königsberg, nach Leipzig, schlug Johann Christoph Gottsched ein (**Abb. 1**). Gottsched entstammte wie viele Große der deutschen Literatur dem protestantischen Pfarrhaus<sup>3</sup> und erhielt

---

1 Vgl. beispielsweise Wolfgang Martens (Hrsg.): Zentren der Aufklärung III: Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit. Heidelberg 1990; Engelhard Weigl: Schauplätze der deutschen Aufklärung. Ein Städterundgang. Reinbek 1997.

2 Rolf Lieberwirth: Christian Thomasius (1655–1728). In: Günter Jerouschek, Arno Sames u. a. (Hrsg.): Aufklärung und Erneuerung. Beiträge zur Geschichte der Universität Halle im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1694–1806). Hanau; Halle 1994, S. 29–45, 42.

3 Vgl. Albrecht Schöne: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Göttingen 1968.



**Abb. 1: Gottsched – Kupferstich Johann Christoph Sysangs nach einem Gemälde der Anna Maria Werner. Frontispiz in: Gottsched: Gedichte. Leipzig 1736.**

dort seine Prägung. Vor Studienbeginn hatte er nur einen Lehrer: seinen Vater. Gottsched selbst beschrieb im Rückblick: „Ich erinnre mich der Zeiten, da ich dir im Schooße saß,/ Und nach deiner Unterweisung etwa deutsch und römisch las“ oder: „Wie der Deutsche, Griech, Lateiner/ Und Hebräer schreibt und spricht/ Dieses wies mir sonsten keiner./ Als dein treuster Unterricht“.<sup>4</sup>

Der Unterricht war so gediegen, dass Gottsched kurz nach der Vollendung seines 14. Lebensjahres am 19. März 1714 sein Studium in Königsberg beginnen konnte. Auf Wunsch des Vaters widmete er sich der Theologie. Der gehorsame Sohn disputierte eifrig und trat in den zwanziger Jahren als Prediger hervor. Dass ihm gerade das zum Verhängnis wurde, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Bei Predigten vor dem preußischen Befehlshaber in Königsberg stach den anwesenden Offizieren Gottscheds gewaltige körperliche Erscheinung ins Auge. Man nahm ihn für die Riesengarde des Soldatenkönigs

Friedrich Wilhelm I. – Mindesthöhe 1,88 m – ins Visier, Gottsched erfuhr rechtzeitig davon und verließ Königsberg und Preußen mitsamt seinem Bruder fluchtartig und begab sich nach Leipzig. Durch Empfehlung Königsberger Freunde gelangte der Magister Gottsched an die für seine Ambitionen beste Adresse in der Universitätsstadt, an Johann Burkhard Mencke. Mencke war Professor für Geschichte und ein angesehener Poet. Vor allem aber war er Inhaber und Herausgeber der europaweit angesehenen *Acta eruditorum* – davon später – und weiterer Zeitschriften und damit die Zentralperson eines europaweiten Netzwerkes. Gottsched wurde Verwalter und Nutzer der großen Bibliothek Menckes und Hauslehrer seines Sohnes. Er machte Karriere an der Leipziger Universität und veröffentlichte maßstabsetzende Werke zur Poesie, Philosophie, Rhetorik und

<sup>4</sup> Johannes Reicke: Zu Joh. Christ. Gottsched's Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Königsberg 1892, S. 2f.

Grammatik, die eine kaum zu überschätzende Wirkung erzielten.<sup>5</sup> Dies soll hier nicht weiter verfolgt werden. Vielmehr möchte ich das ideale Zusammenspiel darstellen, das sich aus den besonderen wissenschaftlich-kulturellen Bedingungen der Stadt Leipzig und Gottscheds Handlungspotential ergeben hat.

Leipzig erlebte spätestens seit Anfang des 18. Jahrhunderts einen ungeheuren Aufschwung als Buch- und Zeitschriftenstadt, im Umkreis der Universität existierte eine kaum überschaubare Zahl an promovierten Intellektuellen, die in speziellen Sozietäten debattierten, und zu den drei Messen fanden sich regelmäßig Theatertruppen ein, die vor einem großen Publikum aus Messegästen und Einheimischen gastierten. Dieses wirtschaftliche, intellektuelle und kulturelle Potential bildet den einzigartigen Nährboden für aufklärerische Aktivitäten. Aufklärung braucht Öffentlichkeit und breitet sich aus über Foren, in denen öffentliche Kommunikation hergestellt wird. Sozietäten, Zeitschriften und Theater können als die modernsten Mittel für öffentliche Kommunikation im 18. Jahrhundert angesehen werden. Wie Gottsched diese Plattformen in Leipzig angetroffen, angenommen und genutzt, aber eben auch seinerseits gestaltet und gesteigert hat, sollen die folgenden Ausführungen zeigen.

## Sozietäten

In der frühen Neuzeit wurden zahlreiche Sozietäten, Vereine, Collegia, Gesellschaften, Akademien oder wie immer man sie nennen mag, ins Leben gerufen. Man sollte allerdings unterscheiden. Es gab Akademien, die im nationalen oder sogar übernationalen Rahmen agierten wie die Académie des sciences und die Académie française in Paris oder die Royal Society in London, die großzügige staatliche Förderung genossen. Unter den Bedingungen der deutschen Territorialstaaten hat Gottfried Wilhelm Leibniz, der Mitglied in London und Paris war, zeitlebens Anstrengungen unternommen, um die großen Landesfürsten zu Akademiegründungen zu bewegen: Er malte die wissenschaftlichen und vor allem die wirtschaftlichen Vorzüge und die Gewinnaussichten für die Staatskasse in den rosigsten Farben. Eine Akademiegründung gelang indes nur in Berlin, und die blieb hinter den Erwartungen weit zurück. Kleinere Sozietäten hatten weit aus bescheidenere Ziele, aber es gibt Strukturmerkmale, die einen Vergleich mit den großen Einrichtungen erlauben. Auch hier kam ein ambitionierter Kreis an Personen zusammen, gab sich Statuten, pflegte den Gedankenaustausch und übte sich im kritischen Diskurs. In Leipzig konstituierten sich bereits im 17. Jahrhundert im Umfeld der Universität zahlreiche Sozietäten: Prediger- und Redner-

---

<sup>5</sup> Über Gottscheds Veröffentlichungen und die bis 1985 erschienene Literatur über Gottsched vgl. Phillip Marshall Mitchell: Gottsched-Bibliographie. Berlin 1987.

gesellschaften, Kaufmannssozietäten oder auch wissenschaftliche Collegia, zu deren Mitgliedern auch Leibniz und Thomasius gehörten.<sup>6</sup>

Gottsched wurde mit dieser Form geselliger Wissenspflege zuerst in Leipzig bekannt. Er hat sie als Wirkungsmöglichkeit und als Raum für Kontakt- und Profilgewinnung sofort wahrgenommen. Schon Wochen nach seiner Ankunft gehörte er mehreren Leipziger Gesellschaften an, und während der folgenden 40 Jahre gründete er gut funktionierende Sozietäten kleinen und großen Stils und wurde in in- und ausländische Akademien berufen.

Eine epochale Bedeutung gewann Gottscheds Wirken für und innerhalb der Leipziger sogenannten Deutschen Gesellschaft.<sup>7</sup> Die Gesellschaft existierte seit 1697 zunächst als landsmannschaftliche Vereinigung Lausitzer Studenten unter dem Namen Görlitzer Poetisches Kollegium, 1717 öffnete sie sich für weitere Mitglieder und nahm den Namen Teutschübende Poetische Gesellschaft an. Ihr Hauptwerk bestand in der Herstellung und wechselseitigen Begutachtung poetischer Texte. Gottsched trat zwei Wochen nach seiner Ankunft in Leipzig bei. Er war von der Debattenkultur und den analytischen Fähigkeiten der Mitglieder beeindruckt und ließ sich belehren. Aber je länger Gottsched der Gesellschaft angehörte, desto mehr drückte er ihr den Stempel auf und konzipierte eine geradezu vermessenen wirkende Neuausrichtung. 1727 wurde Gottsched Senior – eine Art Geschäftsführer – der Gesellschaft, deren Name nun in Deutsche Gesellschaft geändert wurde.

Es wurde eine *Nachricht von der erneuerten Deutschen Gesellschaft in Leipzig* veröffentlicht, die wesentlich von Gottsched ausgearbeitet war, und darin begründete man die Wahl des Namens. Mit ihrem überregional-gesamtdeutschen Anspruch zeugte die Namenswahl nicht eben von Bescheidenheit. Die Begründung stellte klar, dass Bescheidenheit auch gar nicht beabsichtigt war. Man habe den Namen in Analogie zur „Académie Française“ gewählt, also zu der für Sprachangelegenheiten zuständigen französischen Nationalakademie. Die Berechtigung dazu wurde damit erklärt, dass Leipzig – gewissermaßen wie Paris in Frankreich – ein Treffpunkt des gesamten Reiches – hier war an Medien, Verlagsort, Messe und Universität gedacht – und damit der ideale Ort für die Etablierung einer solchen Gesellschaft sei. Der Zugang war nicht an landsmannschaftliche Vorbedingungen geknüpft, vielmehr sollte die Gesellschaft „allen Liebhabern der Deutschen Sprache offen stehen“.<sup>8</sup> Tatsächlich gab es Bewer-

6 Vgl. Detlef Döring: Sozietäten. In: Detlef Döring, Cecilie Hollberg: Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften. Essays. Dresden 2009, S. 112–119.

7 Detlef Döring. Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds. Tübingen 2002.

8 Gottsched: *Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, Bis auf das Jahr 1731.* fortgesetzt. Leipzig 1731, S. 31.

bungen aus allen Regionen des Reichs. Die Gesellschaft entfaltete im folgenden Jahrzehnt eine bemerkenswerte Aktivität: In nahezu jedem Jahr erschien ein Band mit Texten der Gesellschaft. Nach dem Vorbild französischer Akademien wurde alljährlich ein Preis auf das beste Gedicht und den gelungensten Prosatext ausgelobt.

Seit 1732 erschien eine Zeitschrift für Themen deutscher Sprache und Literatur, wovon noch zu reden sein wird. Es wurden Einsendungen erbeten und eine Mobilisierung der Öffentlichkeit angestrebt. Die Gesellschaft lief auf Hochtouren und wurde im ganzen Reich wahrgenommen, als Gottsched 1738 aufgrund interner Spannungen die Gesellschaft überraschend verließ. Offenbar hatte sein Wirken diktatorische Züge angenommen, und manch einer mochte sich durch seine Ansprüche schlicht überfordert gefühlt haben. Dass er der Motor des Unternehmens war, zeigte sich daran, dass mit seinem Austritt die Veröffentlichungen ausblieben und die Gesellschaft in einen Tiefschlaf versank. Der Verlust hielt sich indes in Grenzen, denn die Absicht, die deutschsprachige Öffentlichkeit für die Belange der deutschen Sprache und eine kulturelle Erneuerung zu gewinnen, hatte sich auf anderem Weg durchgesetzt. In Anlehnung an das Leipziger Vorbild waren mittlerweile gleichnamige Gründungen an zahlreichen anderen Orten erfolgt.<sup>9</sup> Gottsched aber war, wie der Artikel der *Enzyklopädie der Neuzeit* mit Recht festhält „die zentrale Gründungsgestalt“<sup>10</sup> dieser das 18. Jahrhundert prägenden Gesellungsform.

## Zeitschriften

Wenn Leipzig als deutsche Pressehauptstadt des 18. Jahrhunderts bezeichnet wurde,<sup>11</sup> dann bezog sich dies sicher nicht auf die Publikationsform Zeitung. Zwar erschien mit den Leipziger sog. *Einkommenden Zeitungen* von 1650 erstmals in Deutschland eine Zeitung an fünf oder sechs Tagen pro Woche und nicht nur an dreien wie andernorts. Aber das Erstgeburtsrecht für gedruckte Zeitungen können Straßburg und Wolfenbüttel mit dem Erscheinungsjahren 1605 und 1609 in Anspruch nehmen. Die mit wechselnden Titeln über etliche Jahrzehnte erscheinende einzige Leipziger Zeitung unter-

9 Vgl. die Übersicht in Richard von Dülmen: Die Gesellschaft der Aufklärer. Frankfurt am Main 1996, S. 151f. Vgl. auch Andreas Erb: Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Ein Gruppenbild. Halle-Wittenberg, Martin-Luther-Universität, Phil. Fak. I, Habil.-Schrift, 2020.

10 Wolfgang Hardtwig: Deutsche Gesellschaften. In: *Enzyklopädie der Neuzeit* 2 (2005), Sp. 936–938, 936.

11 Jürgen Schlimper: Deutschlands Pressehauptstadt an der Pleiße? Einige Argumente für die Hauptstadt-Bezeichnung. In: „Zeitung Drucken ist ein wichtiges werck“. 350 Jahre Tagespresse in Leipzig. Leipzig 2000, S. 205–224.

schied sich mit ihren vier bedruckten Seiten in nichts von den Zeitungen anderer Orte des Reichs.

Eine ganz andere Stellung kam Leipzig in der Entwicklung des Zeitschriftenwesens zu, sowohl was die Dichte als auch was die Relevanz der Zeitschriftenproduktion angeht. Als erste europäische Zeitschrift entstand 1665 das Pariser *Journal des Sçavans*, im selben Jahr folgten die Londoner *Philosophical Transactions*. Sie enthielten Berichte über Neuerscheinungen auf allen Gebieten der Wissenschaft und dienten der Information und der Kommunikation vor allem unter den Gelehrten. Beide erschienen jeweils in der Hauptstadt zentral organisierter Nationalstaaten, beide jeweils in der Landessprache, beide konnten sich auf die vor Ort wirkenden nationalen Wissenschaftsakademien stützen. Das deutsche Pendant hieß *Acta Eruditorum* und wurde 1682 in Leipzig aus der Taufe gehoben.<sup>12</sup> Wie im Titel zu erkennen, bevorzugte man Latein als Universalsprache der Gelehrten. Dies nicht nur, weil Deutsch als Wissenschaftssprache noch unentwickelt war, sondern weil Rezipienten in ganz Europa erreicht werden sollten. Man legte die Messlatte hoch. Der Gründer, der Leipziger Philosophieprofessor Otto Mencke, hatte auf Reisen durch Europa zahlreiche Kontakte geknüpft und Bezugsmöglichkeiten für Neuerscheinungen zur Rezension und Vertriebsmöglichkeiten ausgelotet. Die Rezensenten und Mitarbeiter kamen zunächst aus dem Bereich der Universität. Aber auch große Namen der deutschen und internationalen Wissenschaftswelt waren vertreten, Christian Wolff, Johann Franz Buddeus, Lodovico Antonio Muratori, Johann und Jakob Bernoulli und vor allem Leibniz, der schon in der Planungsphase über alle Einzelheiten mit Mencke korrespondierte und schließlich auch wichtige Texte wie den Grundlagentext über die Differentialrechnung in den *Acta* veröffentlichte.

Die Zeitschrift existierte 100 Jahre und blieb im Besitz der Familie Mencke, die auch weitere innovative Periodika in Auftrag gab, so die seit 1715 erscheinenden *Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*, die das ehrgeizige Ziel verfolgten, ihren Lesern einen fortlaufenden Überblick über die gesamte europäische Wissensproduktion und die Produzenten zu verschaffen. Im Hause Mencke war Gottsched alsbald an beiden Publikationen beteiligt.<sup>13</sup> Sein eigenes Profil gewann er indes auf anderem Wege, durch die Veröffentlichung zweier sogenann-

<sup>12</sup> Vgl. Augustinus Hubertus Laeven: *The Acta Eruditorum under the editorship of Otto Mencke*. Amsterdam, Maarssen 1990.

<sup>13</sup> Über die von Gottsched verfassten Rezensionen vgl. Augustinus Hubertus Laeven, Lucia Johanna Maria Laeven-Aretz: *The authors and reviewers of the Acta Eruditorum 1682-1735*. Molenhoek 2014 (elektronische Publikation). Gottscheds Mitwirkung an den *Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen* erschließt sich aus einer Anzeige von Johann Gottlieb Krause, ihrem ersten Redakteur, seit 1727 Professor in Wittenberg. Er bat die Leser, Zuschriften an ihn nach Wittenberg „oder nach Leipzig an Herr M. Gottscheden ... zu übersenden“. *Neue Zeitungen 1727*, Vorrede, Bl. ]()() (4v]

ter moralischer Wochenschriften.<sup>14</sup> Dieser Typus Zeitschriften war eben erst, um 1710, in England aufgekommen und war mithin die modernste Kommunikationsform für ein bürgerliches Publikum. Inhaltlich waren die moralischen Wochenschriften, die in Deutschland zunächst Sittenschriften hießen, nicht an aktuellen Ereignissen oder politischen Debatten orientiert. Vielmehr wurden Alltagsthemen in essayartigen und möglichst anschaulich-witzigen Beiträgen verhandelt.

Unter den „weit über hundert“ Wochenschriften,<sup>15</sup> die im deutschen 18. Jahrhundert mit sprechenden Titeln, einer fiktiven charakteristischen Herausgeberpersönlichkeit und kurzer – im Höchstfall dreijähriger – Erscheinungsdauer erschienen, gibt es etwa ein Dutzend, die als exemplarisch galten und gelten. Der *Hamburger Patriot* aus den Jahren 1724–26 gehört dazu und eben Gottscheds beide Wochenschriften mit den Titeln *Die Vernünftigen Tadlerinnen* und *Der Biedermann*. Insbesondere mit den *Tadlerinnen* gelang ein wirkungsträchtiger Coup, denn sie präsentierten sich mit der Fiktion eines von Frauen für Frauen gemachten Periodikums. Die *Tadlerinnen* waren damit die erste deutsche Frauenzeitschrift und nahmen eine Vorbildrolle für ähnlich ausgerichtete weitere Zeitschriften im 18. Jahrhundert ein.<sup>16</sup> Zielgruppe der Wochenschriften war der bürgerliche Stand im weitesten Sinne, Kaufleute, Ärzte, Beamte, Offiziere, Landadel – und deren Frauen. Die aber sollten nicht nur Konsumenten sein. Sie wurden zu Reaktion und Mitwirkung aufgefordert, und tatsächlich zeigten die zahlreichen Leserbriefe eine lebhafteste Anteilnahme an den *Tadlerinnen* und ihrem Nachfolger *Biedermann*. Gottscheds Wochenschriften wurden so zu einem Forum öffentlicher Diskussion und zum Verständigungsort über bürgerliche Werte. „Damit bildet sich hier, was zuvor ein unbekanntes Phänomen war, eine Sphäre rasonnierender Öffentlichkeit heraus“ schreibt Wolfgang Martens, Autor der grundlegenden Studie über die Moralischen Wochenschriften.<sup>17</sup> Um wenigstens einige Themen zu nennen: Es ging um Kritik an Vorurteilen, Toleranz, Patriotismus als Einsatz für das Gemeinwesen, Sprachpflege, Duellwe-

14 Zum Folgenden vgl. Gabriele Ball: *Moralische Küsse. Gottsched als Zeitschriftenherausgeber und literarischer Vermittler*. Göttingen 2000.

15 Wilhelm Kühlmann: *Moralische Aufklärung im 18. Jahrhundert. Ziele, Medien, Aporien*. In: Misia Sophia Doms, Bernhard Walcher: *Periodische Erziehung des Menschengeschlechts. Moralische Wochenschriften im deutschsprachigen Raum*. Bern u. a. 2012, S. 15–46, 16.

16 Vgl. Hugo Lachmansi: *Die deutschen Frauenzeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts*. Berlin 1900, S. 14–23; Ulrike Weckel: *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum*. Tübingen 1998, S. 21f.

17 Wolfgang Martens: *Nachwort*. In: Gottsched. *Der Biedermann*. Faksimiledruck der Originalausgabe Leipzig 1727–1729. Stuttgart 1975, S. 11\*–35\*, 17\*; Martens' Grundlagenwerk trägt den Titel: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1968 und 1971.



Lautenistin und gehörte als Übersetzerin und Schriftstellerin zu den Berühmtheiten ihrer Zeit.

Mit seinen beiden erfolgreichen Wochenschriften und weiteren Publikationen auf der Veröffentlichungsliste bewarb sich Gottsched um eine Leipziger Hochschulposition, 1729 wurde er außerordentlicher Professor für Poesie. Die nächste von ihm mitbegründete und zu einem überwiegenden Teil von ihm redigierte Zeitschrift war infolgedessen eher wissenschaftlich geprägt, wie schon ihr Titel sagt. 1732 bis 1744 erschienen die 8 Bände der *Beyträge zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*. Als kollektiver Herausgeber wurde die Deutsche Gesellschaft benannt. Deren Aufgaben und Ziele bestimmten das Programm. Der gesamte Komplex der deutschen Sprache und Literatur in verschiedenen Facetten wurde hier erschlossen und beurteilt. Neben der gelehrten Ausrichtung, die den Reichtum der deutschen Sprache vor Augen führen sollte, verfolgte die Zeitschrift auch sprachpflegerische und sprachpädagogische Ziele. Die Beiträge wurden deshalb als „erste Fachzeitschrift für deutsche Literatur und Sprache“<sup>19</sup> bezeichnet.

Kaum war diese Zeitschrift 1744 beendet, gründete Gottsched mit dem *Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste* ein Periodikum gänzlich anderer Ausrichtung. Es enthält ohne Systematik oder Vollständigkeitsansprüche Rezensionen zu Werken nahezu aller Wissenschaften verschiedener Länder. Den Herausgeber erreichten zahlreiche Einsendungen, häufig auch von Personen, die ihm gänzlich unbekannt waren: Übersetzungen poetischer Werke, aber auch astronomische oder archäologische Befunde, beispielsweise von einem schlesischen Pfarrer, der sich auf Überreste germanischer Stämme in seiner Region spezialisiert hatte.<sup>20</sup> Das Themenspektrum kannte kaum Grenzen. Man könnte es herablassend Beliebigkeit nennen, aber das würde unterschlagen, dass genau diese thematische Weite dem Konzept Gottscheds entsprach.

Gottsched ging davon aus, dass dank der in den zurückliegenden 20 Jahren geleisteten Arbeit an der deutschen Sprache „dieselbe so gebessert oder ausgeputzet“ war,<sup>21</sup> dass ihre Ausdrucksmöglichkeiten enorm gewachsen und auf alle Wissensbereiche anwendbar sind. Nun sollte diese Ausdrucksfähigkeit in den Dienst der kulturellen Bereicherung und der Information eines für Bildung aufgeschlossenen Publikums gestellt werden, das, wie an den erwähnten Einsendungen schon deutlich, wieder zur Mitarbeit eingeladen war und davon auch

19 Vgl. Detlef Döring: *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache*. Zum 275. Jahrestag der Herausgabe der ersten Fachzeitschrift für deutsche Sprache und Literatur. In: Universität Leipzig. Jubiläen 2007. Personen, Ereignisse. Leipzig 2007, S. 93–96.

20 Vgl. *Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste* 6 (1748), S. 375–381.

21 Gottsched an seinen Bruder Johann Heinrich Gottsched, Leipzig 6. Oktober 1743. In: Gottsched: Briefwechsel 9 (2105), S. 378, Z. 11f.

reichlich Gebrauch machte. Von der Zeitschrift und ihrer unmittelbaren Fortsetzung, die Gottsched mit dem bezeichnenden Titel *Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit* versah, erschienen über 17 Jahre Monat für Monat ein Heft mit ca. 10 Beiträgen, die vollständigen Jahrgänge im Schnitt 1000 Seiten stark. Diese Zeitschriften Gottscheds werden pressegeschichtlich nicht sonderlich beachtet, da sie wenig Innovationspotential aufweisen. Aber Gottsched traf den Publikumsgeschmack, wie aus der Bemerkung eines Korrespondenten hervorgeht, der das *Neueste* zur „berühmtesten und lesenswürdigsten aller deutschen Monatschriften“ erklärte.<sup>22</sup>

Beim Thema Gottsched und die Zeitschriften müsste auch der enge Kontakt zu zahlreichen Redakteuren und die Pflege der Freundschaften und Feindschaften im Bereich des Pressewesens erörtert werden.<sup>23</sup> Ebenso wäre daran zu erinnern, dass die Geschichte der literarischen Zeitschrift in Deutschland mit Zeitschriften des Gottschedkreises beginnt.<sup>24</sup> Es soll bei dieser Erwähnung sein Bewenden haben und die Aufmerksamkeit auf einen dritten Wirkungskreis gerichtet werden, aus dem Gottsched nicht wegzudenken ist: Das Theater.

## Theater

Gottsched ist erstmals in Leipzig mit einem professionellen Theaterspiel bekannt geworden. Zwar gab es wie in den übrigen deutschen bürgerlichen Zentren keine feste Bühne, aber speziell zu den drei Leipziger Messen waren die für die Theaterszene typischen Wandertruppen in der Stadt zu sehen, sofern sie ein landesherrliches Privileg aufzuweisen und vom Magistrat eine Spielerlaubnis erhalten hatten. Gottsched war vom Spiel zugleich fasziniert und abgestoßen. Fasziniert von den Möglichkeiten des Theaters und sicher auch vom unmittelbaren Eindruck, abgestoßen von der Wirklichkeit und dem Zustand der Schaubühne. Seine eigene Beschreibung lautet so: Er habe nach seiner Ankunft in Leipzig seine „ungemeine Lust“ aufs Theaterspiel befriedigen können und „kein einziges Stück“ versäumt, das in den Messzeiten gespielt wurde. „Dergestalt stellte ich zwar anfänglich mein Verlangen dadurch; allein, ich ward auch die große Verwirrung bald gewahr, darin diese Schaubühne steckete. Lauter schwülstige und mit Harlekins Lustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter

22 Paul Christian Henrici an Gottsched, Altona 5. April 1758, Tartu, UB, Mrg. CCCLIVa Ep. phil. III, Bl. 169-170.

23 Vgl. Rüdiger Otto: Gottsched und die zeitgenössische Publizistik. In: Eric Achermann (Hrsg.): Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft. Berlin 2014, S. 293–338.

24 Vgl. Jürgen Wilke: Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688–1789). Teil II: Repertorium. Stuttgart 1978, S. 2–34.

unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam.“<sup>25</sup>

Tatsächlich entspricht diese – häufig zitierte – Beschreibung dem Befund theaterhistorischer Darstellungen. Die Wandertheater waren vor allem Jahrmarktspektakel. Die Schauspieler traten auf selbstgezimmerten Bühnen auf und brachten ihre Dekorationen mit. Die Stücke wurden mit effektheischenden Plakaten angekündigt. Es gab keinen festen Text, nur allgemeine Szenenangaben. Sie gaben den Handlungsrahmen vor, alles Übrige war der Improvisationskunst der Schauspieler überlassen und infolgedessen nicht ganz steuerbar. Die sogenannten Haupt- und Staatsaktionen zeigten Szenen politischer Natur aus Geschichte und Gegenwart, wobei starke Effekte, grobe Überzeichnungen und blutrünstige Szenen, nicht aber klare Handlungen mit erkennbaren Intentionen zu sehen waren. Gleichzeitig war der Harlekin als Kommentator und Spaßmacher mit buntem Rock auf der Bühne unterwegs, kommentierte die Szenen und heizte das Publikum an. Die Funktion des Theaters bestand in Unterhaltung, Zerstreuung, Belustigung. Das gesellschaftliche Ansehen von Spiel und Spieler war dementsprechend gering. Schauspieler wurden als moralisch zweifelhafte Existenzen angesehen. Der Beruf galt als unehrenhaft, dem Henker oder Abdecker vergleichbar.

Es gab Schauspieltruppen, die an einer Veränderung des Erscheinungsbildes und der sozialen Stellung der Schauspieler interessiert waren, aber das blieb folgenlos. Gottscheds Engagement stellte insofern eine Zäsur dar. Er nahm in Leipzig Kontakt zu einer Prinzipalin auf, die auf Verbesserung des Schauspiels und des Schauspielerstandes sann: Caroline Friederike Neuber, die Neuberin. Wann immer der Wendepunkt oder Neubeginn des deutschen Theaters im 18. Jahrhundert zur Sprache kommt, stößt man auf die Namensverbindung Gottsched-Neuber.

Gottsched rühmte öffentlich die Qualitäten der Schauspielerin. Sie, ihr Mann und ihre Truppe übernahmen seine Idee davon, was Theater sein, wie es wirken und welchen Weg es einschlagen soll. Um es kurz zu beschreiben: Gottsched knüpfte an die Funktion des Theaters in der Antike an: Für Bildung und moralische Erziehung, für „den nützlichsten Unterricht von Gott und der Tugend“ waren, so Gottsched, bei Griechen und Römern die Dichter zuständig. „Sonderlich aber waren die öffentlichen Schauspiele das bequemste Mittel, den Einwohnern ganzer Städte die Sittenlehre der Weltweisen, selbst durch die Belustigung, auf eine sinnliche Art einzuprägen“.<sup>26</sup> Zwar werde diese Aufgabe gegenwärtig

25 Vorrede zur ersten Ausgabe von Gottsched Tragödie *Der Sterbende Cato*. In: Gottsched: Ausgewählte Werke 2 (1970), S. 5.

26 Gottsched: Erste Gründe der gesammten Weltweisheit. Praktischer Theil. Ausgewählte Werke 5/2 (1983), S. 477.

tig von Kirche und Schule wahrgenommen, aber das Theater habe gegenüber der bloßen Belehrung durch Kanzel, Katheder oder moralphilosophische Traktate den unbestreitbaren Vorzug, anschaulich zu sein und Erlebnisse mit starker emotionaler Beteiligung zu vermitteln. Das Ziel der moralischen Erziehung bleibt dasselbe, aber die Intensität und Nachhaltigkeit der Vermittlung spricht für das Schauspiel, das selbstverständlich „von allen unehrbaren und lasterhaften Vorstellungen“<sup>27</sup> frei zu sein hat.

Gottsched stellte es sich so vor, dass in Schauspielen oder Tragödien Verhaltensweisen exemplarisch dargestellt werden, die den Zuschauer erschüttern und zur Bewunderung und Nachahmung anregen. Die Betrachtung eines starken und von edlen Grundsätzen in den Widerwärtigkeiten seines Schicksals handelnden Charakters bewirkt etwas beim Zuschauer. „Ich fasse einen edlen Vorsatz, sie nachzuahmen, und fühle einen heimlichen Ehrgeiz, nicht schlechter als sie befunden zu werden.“<sup>28</sup> Der Mut, die Opferbereitschaft, Großzügigkeit, Toleranz oder was auch immer der Bühnenheld vorführt, hinterlassen Spuren beim Zuschauer. Er geht als besserer Mensch nach Hause. Diese Erziehungsabsicht zielt nicht allein auf die ungebildeten Bürger, die, wie Gottsched schreibt, „nach einem Zuckerwerke“ streben und „die nahrhafteste Speise“ beim Besuch der Schauspiele finden.<sup>29</sup> Auch Könige und Fürsten können auf diesem Wege, und möglicherweise nur dadurch, eine Belehrung erfahren. „Die Musen allein erkönnen sichs, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn sich euer ganzes Hofgesinde in Schmäuchler verwandelt hat.“<sup>30</sup>

Um diese Wirkung zu erzielen, musste das Theaterwesen nach Gottsched aber Grundvoraussetzungen erfüllen. An oberster Stelle stand die Literarisierung: Die Schauspieler sollten einen verbindlichen Text wortgenau lernen und wiedergeben. Dies erforderte ein Personal, das sich diesen Regeln unterwarf und in seiner zivilen Aufführung entgegen dem herkömmlichen Ruf sittsam zu sein hatte. Gottsched entwickelte ferner an der Antike orientierte Vorstellungen über den Aufbau der Bühne und er forderte an den Inhalt angepasste Kostüme. Aber nicht nur die Künstler, auch die Zuschauer sollten diszipliniert werden und, offenbar ein Novum, dem Bühnengeschehen sitzend, schweigend und aufmerksam folgen.

Soviel zu Gottscheds Erwartungen an die Beschaffenheit und Wirkungsmöglichkeit des Theaters. Es kam aber nach Lage der Dinge darauf an, die prognos-

27 Gottsched: Erste Gründe der gesammten Weltweisheit. Praktischer Theil. Ausgewählte Werke 5/2 (1983), S. 478.

28 Gottsched: Die Schauspiele, und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen. In: Gottsched: Ausgewählte Werke 9/2 (1976), S. 497, Z. 3–5.

29 Gottsched: Die Schauspiele (wie Anm. 28), S. 500, Z. 6f.

30 Gottsched: Die Schauspiele (wie Anm. 28), S. 497, Z. 24–26.

tizierte Wirkungsweise des veredelten Theaters in der Praxis unter Beweis zu stellen. Dies war Aufgabe der Theatertruppen, stellte aber auch an Gottsched erhöhte Anforderungen.

Ein immer wiederkehrendes Motiv in den Briefen des Ehepaares Neuber an Gottsched ist die Forderung neuer Dramentexte.<sup>31</sup> Es gab schlicht kaum deutsche Stücke, die die erforderliche Qualität für ein literarisches Theater besaßen. Gottsched sah jedoch im Theater der französischen Klassik – Racine, Corneille, Moliere – auf mustergültige Weise sein Ideal verwirklicht. Oder anders: Das französische Theater und die französische klassizistische Ästhetik bildeten den Modellfall für Gottscheds eigene Anschauungen. Die geforderten Theatertexte wurden folglich zunächst durch Übersetzungen aus dem Französischen gewonnen. Gottsched legte selbst Hand an und spornte seinen Freundes- und Schülerkreis zum Übersetzen an. Bildeten diese Übersetzungen zunächst das Repertoire der Neuberschen Truppe, so gab Gottsched in seinem poetologischen Hauptwerke, dem *Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen*, einem Erfolgsbuch ersten Ranges, genaue Anweisungen, um nicht zu sagen eine Bauanleitung für die Herstellung dramatischer Texte.<sup>32</sup> Er verband dies mit der Erwartung, dass auch deutsche Autoren qualifizierte Theatertexte anfertigen würden, so dass der Anschluss an das französisch-europäische Niveau gefunden würde.

Da sich aber zunächst kein deutscher Autor mit einem eigenen Theaterstück an die Öffentlichkeit wagte, übernahm Gottsched selbst die Rolle des Pioniers und veröffentlichte 1732 das Trauerspiel *Der Sterbende Cato*. Das Stück wurde schon zwei Jahrzehnte später von einer jüngeren Generation wegen seiner kunstgewerblichen Machart bespöttelt. Zum Zeitpunkt seines Erscheinens indes machte es Sen-



Abb. 3: Titelblatt der anlässlich der Wiener Erstaufführung gedruckten ersten Ausgabe von Gottsched Trauerspiel *Der sterbende Cato*

31 Die Briefe der Neubers sind enthalten in Gottsched: Briefwechsel 1 (2007) – 5 (2011).

32 Vgl. Gottsched: Ausgewählte Werke 6/2 (1972), S. 309–360.

sation und wurde auf allen namhaften Theaterbühnen gespielt. Nach der Wiener Erstaufführung „in dem Schau-Platz nächst der Kaiserl. Burg“ am 18. Februar 1748,<sup>33</sup> (Abb. 3) die in Gegenwart des Kaiserehepaars und der Hofgesellschaft stattfand, wurde Gottsched aus Wien über den triumphalen Erfolg und der damit in die Wege geleiteten neuen Qualität des Theaters unterrichtet.<sup>34</sup> Trotz aller Mangelhaftigkeit galt und gilt der *Cato* unter den Zeitgenossen und Theaterhistorikern als erstes deutsches Originalschauspiel.

Vor allem war das Stück eine Art Initialzündung, die ein erstaunliches Produktionsfieber auslöste, wie an Gottscheds Briefwechsel zu beobachten (Abb. 4). Beamte, Advokaten, Lehrer und sogar Schüler sandten ihre Dramentexte, -entwürfe oder -pläne an Gottsched, verbunden mit der Bitte um Beratung und Zustimmung. Der Stückebedarf wuchs, als neben der Neuberschen Truppe weitere Theaterkompanien für das Reformtheater gewonnen wurden und Kontakt zu Gottsched aufnahmen. Gottsched trug diesem Sachverhalt Rechnung. Er veröffentlichte eine großangelegte Sammlung der unterdessen vorliegenden Texte – Tragödien und Komödien, Übersetzungen und Originalstücke. In den Jahren 1740 bis 1745 erschien die *Deutsche Schaubühne* – 6 Bände mit jeweils 6 Stücken. Bestand der erste Band noch ausschließlich aus Übersetzungen, so wuchs in den folgenden Bänden der Anteil an Originalstücken.



**Abb. 4:** Briefe von und vor allem an Gottsched und seine Frau, überliefert in 22 Foliobänden, befinden sich im Besitz der Leipziger Universitätsbibliothek. Sie werden an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in einer historisch-kritischen Ausgabe veröffentlicht; bislang erschienen: Band 1–13, Berlin, Boston: Walter de Gruyter, 2007–2019.

Gegenüber dem Franzosen Éléazar de Mauvillon, der in den 1740 erschienenen *Lettres françoises et germaniques* den Deutschen die Fähigkeit zu ansehnlichen poetischen Erzeugnissen abgesprochen hatte, sah sich Gottsched 1743 in der Vorrede zum vierten Teil zu der ebenso stolzen wie kühnen Aussage imstande, dass die hier enthaltenen Dramen „nicht nur deutsche Originale, sondern auch gu-

33 Wienerisches Diarium Nr. 15 vom 21. Februar 1748, [S. 6].

34 Vgl. Gottsched: Briefwechsel 13 (2019), Nr. 35, S. 104f. und Nr. 124, S. 354f.

te und regelmäßige Originale sind, die es mit den besten Stücken seiner Nation aufnehmen können“.<sup>35</sup>

Die Sammlung wurde von den Schauspieltruppen eifrig genutzt, aber dank der ansteckenden Theaterleidenschaft fanden sich in kurzer Zeit Autoren, die mit besseren poetischen Fähigkeiten ausgestattet waren und sich in den Kanon der deutschen Literatur einschreiben konnten, Lessing, Dichter des Sturm und Drang, Goethe, Schiller. Gottsched geriet darüber in Vergessenheit, aber dass Gottsched der geistige Vater und Initiator der „Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ ist, über die Schillers berühmte Mannheimer Rede handelt, sollte von Zeit zu Zeit in Erinnerung gerufen werden.

### **Schlussbemerkung**

Meine Ausführungen sollten zeigen, dass Gottsched die Gegebenheiten Leipzigs als Universitäts-, Buch- und Zeitschriften- wie auch Messestadt in vollem Maße ausgeschöpft und dass er die modernsten Kommunikationsmittel eingesetzt hat, um bürgerlich-aufklärerische Werte in die Öffentlichkeit zu tragen und zum Diskurs einzuladen. Es ist darauf hingewiesen worden, dass Gottsched damit eine Bürgergesellschaft vorausgesetzt hat, die es als etablierte Größe noch gar nicht gab, „mit seiner Publizistik nahm er die Sozialformation Bürgertum gewissermaßen vorweg“.<sup>36</sup> Gottsched hat allerdings, wie deutlich geworden sein dürfte, gleichgestimmte und für öffentliche Anliegen zugängliche Teilnehmer gefunden, der Widerhall bestätigte die Angemessenheit seiner Unternehmungen. Dass er damit einen entscheidenden Beitrag zur bürgerlich-nationalkulturellen Bewusstseinsbildung und damit zur Befestigung der „Sozialformation Bürgertum“ geleistet hat, dürfte außer Frage stehen.

---

35 Gottsched: Vorrede. In: Die Deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Mustern der Alten. Vierter Theil. Leipzig 1743, S. 5.

36 Daniel Fulda: Die Erschaffung der Nation als Literaturgesellschaft. Zu einer meist übergangenen Leistung des Publizisten Gottsched. In: Denkströme 4 (2010), S. 12–29, 24.



# Das Leipziger Bürgertum im 19. Jahrhundert

VON THOMAS FUCHS

## 1. Einleitung: Bürgertum und Stadt

„Bürgerlichkeit“ gilt als Signum der modernen Gesellschaft nach Überwindung der ständischen Welt, das Bürgertum als diejenige Sozialschicht, die Deutschland und Europa zwischen dem späten 18. Jahrhundert und dem frühen 20. Jahrhundert in die Moderne führte.<sup>1</sup> Die Geschichte der europäischen Moderne kann als steter Aufstieg der Stadt interpretiert werden. Bezogen auf die Entwicklung der städtischen Moderne in Deutschland können drei Entwicklungsschritte ausgemacht werden. Der Übergang von der frühneuzeitlichen Stadt wurde in einer „liberalen Moderne“ eingeleitet, getragen von freiheitlichen politischen und ökonomischen Grundvorstellungen des Bürgertums. Ihr folgte eine „geordnete Moderne“, in der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wesentliche Modernisierungsimpulse von Oben im Zuge der Nationalstaatsbildung ausgingen. Das „postmoderne“ Zeitalter schließlich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeichnet sich durch Homogenisierung der Lebensstile, die Vorrangstellung des Dienstleistungsgewerbes gegenüber der Industrie bis zur digitalen Revolution, die Entstehung von Megastädten und die Einordnung in globalisierte Warenaustausch- und Verkehrsbeziehungen aus.<sup>2</sup>

Auch in Leipzig lassen sich wesentliche Merkmale der städtischen Modernisierungs- und der sie begleitenden politischen, ökonomischen und sozialen Transformationsprozesse nachweisen.<sup>3</sup> Drei Phänomene machten die Besonderheit Leipzigs aus: die Messe, die Universität und das Buchgewerbe (**Abb. 1**).

---

1 Der Beitrag stellt eine gekürzte Fassung eines längeren Aufsatzes zum Thema dar: *Thomas Fuchs* (2014): Stadt und Bürgertum. Leipzig im langen 19. Jahrhundert, in: Thomas Fuchs/Sylvia Kabelitz (Hrsg.): *Wustmann und Andere. Bürgerliches Leben in Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert*, Ausstellung in der Universitätsbibliothek Leipzig vom 28. November 2014 bis 1. März 2015, Leipzig, S. 9–46.

2 *Friedrich Lenger* (2014): *Metropolen der Moderne: eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, 2. Aufl., München.

3 Im Folgenden: *Horst Thieme* (1978): Die Entwicklung Leipzigs zur kapitalistischen Großstadt und zu einem bedeutenden Zentrum der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, in: *Leipzig. Geschichte der Stadt in Wort und Bild*, hrsg. von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Karl Czok und Horst Thieme, Berlin, S. 30–60; *Hartmut Zwahr* (1990): Leipzig im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft (1763–1871). In: *Neues Leipzigerisches Geschicht-Buch*, hrsg. von Klaus Sohl, Leipzig, S. 132–179.



*Abb. 1: Fotografie der Petersstraße zur Messezeit 1912 (UB Leipzig, Hist.Sax.278-ek).*

## **2. Leipzig: Messe, Handel und Universität**

Die Leipziger Messe fungierte in der Frühen Neuzeit als zentraler Umschlagort für Waren aller Art, als Drehscheibe des Handels. Die wichtigsten Güter, die gehandelt wurden, waren Textilprodukte, Rauchwaren (Pelze und Vorprodukte) und Bücher. Mit der Einführung mechanisierter Produktionsabläufe sowie der zunehmenden Überwindung der innerdeutschen Zollschranken stiegen die produzierten und gehandelten Warenmengen erheblich an. Im Frühjahr 1914 tummelten sich in der Innenstadt mehr als 4.000 Aussteller und 36.000 Einkäufer. Mit dem Bau der großen Messepaläste in der Innenstadt wurde die das Stadtbild prägende Bauform gefunden.

Die Universität Leipzig war bis zu den Reformen des 19. Jahrhunderts eine Korporation von Professoren und Studenten eigenen Rechts. Die Universität war in erster Linie Ausbildungseinrichtung für den Beamtenstand und erst in zweiter Linie eine wissenschaftliche Einrichtung. Erst im 19. Jahrhundert wandelten sich die Universitäten strukturell zu Wissenschaftsorten.

1830 wurde die alte Nationenverfassung aufgelöst. An ihre Stelle traten Fakultäten und längerfristig Fachinstitute, die Forschung und Lehre entlang der Wissenschaftsfächer konzentrierten. Akademische Bildung avancierte zu einem zentralen gesellschaftlichen Ziel, mit dem sozialer Vorrang begründet werden konnte.

Symbolhafter Ausdruck der neugestalteten Alma Mater Lipsiensis war das 1836 eingeweihte Hauptgebäude am Augustusplatz, das Augusteum. Seminare, Institute, Bibliotheken, an ihrer Spitze die von Arwed Roßbach erbaute Bibliotheca Albertina, Museen und Sammlungen ließen die Universität immer weiter wachsen (**Abb. 2**).



*Abb. 2: Wettbewerbsentwurf von Arwed Roßbach für den Bau der Universitätsbibliothek, Situationsplan, um 1885; das gegenüberliegende Konzerthaus ist nur in den Fundamenten angedeutet (UB Leipzig, Ms 2822).*

Parallel zum Ausbau der Universität konnten auch nachrangige Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen von der erheblichen Ausweitung des Bildungs- und Wissenschaftssektors profitieren. Bei all dem darf nicht vergessen werden, dass der Zugang zu den höheren Bildungseinrichtungen nur einer kleinen Schicht offen war.

Leipzig als Universitätsstadt erlebte nicht nur die Ausbildung von „Wissenschaft als Beruf“, sondern auch eine erhebliche Ausweitung von akademischen

Berufen, die für die dominante Stellung des Buchgewerbes in Leipzig unerlässlich war. Nach dem Ende der napoleonischen Ära entstanden in Leipzig große Verlagsunternehmen, die hoch arbeitsteilig produzierten und den gesamten Produktions- und Verwertungsprozess in einer Firma konzentrierten. Unternehmen wie Göschen, Breitkopf und Härtel, Teubner oder Reclam begründeten die Stellung Leipzigs als führendes Buchzentrum bis in das frühe 20. Jahrhundert.

### **3. Stadtentwicklung im frühen 19. Jahrhundert**

Die durch die Französische Revolution ausgelösten politischen und sozialen Umwälzungen ließen Leipzig nicht unberührt. Die Sachsen mussten in besonderer Weise den Preis für die gescheiterte Expansionspolitik Napoleons bezahlen, zunächst durch die Menschenverluste im Russlandfeldzug, insbesondere aber durch die vor den Toren Leipzigs ausgetragene Völkerschlacht vom 16. bis 19. Oktober 1813. Bis dahin unvorstellbare Gefallenen- und Verwundetenzahlen führten zur Ausbreitung von Seuchen und Hungersnöten in der Stadt. Rund 10 Prozent der Stadtbevölkerung starb an den unmittelbaren oder mittelbaren Kriegsfolgen. Das Wirtschaftsleben kam völlig zum Erliegen. Mit der Wiener Kongressakte wurde das Königreich geteilt. Rund 57 Prozent des Territoriums und gut 42 Prozent der Bevölkerung gingen an Preußen.

Die sächsische Niederlage in den napoleonischen Kriegen, die Demütigung des Königs und seine Gefangenschaft sowie die Gebietsverluste schufen für einige Jahre einen Freiraum für die Gestaltung der städtischen Politik. In gewisser Weise begann nach 1815 das bürgerliche Zeitalter Leipzigs. Ausdrucksstärkster Hinweis darauf sind die Vielzahl von Vereinsgründungen, die erhebliche Bautätigkeit in den folgenden Jahrzehnten und die politische Vorrangstellung des Besitzbürgertums bis zur Reichsgründung.

Die für das Bürgertum konstitutiven Vergesellschaftungsformen bauten auf der Soziabilitätsbewegung der Aufklärungsepoche auf. Nach 1815 nahm die Gründung bürgerlicher Vereine sprunghaft zu. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die bürgerlichen Vereine immer mehr zu einer Vereinigung zur Erreichung bestimmter Ziele. Rund 160 Gesellschaften, Vereine und Anstalten verfolgten im Kaiserreich vielfältigste Gruppeninteressen. Dieser Bereich der bürgerlichen Öffentlichkeit umfasste so unterschiedliche Institutionen wie den Albertverein überzeugter Monarchisten, den Arbeiterbildungsverein als sozialdemokratische Ortsorganisation, den Begräbnisverein Atropos, die Börsenhalle, den Verband der Sächsischen Konsumvereine, die verschiedenen Banken, Sparvereine und Darlehensanstalten, Aktiengesellschaften, Turn- und Gesangsvereine, Kirchenvereine sowie diverse Berufsgenossenschaften und die zahlreichen Bergwerks- und Versicherungsgesellschaften.

Die politische Unzufriedenheit der 1820 Jahre, die aus den ausbleibenden politischen und ökonomischen Reformen resultierten, brachten eine explosive Stimmung hervor, die sich nach Bekanntwerden der französischen Julirevolution auch in Leipzig entlud. Als bei einem Polterabend in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1830 lärmende Schmiedegesellen von der Polizei verprügelt wurden, rottete sich eine Menschenmenge aus Handwerkern, Gesellen, Studenten und Manufakturarbeitern zusammen und zog lärmend durch die Stadt. Die Menge erzwang den Rücktritt des Polizeichefs Jäger, die Auflösung der städtischen Polizeikompanie und den Rücktritt von missliebigen Beamten. Die durch die Einführung von Maschinen von Arbeitslosigkeit bedrohten Manufakturarbeiter bedrohten die Produktionsanlagen der Druckerei Brockhaus und der Pfaffendorfer Kammgarnspinnerei, wo gerade eine Dampfmaschine aufgebaut wurde. Die Brüder Brockhaus wurden von Buchdruckergehilfen gezwungen, auf den Einsatz von Schnellpressen zu verzichten.

Die Bedrohung der Eigentumsverhältnisse trennte das liberale Bürgertum von der proletarischen Bewegung der Gesellen und Manufakturarbeiter. Am 6. September schlossen sich Leipziger Bürger zur Kommunalgarde, einer Art Bürgerwehr, zusammen, die die Ruhe in der Stadt wiederherstellen sollte. Das in der Kommunalgarde organisierte Bürgertum nutzte die Chance und führte ein bürgerliches Regiment ein. Im September 1830 richteten Bürgerversammlungen in den sächsischen Städten Petitionen an den König, in denen sie die Gewährung kommunaler Selbstverwaltung, eine Städteordnung, die Einberufung der Landstände zur Beratung ihrer Forderungen, die Zurückdrängung der Zensur und ein gerechteres Steuersystem forderten. Die Regierung gab nach und für den 1. Oktober 1830 wurden erste Wahlen zu den Stadtverordnetenversammlungen in Dresden und Leipzig angeordnet. Aus der Wahl gingen 60 Stadtverordnete hervor. Das Wahlrecht war dabei an eine Bürgerrechtsgebühr von 12 Talern gebunden, so dass in Leipzig von ungefähr 42.000 Einwohnern rund 2.000 wahlberechtigt waren. Der Sieg des Bürgertums war zunächst ein Sieg des Besitzbürgertums. Am 30. Oktober 1830 konstituierte sich in Leipzig die erste Stadtverordnetenversammlung Sachsens.

Letztendlich mündeten die Unruhen in einen Verfassungsbildungsprozess, der seinen formalen Abschluss durch die Unterschrift des Königs unter die Verfassungsurkunde am 4. September 1831 fand. Der Eintritt Sachsens in den Kreis der deutschen Verfassungsstaaten bedeutete einen wichtigen Schritt auf dem Weg von der Überwindung des alten Adelsregiments hin zu einem bürgerlich verfassten Staat.

Neben der Verfassung von 1831 wurde die Einführung der kommunalen Selbstverwaltung zu einem Meilenstein auf dem Weg zur Entfaltung der bürgerlichen Stadt. Am 2. Februar 1832 wurde die sächsische Städteordnung er-

lassen, die die historisch überlieferten spezifischen Rechtsbestände der Städte ablöste. Nur der Vollständigkeit halber sei als dritte Säule der Staatsreform der 1830er Jahre auf die Agrarreform hingewiesen, die in der am 7. November 1838 in Kraft getretene Landgemeindeordnung einen ersten Ausdruck fand.

#### 4. Die Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft und der bürgerlichen Stadt

Nach 1830 entfaltete sich die bürgerliche Stadt. War Bürgerlichkeit politisch an Besitz gebunden, so entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten ein sozial formiertes Bürgertum, das sich aus dem Besitz- und dem Bildungsbürgertum konstituierte. Neben politische Faktoren wie Partizipation traten soziale Faktoren, die schließlich zu einem Bürgertum führten, das sich nach sozialen Kriterien aus sich selbst heraus konstituierte. Die bürgerlichen Milieus bildeten sich im Gegensatz zu anderen sozialen Gruppen aus, an erster Stelle in Front gegen die Arbeiterschaft, an zweiter Stelle gegenüber den Teilen des Adels, die sich nicht verbürgerlichten. An die dritte Stelle trat zumindest im protestantisch geprägten Bürgertum ein dezidierter Antikatholizismus. Schließlich wurde spätestens seit dem Vormärz der Gedanke der deutschen Nationalstaatsbildung zu einem Momens bürgerlicher Selbstrepräsentation. Bürgerlichkeit als Ideal durchdrang weite Teile der Gesellschaft. Die Fürsten ließen sich nicht mehr als unnahbare, der Menschenwelt entrückte Wesen von Gottes Gnaden darstellen, sondern als Teil einer bürgerlichen Familie (**Abb. 3**).



*Abb. 3:  
König Friedrich  
August III. und  
seine Kinder, 1909  
(UB Leipzig, Hist.  
Sax.356-k).*

Wenn das Bürgertum weder ökonomisch als Klasse der Besitzenden noch rechtlich als Gruppe von Rechteinhabern definiert werden kann, dann kann Bürgertum nur noch als soziokulturelle Einheit beschrieben werden. Kultur meint dabei eine Menge von Werten, Einstellungen und Vorstellungen, mit denen die Weltwirklichkeit kognitiv und affektiv erfahren wird. Insbesondere in der bürgerlichen Selbstbeschreibung ist diese Kultur als Hochkultur im Sinne einer Abgrenzung gegenüber einer plebejischen Kultur definiert worden. In dem Bedeutungsfeld von bürgerlicher Kultur kam der Kunst ein besonderer Stellenwert zu.<sup>4</sup>

Die kulturelle Konstituierung des Bürgertums setzte für die Behauptung einer gesellschaftlichen Führungsrolle die Definitionsmacht über das voraus, was als Kultur zu gelten habe. Das Bürgertum definierte den legitimen Geschmack. Vor diesem Hintergrund zeichnete es sich durch gemeinsame soziale Merkmale aus, die in einem Klassenbewusstsein verdichtet wurden. Grundlegend für die bürgerliche Kultur waren darüber hinaus die Organisationsform der Selbstverwaltung, ein Bildungsanspruch bis hin zur sozialen Erlösungshoffnung sowie die Darstellung von Sinnfragen durch Kunst und Ästhetik, die bis zur Selbstreflexion als Sinnersatz reichen konnte. Die Familie bildete den sozialen Raum für die Herausbildung bürgerlicher Qualitäten. Als kulturelles System umschloss das Bürgertum grundsätzlich das Bildungsbürgertum und das Wirtschaftsbürgertum, während soziale Gruppen um ihren bürgerlichen Status rangen und den sozialen Aufstieg durch Bildung und kulturellen Konsum zu erreichen suchten. Insbesondere das neue Berufsfeld der Angestellten stellte eine hohe Zahl von ‚Bürgerlichkeitsanwärtern‘ bereit, die den sozialen Aufstieg in das Bildungsbürgertum anstrebten und sich durch ihren Habitus von der Arbeiterschaft abzusetzen versuchten.

Das Bürgertum manifestierte sich über gemeinsame soziale Merkmale, die in ihrem Lebensstil zum Ausdruck kamen, in bestimmten Umgangsformen, Bildungs- und Erziehungsinhalten, im Konsum kultureller Güter und in einer gewissen Glaubenspraxis. Dazu gehörte zumindest im evangelischen Bürgertum der Glaube an die Kulturbedeutung des Protestantismus. Auf der Grundlage der liberalen Theologie glaubte das Bürgertum an den Fortschritt und die sittliche Verbesserung der Gesellschaft. Der Optimismus des Kulturprotestantismus ist in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs untergegangen.

Die Jahre nach 1830 erlebten die volle Entfaltung der bürgerlichen Stadt. Politisch wurde das Bürgertum in den Stadtverordnetenversammlungen und in der zweiten Kammer des Landtages repräsentiert. Obwohl nur die besitzen-

---

4 Hettling, Manfred: Bürgerliche Kultur – Bürgerlichkeit als kulturelles System, in: Lundgreen, Peter (Hg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997), Göttingen 2000, S. 319–339.

den Schichten Partizipationsrechte besaßen, wirkte sich diese politische Ordnung durch die Ideologie des kulturellen Konsums stabilisierend auf das gesamte Bürgertum aus. Die Verständigung auf gemeinsame kulturelle Werte, auf die Vorrangstellung der als klassisch verstandenen Kulturgüter vor den nichtbürgerlichen Kulturwelten, stellte die Einheitlichkeit des Bürgertums her.

Begleitet wurde diese Entwicklung von einem bis dahin ungekannten Starkult um die großen Dichter, Denker und Musiker. Die Betonung des künstlerischen Genius, der das künstlerische Individuum gleichsam über die Herde der Sterblichen hinaushob, verschaffte der Kunst eine bis dahin ungekannte Autonomie und den entsprechenden gesellschaftlichen Rang. Künstler konnten im 19. Jahrhundert reich werden.

Die städtische Kulturpraxis wurde wesentlich vom Bürgertum finanziert und getragen. Im Gegenzug wurde der aktive bürgerliche Laie mit der zunehmenden Professionalisierung des Kunstbetriebes zum Dilettanten. Der Lohn für dieses Engagement war die Theaterloge als Ort der Demonstration des eigenen Status. Durch den Konsum kultureller Güter konnte das Bürgertum seine Distinktionsbedürfnisse befriedigen. Der kulturelle Konsum bildete den Punkt, an dem sich Bildungsbürgertum und Besitzbürgertum vereinigen konnten. Über diese Güter der Hochkultur wurde eine Salon- und Freizeitkultur befeuert, in der die konsumierten kulturellen Güter immer wieder reproduziert werden konnten.

Parallel zu den Erleichterungen des Fernhandels durch den Zollverein und dem Aufbau eines Eisenbahnnetzes entstanden in Leipzig seit 1830 erste Fabriken. Im wahrsten Sinne befeuert wurde der Aufbau der Industrien von der Kohle. In Leipzig wurden zahlreiche Steinkohlebauvereine durch Leipziger Kaufleute gegründet, um die sächsischen Vorkommen auszubeuten. Der andere Treibstoff der Industrialisierung war Kapital. In Leipzig konzentrierten sich Großbanken, die die Kapitalisierung der Unternehmen sicherstellten.

Im Unterschied zu den traditionellen Gewerben siedelten die neuen Manufakturen und Fabriken nicht mehr in der Innenstadt, sondern in den umliegenden Dörfern und in den Vorstädten. Hier nahm die räumliche Differenzierung in das städtische Gebiet als Dienstleistungszentrum und in die Peripherie als Industriegürtel ihren Anfang. Die polygraphische Industrie konzentrierte sich im Osten der Stadt, die Großbetriebe des Maschinenbaus und der Metallurgie im Westen, in Plagwitz, Lindenau und Leutzsch, im Norden in Wahren und Gohlis. Einen rasanten Aufschwung nahm Plagwitz. Mitte der fünfziger Jahre hatte es 387 Einwohner und 36 Gebäude, bei seiner Eingemeindung 1891 besaß das industrialisierte Stadtviertel 13.000 Bewohner (**Tab. 1**).

**Tab. 1: Bevölkerungswachstum der um Leipzig liegenden Dörfer**

	<b>1834</b>	<b>1864</b>	<b>1875</b>
Lindenau	998	5.107	9.796
Plagwitz	187	1.605	3.675
Reudnitz	633	7.644	11.610
Volkmarsdorf	1.512	2.645	8.384

Mit den Eingemeindungen entwickelte sich Leipzig immer mehr zu einem homogenen kommunalen Gebilde. Alle Vororte wurden an das großstädtische Verkehrsnetz angeschlossen.

Erst mit der Reichsgründung expandierte die Produktionswirtschaft. 1895 arbeiteten in 18.156 Unternehmen nahezu 100.000 Angestellte und Arbeiter, in 50 davon mehr als 200 Angestellte und Arbeiter. Eine Besonderheit der Leipziger Wirtschaft war die Zusammenfassung polygraphischer Unternehmen in Großbetrieben. Bis 1895 beschäftigten von 24 Verlagen und Druckereien 13 Betriebe zusammen mehr als 3.000 Mitarbeiter, die größte Firma F. A. Brockhaus allein 500 Arbeiter und Angestellte. Die Konzentration der Arbeiter in Großbetrieben nahm noch zu, so dass Leipzig 1914 in der Anzahl der Großbetriebe mit mehr als 1.000 Beschäftigten an zweiter Stelle hinter Berlin im Deutschen Reich lag.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich Leipzig zu einer der bedeutendsten Industriestädte Deutschlands und zu einem ökonomischen Zentrum des mitteldeutschen Raumes entwickelt. Allerdings hatte die politische Entwicklung nicht mit den ökonomischen und sozialen Transformationsprozessen der Industrialisierung Schritt gehalten.

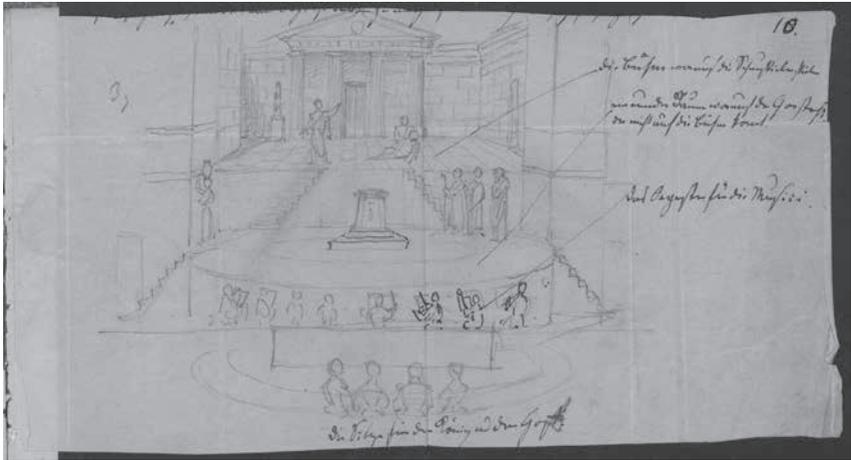
Neben den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen zeugt die künstlerisch-kulturelle Entwicklung Leipzigs nach 1830 vom Aufstieg des neuen Bürgertums. Die wirtschaftlich führende Schicht setzte sich nicht nur politische, sondern auch kulturelle Maßstäbe. 1837 wurde auf Initiative von Carl Lampe und Hermann Härtel der Leipziger Kunstverein mit dem Ziel der Errichtung eines Kunstmuseums gegründet. 1848 wurde das Städtische Museum für die bildenden Künste in einem Flügel der Ersten Bürgerschule eröffnet. 1880 erhielt die Stadt Leipzig testamentarisch das Vermögen von zwei Millionen Mark des Leipziger Kaufmanns Franz Dominic Grassi. Aus diesem Vermögen wurden mehrere Bauvorhaben realisiert, darunter auch das 1892 bis 1895 am Königsplatz errichtete Grassimuseum. Die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in großer Zahl errichteten Museums- und Theaterbauten zeugen vom Repräsentationsbedürfnis des neuen Bürgertums und der Signalwirkung der bürgerlichen Kultur.

Sie traten im städtischen Raum neben die Messe- und Handelshäuser. In gewisser Weise erschienen dadurch die wirtschaftlichen Teile und die kulturellen Teile des Bürgertums Seite an Seite im öffentlichen Raum der Stadt. Wurde die Innenstadt mehr und mehr von den Kultur- und Wirtschaftsbauten geprägt, so entstanden in einigen Stadtvierteln, insbesondere im Musikviertel und in Gohlis, repräsentative Villenviertel, die im bewussten Kontrapunkt zu den engen Arbeiterwohnsiedlungen konstituiert wurden.

Wohngeschmack und Wohnlage vermittelten den Menschen den eigenen Platz in der sozialen Hierarchie. In dieser für die bürgerliche Lebenswelt typischen Konkurrenz um die Stellung im sozialen Raum ist ein wichtiger Antriebsmotor für den sozialen Aufstieg und die Leistungsbereitschaft zu sehen, während die Arbeiterkultur in viel höherem Maße vom Gedanken der Solidarität geprägt war. An den Schnittstellen von Arbeiterschaft und Bürgertum, insbesondere innerhalb der ständig wachsenden Schicht der Angestellten, griff die bürgerliche Lebensauffassung immer mehr um sich. Neben die Repräsentationsarchitektur des Bürgertums trat der Massenwohnungsbau, der von Genossenschaften vorangetrieben wurde. Der „Verein zur Beschaffung billigen Wohnraums in Leipzig“, 1888 von dem Verleger Herrmann Julius Meyer gegründet, wurde 1900 in die „Stiftung zur Erbauung billiger Wohnungen“ umgewandelt.

Neben der musealen Repräsentation der bildenden Künste spielte die Musik eine entscheidende Rolle für das Selbstverständnis des Bürgertums. Die wichtigsten Protagonisten waren Robert und Clara Schumann, Felix Mendelssohn Bartholdy und Richard Wagner. Die Schumanns betrieben einen Salon im Graphischen Viertel, in dem sich die Bürgerinnen und Bürger zum musikalischen Konsum trafen. Mendelssohn Bartholdy, von 1835 bis 1847 Gewandhauskapellmeister, wurde durch seine Wiederentdeckung Johann Sebastian Bachs zu einer der Lichtgestalten der Leipziger Kulturszene. Am 4. April 1841 wurde erstmals nach Bachs Tod in der Thomaskirche wieder die Matthäuspassion aufgeführt. Die Wiederentdeckung Bachs betonte die Kulturbedeutung des Protestantismus und spielte für die Selbstfindung des Leipziger Bürgertums eine wichtige Rolle. Sie behauptete eine Kulturtradition und Kulturkontinuität, die den Mythos von der Geburt der Moderne aus dem Geist des Luthertums bewahrheitete (**Abb. 4**).

Ein fundamentaler Unterschied der Lebensführung von Arbeitern und Bürgerlichen bestand im Diktum der Stechuhr. Idealtypisch zeichnete sich bürgerliche Existenz, insbesondere im Bereich der Geistesberufe, durch einen hohen Grad der Verflechtung von Arbeit und Freizeit aus, wohingegen Arbeiter eine strikte Trennung von Arbeit und Freizeit kannten. Daraus resultierten unterschiedliche Lebensstile, die auf kultureller Ebene gesellschaftsbildend wirkten und dazu führten, dass sich die Menschen einer bestimmten Gruppe zugehörig fühlten. In



**Abb. 4:** Skizze zur Aufführung der *Antigone* von Felix Mendelssohn Bartholdy im Theater der Stadt Leipzig, 1842 (UB Leipzig, Rep. IX 16).

dieser Dichotomie lag der tiefe kulturelle Gegensatz innerhalb der Gesellschaft des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Freizeit und Konsum wurden spätestens im Kaiserreich zu Leitlinien städtischer Existenz. Der Konsum breitete sich sozial immer mehr aus und drang tief in die Existenz des Einzelnen ein. Konsumchancen vermittelten den Menschen ihren Rang in der Gesellschaft. Auch im Freizeitverhalten schieden sich die verschiedenen sozialen Gruppen. Konsum, der nicht mehr unmittelbar existenznotwendig war, wurde zu einem Zentrum bürgerlicher Lebenswelt und die immer mehr zur Verfügung stehende Freizeit wurde mit dem Konsum materieller und immaterieller Güter gefüllt. Die größten Freizeitgewinne resultierten aus der Begrenzung der Familiengrößen, der Reduzierung der Arbeitszeit und der Einführung von Haushaltstechnik wie Waschmaschinen.

Wichtige Orte des Freizeitvergnügens waren die städtischen Parks, die drei Grundtendenzen miteinander verbanden: Erstens nahm die Zahl der öffentlichen Parks deutlich zu. Zweitens gewann ihre Freizeitfunktion immer mehr an Gewicht und drittens wurden Parks immer mehr zu Orten sportlicher Betätigung. Ein weiteres wichtiges Erholungsziel war der Zoo, der in gewisser Weise parkähnlich angelegt war. Der Pächter der Gaststätte „Pfaffendorfer Hof“ Ernst Pinkert schuf 1877 einen Tiergarten, den er 1878 zum Zoologischen Garten erweiterte. 1920 wurde der Zoo von der Stadt übernommen.

Eine Vielzahl von gastronomischen Einrichtungen stand den Freizeit- und Konsumwilligen in Leipzig zur Verfügung. 1902 besaßen 1.731 Etablissements eine Schankerlaubnis. In Leipzig stand die größte Vergnügungsstätte Deutschlands, der Krystallpalast mit der Alberthalle. Erste Großsportereignisse zogen die Massen in ihren Bann. Im Stadtsüden entstand eine Pferderennbahn, in Gohlis konnten auf der Moritzburgbahn Radrennen verfolgt werden. Für die Entwicklung des deutschen Fußballs spielte Leipzig eine wichtige Rolle. Hier wurde 1900 der Deutsche Fußballbund gegründet, und der VfB Leipzig wurde erster Deutscher Meister. Ein signifikantes Beispiel für die Andersartigkeit der Vormoderne gegenüber der Moderne war das Badeverhalten. Waren in der Frühen Neuzeit Baden und Wasser negativ konnotiert, so wurde mit dem Aufstieg der bürgerlichen Kultur die Reinlichkeit zu einem Signum bürgerlichen Verhaltens. Überall in der Stadt entstanden öffentliche Schwimmbäder und Badeanstalten.

Abschließend lässt sich Folgendes konstatieren: Die Zeitgenossen legten nur selten den Finger in die sozialen und politischen Wunden des wilhelminischen Deutschlands. Zumeist sonnten sie sich in ihrem eigenen Erfolg. In seiner Rektoratsrede von 1900 an der Universität Leipzig zog Paul Zweifel ein Resümee über die vergangenen 100 Jahre: „Es geht ein Jahrhundert zur Neige, welches für die ganze Welt, insbesondere jedoch für Deutschland unvergleichlich denkwürdig und nach schweren Schicksalsschlägen und inneren Zuckungen schließlich reich gesegnet war. [...] Um die eindrucksvollsten Aenderungen der Weltphysiognomie kurz zu nennen, können wir das ablaufende Jahrhundert als das Zeitalter des Dampfes und der Electricität bezeichnen [...]. Ueberblicken wir schließlich, welchen Einfluss die Naturwissenschaften und die Medicin auf die allgemeine Cultur geübt haben, so ist derselbe augenscheinlich grossartig, denn sie haben die Welt umgestaltet und haben, was noch vor 100 Jahren als ein phantastischer Traum gegolten hätte, zur Wahrheit gemacht. [...] Die Weltseuchen, diese Würgeengel des Menschengeschlechts, welche jedesmal, wenn sie auftraten, die Länder entvölkerten, haben ihren Schrecken verloren.“<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Die Leipziger Rektoratsreden 1871–1933, hrsg. vom Rektor der Universität Leipzig Franz Häuser, Bd. 1, Berlin/New York 2009, S. 749–768.

**Der Chemiker Eberhard Leibnitz <sup>1</sup>**  
**(\* 31.1.1910, † 24.1.1986)**  
**Sein bleibendes Verdienst für die Wissenschaft Mitteldeutschlands**  
**in Zeiten gesellschaftlichen Wandels**

VON ULRICH STOTTMEISTER

## **Einleitung**

Die 109. Tagung der Humboldt-Gesellschaft e.V. in Leipzig stand unter dem übergreifenden Thema „Umbrüche und neue Chancen“. Keine Stadt auf dem Gebiet der ehemaligen DDR kann als ein besser geeignetes Beispiel für einen grundsätzlichen Wandel herangezogen werden. Der Umbruch des gesellschaftlichen Systems war für die Stadt Leipzig eine Chance zur Erneuerung.

Die heutige, vom Anblick her völlig verwandelte, lebensvolle und wachsende Großstadt entstand aus der desolaten Atmosphäre von wertvoller, aber verfallender Stadtsubstanz und gesichtslosen Neubauten. An die Umweltbelastungen im Allgemeinen und Geruchsbelästigungen im Besonderen, hervorgerufen durch die die Stadt umgebende chemische Industrie, erinnert heute nichts mehr. Aus den Gebieten mit kaum vorstellbarer Landschaftszerstörung durch den Braunkohlentagebau wurden neue Kulturlandschaften mit hohem Erholungswert.

Die tiefgreifenden gesellschaftlichen Verwerfungen der Erneuerungsphase, die 1990 mit der deutschen Vereinigung begannen und bis heute anhalten, sind äußerlich nicht zu erkennen, existieren aber als Widersprüche zwischen wachsendem Wohlstand einerseits und Verarmung und Ausgrenzung andererseits.

Die Menschen des 20. Jahrhunderts mussten in Deutschland während ihrer Lebensspanne vielerlei Umbrüche erleben. Ob sich daraus neue Chancen für den Einzelnen ergaben, hing von vielen Faktoren ab, die von den konkreten äußeren Umständen, dem persönlichen Schicksal und dem Wesen des Individuums bestimmt wurden.

Eine auf geschichtlichen Fakten beruhende Darstellung allgemeiner Art kann Wissen um die Zusammenhänge einer Zeitemspanne vermitteln, nicht

---

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten am 3.Mai auf der 109. Tagung der Humboldt-Gesellschaft e.V. in Leipzig. Die Grundlage der nachfolgenden Darstellung ist das im Jahr 2018 von U. Stottmeister im Universitäts-Verlag Leipzig erschienene Buch: „Eberhard Leibnitz und die Chemie Mitteldeutschlands in Forschung und Lehre“. Der Verlag stimmte dankenswerter Weise der Übernahme einzelner Textpassagen und Abbildungen in die vorliegenden Ausführungen zu. Eine auf fachliche Schwerpunkte ausgerichtete Veröffentlichung wird in den „Zeitzeugen“ der Chemischen Gesellschaft erscheinen (Stottmeister 2019).

aber einzelne Persönlichkeiten berücksichtigen. Beim Darstellen eines einzelnen Lebenslaufes in einem geschichtlichen Zeitraum verliert sich dagegen der Anspruch der Verallgemeinerung. Allerdings können aber einzelne zu verallgemeinernde Fakten einprägsamer dargestellt werden.

Das Ziel dieser Darstellung ist es, mit der Schilderung des Lebensweges des Chemikers Eberhard Leibnitz (1910–1986) die wichtigsten historischen Umbrüche seiner Lebensspanne zu erfassen. Es wird gezeigt, dass Leibnitz immer wieder die sich ergebenden Chancen erkannte und nutzte. Dabei halfen ihm glückliche Umstände, aber auch seine Kompromissfähigkeit besonders im Hinblick auf das politische System der DDR. Auf diese Weise konnte er seine Ideen und Vorstellungen auf eine Weise verwirklichen, dass sie sowohl seinem Wesen entsprachen, sein Wissen forderten und seinen persönlichen Ehrgeiz befriedigten.

Die vielfältigen Aktivitäten von Eberhard Leibnitz in der Wissenschaft und in der Wissenschaftsorganisation erlangten bereits zu seinen Lebzeiten eine allgemeine gesellschaftliche Bedeutung. Sie zeigen aber auch Auswirkungen auf die Entwicklung von Wissenschaft und Technik im mitteldeutschen Raum, die bis in die heutige Zeit reichen.

## **1. Jugend und Ausbildung von Eberhard Leibnitz**

Eberhard Leibnitz wurde am 31. Januar 1910 als Sohn des Obergeringieurs Kurt Leibnitz in Hannover geboren. Durch den Tod des Vaters im Jahre 1919 und die Auswirkungen der Inflation wurde der Umzug nach Berlin notwendig, da hier ein Verwandter Unterstützung leisten konnte. Nach dem Abitur begann Eberhard Leibnitz 1928 an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, der damals renommiertesten Hochschule Deutschlands für die Technikwissenschaften, mit dem Studium der Chemie.

Er nennt als seine akademischen Lehrer

Gustav Hertz (1878–1975), Nobel-PT, Physik

Max Planck (1858–1947), Nobel-PT, Physik

Walter Nernst (1864–1941), Nobel-PT, Chemie

Albert Einstein (1879–1955), Nobel-PT, Physik

Max Bodenstein (1871–1942), Physikalische Chemie

Wilhelm Hofmann (1903–1964), Röntgenstrukturen

Ernst Terres (1887–1958), Technische Chemie

Leo Ubbelohde (1877–1964), Technische Chemie

Max Volmer (1885–1965), Physikalische Chemie.

Das Studium schloss Leibnitz 1932 mit dem Hauptexamen als Diplomingenieur ab. Die Diplomarbeit, von Prof. Terres<sup>2</sup> betreut, trug den Titel „Probleme der Entstehung fossiler Brennstoffe“. Bereits im Oktober 1933 legte Leibnitz seine Dissertation vor und wurde noch im gleichen Jahr zum Dr.-Ing. promoviert. Sein Doktorvater und fachlicher Betreuer war wiederum Prof. Ernst Terres, aus dessen Hauptarbeitsgebiet, der Kohlechemie, auch die Themenstellung der Dissertationsschrift erfolgte (Leibnitz, E. (1933)). Leibnitz erhielt für diese Dissertation das Prädikat „Ausgezeichnet“ und die Medaille für ausgezeichnete Leistungen der TH Berlin-Charlottenburg.

Die fruchtbaren und prägenden Jahre unter Terres dauerten allerdings nicht lange. Als die Nationalsozialisten massiv in das Hochschulleben einzugreifen begannen, legte Terres gezwungenermaßen als Nichtparteimitglied der NSDAP, aber SPD-Mitglied, zum Ende des Jahres 1933 sein Ordinariat nieder, konnte aber dennoch den Dipl.-Ing. Leibnitz zur Promotion führen.

Als Nachfolger von Terres wurde Leo Ubbelohde<sup>3</sup> berufen, der das Institut vergrößerte. Für Eberhard Leibnitz ergaben sich unter der neuen Leitung auch neue Möglichkeiten, da Ubbelohde den ehrgeizigen und engagierten jungen Wissenschaftler sehr schätzte. So wurde Leibnitz ab 1935 Privatassistent von Ubbelohde. Leibnitz fertigte in dieser Zeit eine Habilitationsschrift an, das Manuskript trug den Titel „Über die Crackfähigkeit von Schmierölen“. In dieser Zeit und unter dem Einfluss von Ubbelohde wurden die Grundlagen für die Forschungsthemen und die Herangehensweise zu deren Bearbeitung gelegt, die für Leibnitz in seiner gesamten späteren Tätigkeit als Forscher und Hochschullehrer von Bedeutung waren.

---

2 Ernst Terres (1887–1958). Chemiestudium in Karlsruhe, Heidelberg und Graz, 1909 Promotion, 1914 Habilitation, 1918 Professur TH Karlsruhe. 1925–1930 TH Braunschweig. 1930–1933 TH Berlin-Berlin-Charlottenburg. Terres ging nach seiner Hochschultätigkeit an der TH Berlin-Charlottenburg in die Industrie (Edeleanu GmbH). Während des 2. Weltkrieges war er in New York tätig. Nach 1945 erhielt Terres den Ruf der Technischen Hochschule Karlsruhe als ordentlicher Professor für Gas- und Brennstofftechnik und übernahm die Leitung des Gasinstitutes, ab 1951 auch des neu gegründeten „Carl Engler- und Hans Bunte-Instituts für Mineralöl- und Kohleforschung“.

3 Leo Ubbelohde (1877–1964). Ab 1897 Chemiestudium an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, Promotion 1903 am Technologischen Institut. Bis 1908 Assistent am Königlichen Materialprüfungsinstitut. Ab 1910 Technische Hochschule Karlsruhe, Habilitation 1910, Professur für Technische Chemie 1911. Professur an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg 1933. Umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten zu Mineralölen, Katalyse der Fetthärtung und Viskosität, später Verarbeitung viskoser Textilfasern.

Leibnitz hatte das große Glück, bei zwei hervorragenden technischen Chemikern lernen und arbeiten zu können. Die seinerzeit an der TH Berlin-Charlottenburg bearbeiteten Themen waren die damaligen aktuellen Schwerpunktthemen in der technischen Chemie und bestimmten die technische Entwicklung nicht nur in Deutschland. Leibnitz war entsprechend bereits mit dem Stand des Wissens vertraut, als er selbst spätere Forschungen leiten und Verantwortung übernehmen musste. Eberhard Leibnitz konnte sich in seiner Ausbildungsphase umfassend mit den beiden Energieträgern „Kohle“ und „Erdöl“ beschäftigen, wusste also um die Vor- und Nachteile beider Rohstoffe. Er hatte Einblicke in die wichtigsten technischen Details bekommen und von der Komplexität der Rohstoffwirtschaft einen umfassenden Eindruck erhalten.

## 2. Der erste Umbruch 1937

Die Habilitationsschrift von Eberhard Leibnitz wurde 1937 abgeschlossen und zur Genehmigung eingereicht. Während des Prüfverfahrens wurde jedoch die „nichtarische“ Herkunft von E. Leibnitz festgestellt. Dazu hat Leibnitz sich wie folgt geäußert:

„1937 wurde ich aus der Technischen Hochschule und ihren Arbeitsräumen verwiesen, da mir glaubhaft nachgewiesen werden konnte, dass mein Großvater väterlicherseits gemäß den damaligen Rassengesetzen Nichtarier war.“

Die fristlose Entlassung bedeutete für Leibnitz nicht nur das Ende der Hochschullaufbahn, sondern bereitete auch persönliche Probleme, da er zu dieser Zeit bereits Familie besaß. Ubbelohde stellte sich schützend vor seinen Mitarbeiter, erhielt jedoch aus diesem Grunde ein Disziplinarverfahren. Er wurde in der Folgezeit aufgrund von weiteren Unstimmigkeiten mit den damaligen Machthabern im Jahre 1940 vorzeitig emeritiert. Die Habilitationsschrift von Eberhard Leibnitz ist durch Kriegseinwirkungen verlorengegangen.

In der Zeit nach 1937 und der fristlosen Entlassung aus der TH Berlin-Charlottenburg konnte Leibnitz keine Anstellung in der Wirtschaft finden. Er war bis 1939 als freiberuflicher Chemiker tätig, vorzugsweise für Patentfragen bei Mineralölfirmen sowie in der Kokerei-Industrie an der Ruhr. Leibnitz fand dann „durch glückliche Umstände“, wie er es nannte, nämlich durch Vermittlung wohlgesonnener Fachkollegen, eine Anstellung als Chemiker in der Lack- und Farbenindustrie bei der Firma „Hermann Frenkel“ in Leipzig-Mölkau. Leibnitz hatte zu dieser Zeit zur Polymerchemie lediglich durch die Arbeiten Ubbelohdes eine Verbindung in dessen Technischem Chemischen Institut gehabt, arbeitete sich aber in das neue Fachgebiet sehr schnell ein.

Die Firma Frenkel gehörte seinerzeit zu den Firmen der Lack- und Farbenindustrie, in der neue Herangehensweisen zu innovativen Verfahren führten und

einer modernen Polymerchemie zum Durchbruch verhelfen. Ein Schwerpunkt war die Produktion von Isolierlacken, die für die Herstellung von Elektromotoren eine kriegswichtige strategische Bedeutung besaßen.

Einen Einblick in die fachliche Arbeit und in die Gedankenwelt von Eberhard Leibnitz während dieser „Zeit der besonderen Umstände“ erlaubt sein *ex libris* (Abb. 1). Leibnitz benutzte dieses *ex libris* über viele Jahre noch in allen eignen Exemplaren der unter seiner Verantwortung angefertigten Diplomarbeiten und Dissertation. Seine akkumulierte Symbolik ist es wert, genauer betrachtet zu werden.

Wie bei derartigen symbolträchtigen Kleingraphiken zu erwarten, ist eine tiefere Deutung der ausgewählten Hauptsymbole immer spekulativ, erlaubt jedoch einen gewissen Einblick in die Gedankenwelt des Auftraggebers. Bei Eberhard Leibnitz und seiner fundierten humanistischen Bildung – die in späteren Jahren die uneingeschränkte Bewunderung seiner Mitarbeiter hervorrief – dürften jedoch Zufälligkeiten auszuschließen sein. Hervorstechend ist die Inschrift *Cum deus calculat fit mundus*. (Wenn Gott rechnet, entsteht eine Welt). Es handelt sich bei diesem Satz um einen Ausspruch von Gottfried Wilhelm Leibniz, dem Fast-Namensvetter von Eberhard Leibnitz<sup>4</sup>.

Symbole der Graphik lassen sich wie folgt deuten: Das Symbol des Wassermanns entspricht dem Sternzeichen des Geburtsmonats. Das Bild der Ähre kann mehrfach gedeutet werden, da es – im einfachsten Fall – das Sinnbild der Fruchtbarkeit ist und könnte sich auf Leibnitz selbst und seine schon im Jahre 1951 sehr große Familie mit 8 Kindern beziehen. Die drei naturwissenschaftlichen „Notizzettel“ lassen sich konkret der fachlichen Arbeit zuordnen (graphi-

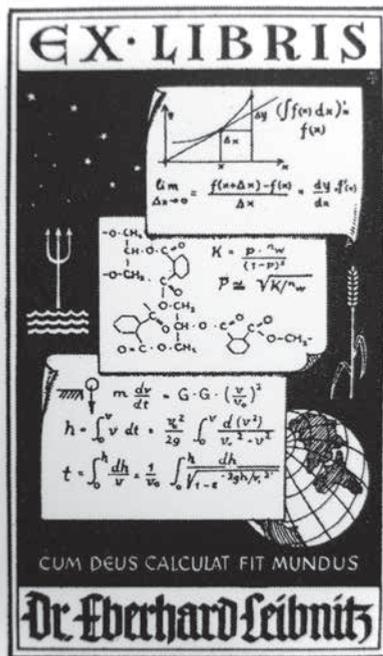


Abb.1: *Ex libris* Dr. Eberhard Leibnitz  
(Quelle: Archiv des Autors)

<sup>4</sup> In den Diskussionen von Heidegger zur Logik als Grundlage der Leibnizschen Metaphysik (Heidegger (1978)) spielt dieser Satz eine zentrale Rolle. Heidegger setzt sich mit der Beziehung von Philosophie und Wissenschaft auseinander, indem er deren Verhältnis zum „Nichts“ thematisiert.



**Abb. 2: Dr. Eberhard Leibnitz, Passfoto etwa Ende der 1940er Jahre.**

**Quelle: Universitäts-Archiv Leipzig Signatur PA 1728, (nachfolgend UAL)**

sche Differentiation, Bausteine der Alkydharze, Viskositätsmessung).

Leibnitz hatte in einer nahezu ausweglosen Situation die Nazi- und Kriegszeit überstanden, sich offenbar in das Privatleben zurückgezogen, aber dennoch weiterhin wissenschaftlich gearbeitet. Er konnte Kenntnisse sammeln, die sich in der Folgezeit als ausgesprochen wertvoll erweisen sollten.

### **3. Der zweite Umbruch 1945**

Um die wirtschaftliche und politische Situation der Nachkriegszeit in Mitteleuropa zu verstehen und damit letztlich auch das Handeln von Eberhard Leibnitz (**Abb. 2**), werden nachfolgend einige wesentliche zeitbezogene Fakten herausgestellt.

Der größte Teil der Industrie des mitteldeutschen Raumes, einer der damaligen „high-tech-Regionen“ des „Deutschen Reiches“, war in seiner Struktur und Produktion kriegsorientiert und durch die Kriegseinwirkungen teilweise stark zerstört und oftmals nur durch Provisorien funktionsfähig. Leipzig war für kurze Zeit (18. April bis 1. Juli 1945) Teil der amerikanischen Besatzungszone. Gemäß den Vereinbarungen zwischen den Siegermächten zogen Anfang Juli 1945 sowjetische Truppen in die mitteldeutschen Gebiete ein. Mit dem Besatzungswechsel begann in Leipzig der planmäßige Aufbau der „sozialistischen Gesellschaft“ unter Regie der sowjetischen Besatzung. Die Strategie dieser Zeit hat Walter Ulbricht selbst benannt:

„Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.“(Anonym 2015).

Nach 1945 machten alle noch intakten Produktionsstätten eine zweifache Phase durch: Durch die erste amerikanische Besatzung wurde hauptsächlich geistiges Eigentum wie Patente und Konstruktionsunterlagen mitgenommen. In der Zeit der nachfolgenden sowjetischen Besatzung wurden Fabrikationsanlagen zu einem Teil als Reparationsleistung demontiert und in die Sowjetunion gebracht. Mit dem verbleibenden, nicht demontierbarem Rest wurde in speziell gegründeten „SDAG Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaften“ im Wesentlichen für die Sowjetunion produziert.

Eberhard Leibnitz hat sich sofort enthusiastisch und mit großem persönlichem Einsatz am Neuaufbau des Landes beteiligt und sich zuerst in die Neustrukturierung der Lack- und Farbenindustrie eingebracht. Bis 1947 arbeitete Eberhard Leibnitz in einem Büro der Sowjetischen Militäradministration SMAD, die praktisch die Regierungsgewalt in der sowjetisch besetzten Zone darstellte. Er wurde von 1947 bis 1948 als Treuhänder der Leipziger Lackfabrik Springer & Möller AG eingesetzt. Ab 1948 war er technischer Direktor der in Leipzig ansässigen VVB<sup>5</sup> „Lacke und Farben“ sowie der Kunststoffindustrie, der VVB „Plasta“.

Leibnitz hat bereits in diesen ersten Nachkriegsjahren in unterschiedlichsten fachlichen Gremien und Kommissionen aktiv mitgearbeitet. Er hatte sich sehr bald entsprechende Verdienste sowohl bei der Sowjetischen Militäradministration als auch bei der von dieser akzeptierten ostdeutschen politischen Führungsriege erworben. Er kannte durch die Mitarbeit in den verschiedenen Gremien die Personen, die den Aufbau des Landes vorantrieben. So ist es nicht verwunderlich, dass ein bewährter Organisator und fachlich ausgewiesener sowie politisch unbelasteter und die neue Ordnung unterstützender junger Wissenschaftler jegliche Förderung für die Übernahme höherer Leitungsfunktionen bekam. Auch wohlgesonnene Kollegen aus der Vorkriegszeit haben eine wegbereitende Rolle gespielt (Stottmeister (2018), S. 52).

### 3.1 Die Lehre an der Universität Leipzig

Seiner Neigung zur universitären Lehre konnte Dr. Eberhard Leibnitz bereits 1946 nachgehen. Zu diesem Zeitpunkt erhielt er einen Lehrauftrag für das Fach „Technische Chemie“ an der Fakultät für Chemie an der Universität Leipzig. Im Jahre 1951 wurde er zum außerordentlichen Professor berufen (**Abb. 3**). Das Thema seiner Antrittsvorlesung lautete „Die Bedeutung der chemischen Technologie als Lehrstoff insbesondere im mitteldeutschen Raum.“ Schwer-



*Abb. 3: Prof. Dr. Eberhard Leibnitz  
Passfoto, etwa 1952. (Quelle: UAL)*

---

<sup>5</sup> VVB: Vereinigung volkseigener Betriebe – Organisationsform der DDR-Wirtschaft.

punkte der Vorlesungen waren die „Chemie der Kohle“ und „Kunstharze“ (Beyer et al. (2009), S. 170). Fachgebiete, die ihm sowohl aus seiner Berliner Zeit als auch aus der *Tätigkeit in der Lackindustrie bestens vertraut waren*.

Im Jahre 1951 stand der junge Professor Leibnitz vor einer besonderen Herausforderung. Ihm wurde vom zuständigen Ministerium angetragen, den Aufbau eines Forschungsinstitutes für die Kohlechemie voranzutreiben und später die Leitung der Forschungseinrichtung zu übernehmen. Leibnitz stellte sich dieser Aufgabe, wobei er sich sicher war, die volle Unterstützung des Ministeriums zu besitzen, da er dort kollegiale Freunde aus der Berliner Zeit wusste. Das Institut sollte seinen Platz im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Rüstungsfirma HASAG<sup>6</sup> finden. Das ausgedehnte ehemalige Firmengelände wies einzig das erwähnte stark beschädigte Verwaltungsgebäude auf. Sämtliche Fabrikanlagen waren nach der Demontage gesprengt worden.

### **3.2 Der Aufbau des Institutes für Verfahrenstechnik der organischen Chemie Leipzig Permoserstraße**

Aus heutiger Sicht ist es kaum nachzuvollziehen, wie unter den Bedingungen der Nachkriegszeit der Aufbau des neuen Institutes „aus Ruinen“ gelang. Die Basis bildete eine Materialbeschaffungsabteilung, die bereits zum Beginn ein eigenes Domizil erhielt. In der logischen und notwendigen Reihenfolge schloss sich ein Werkstattgebäude an, in dem alle Gewerke zur Eigenherstellung der benötigten apparativen Forschungsausrüstung arbeiteten. Der dritte funktionelle Neubau im Gelände war das Technikum, in dem maßstabsvergrößerte Laborversuche für die Industrie durchgeführt werden konnten. In den folgenden Jahren wurden das Hauptgebäude mit den Laboratorien und ein komfortabler Sozialtrakt eingerichtet.

Die Arbeitsbedingungen für Wissenschaftler und Techniker waren im rekonstruierten Hauptgebäude hervorragend. Das neue Sozialgebäude mit großem Speisesaal und Bedienung, mit ärztlicher Betreuung usw. setzte für den Wissenschaftsbetrieb der DDR Maßstäbe. Diese Bedingungen standen im Kontrast zu denen in den chemischen Instituten der Universität. Durch kriegsbedingte Zerstörungen waren dort vielfach nur Provisorien vorhanden, in denen der Ausbildungs- und Forschungsbetrieb aufrechterhalten wurde. Die 50er Jahre waren für Eberhard Leibnitz Jahre der Herausforderung, aber auch des Erfolges. Er hatte ein kaum vorstellbares Arbeitspensum zu bewältigen, da er zusätzlich

---

<sup>6</sup> HASAG: Hugo-Schneider-AG. Sachsens größter Rüstungsbetrieb im Nordosten von Leipzig. 1937 wies dieser Betrieb 14 000 Beschäftigte auf, im Kriegsjahr 1942 bereits 45 000. Zum Kriegsende waren hier und in Zweigwerken in Polen etwa 40 000 Zwangsarbeiter eingesetzt (Anonym (2001)).

zu den Aufgaben als Institutsdirektor und Hochschullehrer Verantwortlichkeiten als Vorsitzender von Kommissionen und die Leitung unterschiedlichster Gremien übernahm.

Eine besondere Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen auf den Gebieten der Kohlenwasserstoffwandlung und der technischen Mikrobiologie war die Aufnahme in die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin (DAW) im Jahre 1953. In den Sitzungen der Akademie konnte er seine Forschungsergebnisse vor den Fachkollegen präsentieren, Schwerpunkte setzen und sich vor den staatlichen Organen, wie dem Wissenschaftsrat und den Vertretern von Partei und Regierung, auch selbst beweisen – was für die Bewilligung der Forschungsgelder nicht unwichtig war.

Die DAW trat nach dem Krieg die Nachfolge der Preußischen Akademie der Wissenschaften an mit dem Ziel, eine Rolle als Deutsche Nationalakademie zu übernehmen. Neu war in der Konzeption, dass die DAW mit eigenen Forschungsinstituten agieren sollte und nicht nur als eine reine Gelehrten-gesellschaft, entsprechend dem Konzept der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Das Ziel dieser Veränderungen war es, die Akademie in das „höchste wissenschaftliche Zentrum Deutschlands umzugestalten“ (Nötzoldt 2005). Die Akademie erhielt eine Technikwissenschaftliche Klasse, deren Mitglied Leibnitz wurde. Ursprünglich waren auch Professoren der im Britischen Sektor liegenden TH Berlin (ab 1946 TU Berlin) Mitglieder der DAW. Diese nahmen jedoch nach der Verschärfung der politischen Lage und der zunehmenden Trennung in Ost- und Westberlin nicht mehr an den Sitzungen der Akademie teil.

Der Name des von Leibnitz geleiteten Institutes wechselte in den 1950er Jahren in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Ministerien, die jeweils die Trägerschaft übernommen hatten. In das Zentralgebäude in Leipzig zog zum „Leibnitz“-Institut zusätzlich das Institut der „Technologie der Plaste“ ein. Beide Institute nutzten die Verwaltung und die Infrastruktur gemeinsam. Damit war der Grundstein für die Erweiterungen zu einem naturwissenschaftlichen Forschungszentrum gelegt worden.

Die Leistungen der Nachkriegs-Aufbaugeneration in der sowjetischen Besatzungszone, zu denen Leibnitz mit seinen „bürgerlichen Wurzeln“ gehörte, sind heute nur zu bewundern. Es ist in Erinnerung zu rufen, dass die Bedingungen anfänglich nach dem Krieg in allen Besatzungszonen gleich waren. Im Osten begannen aber sehr bald die Reparationsleistungen an die Sowjetunion. Man rechnet heute, dass für Gesamtdeutschland mit seinen 4 Besatzungszonen gesehen, die materiellen Reparationen zu über 90 Prozent aus der sowjetischen Zone kamen. Jedes doppelspurige Eisenbahngleis wurde demontiert, die Fahrdrähte der elektrifizierten Strecken einschließlich Trägermasten abgebaut. Die enteigneten Großbetriebe wurden – wie erwähnt zu SDAG (Sowjetisch-Deutsche Ak-

tien- Gesellschaften) gewandelt. Erst ab 1955 erfolgte die schrittweise Übergabe der Großbetriebe in das „Volkseigentum“.

Auf einen fast vergessenen weiteren Fakt soll hingewiesen werden, an den sich der Autor als Zeitzeuge sehr gut erinnert. In den 50er Jahren war der Gedanke an die Deutsche Einheit durchaus noch gegenwärtig, er verlor sich erst durch die Verschärfung der politischen Situationen im Zuge des „Kalten Krieges“. Ein Beispiel des Denkens zum Beginn der 50er Jahre ist durch eine der politischen Losungen gegeben, die 6 am Hauptgebäude zu lesen war:

„Durch Friedensvertrag, Einheit Deutschlands und Erfüllung des Fünfjahresplans zu einem besseren Leben“

In der Nationalhymne der DDR lautete eine Zeile der ersten Strophe „Deutschland einig Vaterland...“. Diese Strophe wurde erst später nicht mehr verwendet. Auf die „Deutsche Akademie der Wissenschaften“ wurde bereits hingewiesen. Es war daher für viele der aufbauwilligen und engagierten Bewohner der Sowjetzone durchaus schockierend, als die Trennung der 4 Besatzungszonen in zwei deutsche Staaten erfolgte und die Fakten geschaffen wurden, die die Trennung Schritt für Schritt manifestierten. Im Jahre 1955, mit dem Eintritt beider deutschen Staaten in die entsprechenden militärischen Bündnisse, war diese Trennung endgültig vollzogen.

In **Tabelle 1** sind die Daten der aus Nachschlagewerken zusammengetragenen „Trennfaktoren“ zusammengestellt worden, ohne hier auf die teilweise komplexen Zusammenhänge einzugehen.

Diese Reihenfolgen sind der Öffentlichkeit heute kaum noch bekannt, ihre Kenntnis hat aber mit Sicherheit ebenso tiefgreifende Spuren im Bewusstsein der Bevölkerung der Ostzone hinterlassen wie die Last der einseitig erfolgten Reparationen und Demontagen.

Die in der Tabelle aufgeführten Fakten („nicht der Erste gewesen zu sein“) wurden selbstverständlich ideologisch von Seiten der SED und der Vertreter ihrer Politik ausgenutzt. Ein anderer Teil der Bevölkerung auf dem Gebiet der DDR (über 3 Millionen zwischen 1949 und 1990) wählte den eigenen Weg zur Vereinigung und verließ illegal (minimal auch legal) das Land, da sich eine Verschärfung aller Umstände einschließlich der materiellen Versorgung und der ideologischer Radikalisierung abzeichnete und diese als unvermeidbar angesehen werden konnte. Im Jahr 1961 erfolgten als eine Kapitulation vor dem Flüchtlingsstrom in die BRD durch die DDR-Regierung der Berliner Mauerbau und die „Sicherung der Staatsgrenze“.

**Tab. 1: Daten zu den Faktoren, die zur endgültigen Spaltung Deutschlands führten**

	<b>Westzonen</b>	<b>Sowjetische Zone</b>
<b>Einführung eigener Währungen<sup>1</sup>:</b> Deutsche Mark: Mark der Deutschen Notenbank:	21. Juni 1948	24. Juli 1948
<b>Staatsgründungen</b> Gründung der BRD: Gründung der DDR:	24. Mai 1949	7. Oktober 1949
<b>Eigene Streitkräfte</b> Gründung der Bundeswehr: Gründung der Nationalen Volksarmee:	12. November 1955	1. März 1956 <sup>2</sup>
<b>Verteidigungsorganisationen:</b> Eintritt in die Nato: Eintritt in den Warschauer Pakt:	6. Mai 1955	14. Mai 1955

1 Die Berliner Blockade war die Antwort der Sowjetunion auf die Währungsreform in den Westzonen.

2 Es ist eine Frage der Auslegung, ob die „Kasernierte Volkspolizei“ (Gründung: 10. Juli 1952) bereits eine Vorstufe der „Nationalen Volksarmee“ war.

### 3.3 Gründung des Forschungszentrums Leipzig Permoserstraße

Eine weitere Chance zur Erweiterung der „Permoserstraße“ zu einem Forschungszentrum ergab sich mit der Rückkehr der Kernphysiker in die DDR, die 9 Jahre als „Wissenschafts-Reparationsleistung“ in der Sowjetunion gearbeitet hatten. Die Sowjetunion veranstaltete 1955 in Moskau eine Konferenz zur friedlichen Nutzung der Atomenergie, an der auch Eberhard Leibnitz teilnahm. Sein sehr positiver Bericht an die staatlichen Stellen unterstützte in der Folge einen Ministerratsbeschluss zum Einstieg der DDR in die Kernforschung. Die aus der Sowjetunion zurückgekehrten deutschen Kernphysiker, die dort mit Teilarbeiten am sowjetischen „Atomprogramm“ beschäftigt waren (C.F. Weiss, J. Mühlenpfordt)<sup>7</sup> sollten zum Verbleib in der DDR bewegt werden.

<sup>7</sup> Carl Friedrich Weiss (1901–1981). Physiker, Fachgebiet Radiochemie. Weiss war von 1931-1945 Mitarbeiter der Physikalisch-technischen Reichsanstalt. Nach der Rückkehr

Für diese Wissenschaftler sollten eigene Forschungsinstitute eingerichtet werden. Leibnitz wiederum erreichte durch das Angebot, in „seinem“ Institutsgelände eine Heimstatt sowohl für die Forschungen zu stabilen Isotopen als auch zur angewandten Radioaktivität zu schaffen, so dass Leipzig als Ort für die neuen Institute auserwählt wurde. Der ebenfalls aus Russland zurückgekehrte Nobelpreisträger und Kernphysiker Gustav Hertz gründete zur gleichen Zeit ein Zentrum für Kernforschung in Dresden-Rossendorf.

In den folgenden Jahren entstanden in der Leipziger Permoserstraße die attraktiven Neubauten des „Institutes für physikalische Stofftrennung“ (später „Institut für stabile Isotope“) und des „Institutes für angewandte Radioaktivität“ (**Abb. 4 und 5**).

Aus dem anfänglich auf die Weiterentwicklung der Braunkohlenverwendung ausgerichteten Industrieforschungsinstitut war in nur wenigen Jahren ein naturwissenschaftlicher Forschungskomplex mit Schwerpunkten auf den Gebieten der Erdölverarbeitung, der Polymerchemie, der stabilen Isotope und der physikalischen Stofftrennung bzw. der angewandten Radioaktivität mit 4 Instituten und etwa 430 Mitarbeitern (davon 105 Wissenschaftler) entstanden. Das von Leibnitz geleitete Institut für Verfahrenstechnik der organischen Chemie hatte 1958 insgesamt 168 Mitarbeiter (davon 49 Wissenschaftler) (Haikal (2001) a und b).

1958 wurde der gesamte Forschungskomplex in die Forschungsgemeinschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften eingegliedert und damit aus dem Einfluss der Industrie-Ministerien herausgelöst. Leibnitz wurde 1959 Vorsitzender des neu gegründeten Direktoriums. Damit hatte sich Eberhard Leibnitz seinem Ziel genähert, ein naturwissenschaftlich-technisch ausgerichtetes Forschungszentrum zu gründen, das in der Lage war, international anerkannte Forschungen auf den damaligen Schwerpunkts-Gebieten der angewandten Naturwissenschaften (Chemische Technologie, Polymer- und Kunststoffforschung,

---

aus der Sowjetunion 1955 (s.o.) baute er das Forschungsinstitut zur Untersuchung radioaktiver Nuklide und ihrer Anwendung in Technik und Wissenschaft in Leipzig auf. Von 1956 bis 1966 war er Professor an der Karl-Marx-Universität Leipzig, ergänzende Details s. Wikipedia).

Justus Mühlenpfordt (1911–2000), Physiker. Er arbeitete seit 1935 bei Gustav Hertz an der Trennung stabiler Isotope. 1945 wurde er in das sowjetische Atomprogramm einbezogen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland gründete er in Leipzig das „Institut für physikalische Stofftrennung“, das 1964 in „Institut für stabile Isotope“ umbenannt wurde. 1968 verließ er Leipzig und war bis zu seinem Ruhestand in Berliner Akademieinstituten tätig. Er war korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, (ergänzende Details s. Wikipedia).

**Abb. 4: Institut für angewandte Radioaktivität (IaR). (Quelle: UFZ)**



**Abb. 5: Institut stabile Isotope (IsI) mit Kolonnenturm zur Isotopentrennung. Im Vordergrund ist das Schwimmbad zu erkennen, das allen Angestellten nach dem Feierabend zur Verfügung stand. (Quelle: UFZ)**



angewandte Radioaktivität, Anwendung stabiler Isotope) zu leisten. Leibnitz achtete immer auf eine enge Verbindung zur nahegelegenen chemischen Industrie. Eine besondere Rolle spielte die Zusammenarbeit mit den klein- und mittelständischen Betrieben der privaten Industrie, die besonders auf den Gebieten des Labor- und Messgerätebaus leistungsfähig waren und außerhalb der Planwirtschaft flexibel reagieren konnten.

Der Aufbauwille, wie er in dem Aufbau der Forschungsinstitute zu erkennen ist, ist nur erklärbar aus dem Gefühl des vielversprechenden Neuanfangs nach dem Krieg. In mündlichen Berichten lebten die Geschichten weiter, die mit der teils abenteuerlichen und keineswegs immer gesetzeskonformen Materialbeschaffung, wie z.B. der von Fliesen oder von rostfreiem Stahl, verbunden waren. Von deren Wegen wusste Leibnitz zwar, verfolgte diese aber nie. Aus dem

Mangel geborene ungewöhnliche Lösungen wie gemauerte Labortische hielten Jahrzehnte. Pünktlicher minutengenaue und kontrollierter Arbeitsbeginn war selbstverständlich und wurde auch von Diplomanden und Doktoranden akzeptiert. Das Leibnitz-Institut und später der ganze Institutenkomplex waren für Außenstehende eine DDR-untypische Oase. Zu dieser gehörten zusätzlich zu dem erwähnten Sozialgebäude z.B. ein eigenes Ferienhaus an der Ostsee, das oben erwähnte Schwimmbad und viele andere Annehmlichkeiten. Die in dieser Umgebung arbeitenden Wissenschaftler und Techniker waren sich der schützenden und bewahrenden Hand von Prof. Dr. Eberhard Leibnitz und des Einflusses der aus der Sowjetunion zurückgekehrten und Sonderkonditionen genießenden Institutsdirektoren sehr wohl bewusst.

### **3.4 Der Hochschullehrer Eberhard Leibnitz: Die Technische Chemie an der Karl-Marx-Universität Leipzig und das Rektorat in Leuna-Merseburg**

Leibnitz war ein glänzender Rhetoriker, seine Vorlesungen waren einprägsam. Sie waren durchaus im positiven Sinne auch „Auftritte“ des gepflegten, stets eine Fliege tragenden und Distanz wahrenden Professors. Haikal (Anonym (2001), S 131) findet für ihn die Bezeichnung „nicht ganz uneitel“ was sicher recht treffend ist. Die Formulierung in einer Laudatio benannte seinen Stil als „...oftmals vom vorgezeichneten Weg abschweifend, aber immer höchst interessant“ (Klare (1975) S. 5–11).

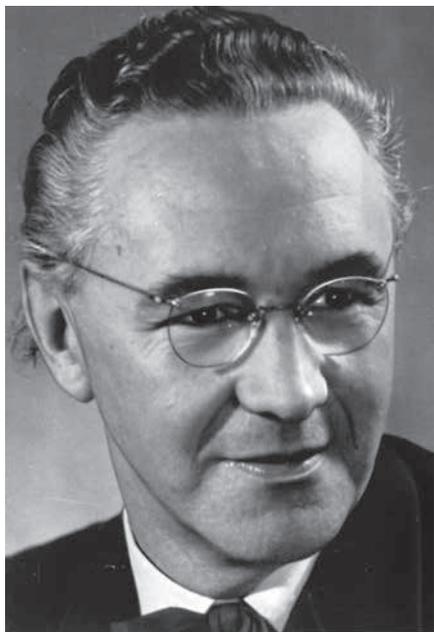
An der Leipziger Universität (ab 1953 Karl-Marx-Universität) waren die äußeren Bedingungen – wie oben erwähnt – hingegen schlecht. Leibnitz war an der Fakultät zusätzlich zu den anderen Leitungsverpflichtungen zwar der Leiter des „Instituts für technische Chemie“, hatte aber nur wenige Räumlichkeiten. Das war aber kein Hindernis, eine große Zahl von Diplomanden und Doktoranden aufzunehmen und diesen interessante Themen zu stellen. Die experimentelle Bearbeitung erfolgte nicht in den Räumlichkeiten der Universität, sondern in den Laboratorien des „Leibnitz-Institutes“ in der Permoserstraße unter den erwähnten ausgezeichneten Bedingungen. Der Andrang auf Diplomthemen mit derartigen Arbeitsplätzen war aber nicht nur dieser exzellenten materiellen Bedingungen wegen hoch, sondern insbesondere aus einem anderen Grund. Diplomanden und Doktoranden der 1950er und frühen 1960er Jahre konnten in „Permosien“, wie der Leibnitzsche Institutenkomplex allgemein genannt wurde, ohne den Druck der ideologischen Beeinflussung durch die FDJ-Leitungen der Universität fachlich konzentriert arbeiten. Direkt in den Universitätsinstituten gehörten zum Studium des Faches als zusätzliche Belastung die Bildung von „sozialistischen Studiengruppen“, der sozialistische Wettbewerb, Fachschafts- und FDJ-Gruppenversammlungen u.a. dazu.

Leibnitz verknüpfte damit – nicht selbstlos für sein Institut – schon seit etwa 1955 die universitäre Ausbildung mit der staatlich geförderten „Großforschung“. Dazu gehörten gemeinsame Berufungen der Professoren bzw. deren Vorlesungstätigkeit an der Universität. Auf anderer finanzieller Basis beruhend findet sich ein vergleichbares Muster bis heute auch im „Jülicher Modell“ der Bundesrepublik wieder.

Leibnitz hatte trotzdem an der Universität Leipzig kein Ordinariat. Die drei an der Chemischen Fakultät vorhandenen Ordinarien für Organische, Physikalische und Anorganische Chemie akzeptierten Leibnitz nicht wegen der fehlenden Habilitation. Diese sollte von Leibnitz nachgeliefert werden, was allerdings nie erfolgte. Vielleicht hat dieser „Makel“ dazu beigetragen, dass Leibnitz sich einer weiteren Herausforderung stellte: Das Rektorat der neugegründeten Technischen Hochschule für Chemie in Merseburg zu übernehmen.

Am 19. Oktober 1954 wurde in Merseburg die Technische Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg (THC) gegründet. Die ersten Studenten wurden unter einem kommissarischen Rektorat und provisorischen Lehrbedingungen immatrikuliert. Die Nähe der chemischen Großwerke in Leuna, Buna, Wolfen und Bitterfeld war für den Standort der Neugründung bestimmend. Diese Werke benötigten neue Wissenschaftler und Leitungskader, die natürlich im Sinne der sozialistischen Ideologie erzogen werden sollten. Für die erwähnten Großbetriebe ergaben sich zwingend technologische Umstellungen in nahezu allen Produktionslinien. Diese wurden durch die Ablösung der Verfahren der Vorkriegschemie notwendig. Weitere wichtige Gründe für die Ausbildung einer neuen Chemiker- generation war die Beseitigung der Provisorien, bedingt durch Kriegsschäden und die erwähnten teilweise radikalen Demontagen von Anlagen, die als Reparationsleistung an die Sowjetunion ausgeliefert werden mussten. Hinzu kam, dass ein Teil des leitenden Personals der hiesigen Werke den Angeboten der Stammbetriebe des ehemaligen IG-Farben-Konzerns in der Bundesrepublik gefolgt und somit „republikflüchtig“ geworden war. Die neue Hochschule begann in Merseburg „auf der grünen Wiese“ zuerst mit dem Bau von Internaten, da bewusst auf eine Internatsunterbringung orientiert wurde, um eine ideologische Beeinflussung der Studenten zu erleichtern.

Im Jahr 1955 wurde Eberhard Leibnitz zum ersten Rektor dieser jungen Hochschule gewählt. Damit verbunden war die Berufung zum Professor mit Lehrstuhl für das Fach Organisch-Chemische Technologie, er erhielt damit das Ordinariat, das die Karl-Marx-Universität ihm verweigerte und erreichte ein angestrebtes Ziel (**Abb. 6**). Schon zum Beginn seiner Amtszeit trieb Leibnitz in Merseburg die Gründung von Fakultäten voran. Bei der Strukturierung der Hochschule verwendete Leibnitz die bewährten Elemente, die er selbst an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg kennengelernt hatte, wie z.B.



*Abb.6: Prof. Dr. ing. Eberhard Leibnitz etwa 1955 (Quelle: Archiv der Berlin-Brandenburger Akademie der Wissenschaften, Signatur A 273, nachfolgend BBAW)*

importiert. Vor dieser alleinigen Abhängigkeit formulierte Leibnitz eine „politisch korrekte“ Warnung. Er lobte das ständige Wachstum der sowjetischen Wirtschaft. Deren ständige Aufwärtsentwicklung könne aber auch dazu führen, dass das riesige Land das Erdöl selbst benötige.

Leibnitz vertrat einen eigenen Standpunkt der Energieträgernutzung. Unter den Bedingungen der DDR-Planwirtschaft war es zwingend notwendig, die Braunkohle vollständig zur Energieversorgung durch Elektrizitätserzeugung in Großkraftwerken und zur Erzeugung von Stadtgas zu nutzen. Die zentrale Gaserzeugungs-Anlage im Kombinat „Schwarze Pumpe“ in der Lausitz gestattete nach damaliger Technologie die geringste Umweltbelastung durch eine zentrale Abwasseranlage. Die Großkraftwerke leiteten durch extrem hohe Schornsteine die Abgase in die höheren Schichten der Atmosphäre. Besonders wichtig war für Leibnitz, dass die die Umwelt besonders belastende Braunkohlen-Carbochemie der Vorkriegszeit nicht mehr genutzt werden sollte.

die Gründung einer Fakultät „Stoffwirtschaft“, in die eine betriebsökonomische Lehre einbezogen wurde.

Eberhard Leibnitz beeinflusste maßgeblich die Projektierung des Hochschulgeländes und legte die Grundlagen für die Erlangung des Promotionsrechtes der Fakultäten. Leibnitz stellte sich den Verpflichtungen des Rektorats nur für eine Wahlperiode bis 1958, übergab seinem Nachfolger aber eine gut strukturierte Hochschule und führte seine Vorlesungsreihe fort. Anlässlich seines 50. Geburtstages im Jahr 1960 ehrte die THC ihren ersten gewählten Rektor mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde.

### **3.5 Die Beeinflussungen der Energiepolitik der DDR**

Eberhard Leibnitz war Spezialist auf den Gebieten der Erdölchemie und der Braunkohlenverwertung. Erdöl wurde aus der Sowjetunion im-

Ergebnisse der Forschung des Leibnitz-Institutes wurden in der Praxis zur Abwasserreinigung genutzt, ebenso zur effektiven Verwendung des importierten Erdöls. Allerdings konnten viele Neuerungen durch die prinzipiellen Probleme einer langfristigen Planwirtschaft und durch den chronischen Devisenmangel nicht eingeführt werden. In den späteren Schriften von Eberhard Leibnitz finden sich bereits Gedanken zur stofflichen Nutzung der Braunkohle und der Verwendung nachwachsender Rohstoffe in der Chemie (Leibnitz (1985)) – Denkansätze, die heute hoch aktuell sind (**Abb. 7**).



*Abb. 7: Eberhard Leibnitz 1965 während der Eröffnung eines internationalen Symposiums in Leipzig (Quelle: Dr. Struppe, privat)*

#### **4. Der dritte Umbruch 1968**

Eberhard Leibnitz war zwischen 1953 und 1968 wahrscheinlich der bekannteste Chemiker der DDR. Er wurde mit hohen staatlichen Ehrungen bedacht:

- 1951: verdienter Techniker des Volkes
- 1956: Vaterländischer Verdienstorden in Silber
- 1959: Nationalpreis der DDR II. Klasse
- 1962: Banner der Arbeit
- 1970: Banner der Arbeit
- 1974: Vaterländischer Verdienstorden in Gold
- 1980: Ehrentitel „Hervorragender Wissenschaftler des Volkes“
- 1985: „Held der Arbeit“.

Sein Bekanntheitsgrad führte allerdings dazu, dass er eine Fülle von Aufgaben und Verpflichtungen übernahm oder übertragen bekam. In der folgenden Zusammenstellung sind die aus den Jahrbüchern der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bis 1968 benannten Ämter und Aufgabenbereiche aufgeführt („Jahrbuch“ ab 1950 bis 1968).

Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin  
DAW

Mitglied im Forschungsrat der DDR

Direktoriumsvorsitzender der Institute Leipzig

Direktor des Instituts für Verfahrenstechnik der organischen Chemie, Leipzig

Direktor des Institutes für Dokumentation, Berlin

Vorstand der Forschungsgemeinschaft der Naturwissenschaftlichen Technischen und Medizinischen Institute der DAW

Mitglied im Kuratorium der Forschungsgemeinschaft

Vorsitzender der Gruppe Chemie des Forschungsrates der DDR

Mitglied im Wissenschaftlichen Rat für die friedliche Nutzung der Atomenergie beim Ministerrat der DDR

Vorsitzender der Sektion Chemie der DAW

Vorsitzender des Sektionskonsiliums der Sektion Chemie der DAW

Mitglied im Sektionsrat des Sektionskonsiliums der Sektion Chemie der DAW

Mitglied im Sektionskonsilium im naturwissenschaftlich-technischen Forschungsbereich der DAW

Mitglied der Kommission zur Sicherung der wissenschaftlichen Arbeit in den Instituten der Akademie

Wissenschaftlicher Beirat für Chemie beim Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR

Vorsitzender der Kommission für den Fachbereich Reine und Angewandte Chemie der Forschungsgemeinschaft der DAW.

Hinzu kamen belastende Sonderaufgaben, wie z.B. die Berufung zum Leiter der Untersuchungskommission des größten Chemieunfalles der DDR im Jahre 1968 mit 42 Toten in Bitterfeld. Im Ergebnis der Untersuchungen wurde der marode Zustand der chemischen Industrie der DDR augenscheinlich.

Während unter Leibnitz` Führung die Institute des Forschungskomplexes in der Permoserstraße auch die wirtschaftlichen Einschränkungen, die in der DDR nach dem Mauerbau 1961 spürbar wurden, noch relativ schadlos überstanden, wurden zum Ende der 60er Jahre sowohl die politischen als auch ökonomischen Verhältnisse zunehmend rauer. Leibnitz wurde persönlich von der Parteileitung der Chemischen Institute der Karl-Marx-Universität dadurch angegriffen, dass ein Oberassistent der Chemischen Institute in den Akademieinstituten eine Art ideologisch-politische Aufseherfunktion über die externen Diplomanden und die Doktoranden der Chemischen Institute übernehmen sollte. Leibnitz reagierte empört auf dieses Ansinnen durch Niederlegung seiner Professur und Kündigung des Kooperationsvertrages zwischen Akademie und Universität. Für die Chemische Fakultät bedeutete diese Entscheidung einen wesentlichen Einschnitt, da sie nur unzureichende materielle Ausrüstungen für ein Chemie-Tech-

nologie-Praktikum und die Durchführung von Diplomarbeiten besaß.

Etwa ab 1968 deuteten sich in der CSSR Veränderungen an, die heute wegen der damit verbundenen aufkeimenden Hoffnungen einer Öffnung, von Demokratisierung und Liberalisierung als „Prager Frühling“ bezeichnet werden. Auch in der DDR, insbesondere an den Universitäten, wurden Diskussionen zur Veränderung des Gesellschaftssystems und der ökonomischen Basis geführt.

Nach dem 21. August 1968, dem Tag des Einmarsches der Truppen des Warschauer Paktes in Prag, veränderte sich auch in der DDR die gesamte politische Situation. „Hardliner“ setzten die ideologischen Vorgaben der SED-Führung um, deren Quellen in Moskau zu finden waren. Im Forschungszentrum der Permoserstraße deuteten sich ebenso wie an der Universität größere Umstrukturierungen und Reformen an. Gleichzeitig ging ein Teil der Gründungsdirektoren der Forschungsinstitute altersbedingt in den Ruhestand oder stand kurz davor.

Die Volkswirtschaft der DDR wurde bis dahin wesentlich durch klein- und mittelständische Betriebe stabilisiert. Diese wurden ab 1970 auf Druck Moskaus als Reste kapitalistischen Wirtschaftens verstaatlicht. Im Resultat ergaben sich Versorgungsengpässe bei vielen Waren des täglichen Bedarfs, aber auch der Verbrauchsmaterialien der wissenschaftlichen Einrichtungen.

Ab 1968 wurde die Kritik an der Amtsführung von Eberhard Leibnitz zunehmend lauter. Es wurden ihm Ämterhäufung und dadurch bedingte Arbeitsüberlastung vorgehalten. Das war in der Sache sicher nicht falsch. Allerdings wurde diese Situation bewusst von den jüngeren Parteimitgliedern genutzt und vielleicht auch verschärft. Die jüngeren Wissenschaftler, die bereits in der DDR studiert hatten, waren fachlich meist sehr kompetent und womöglich durchaus mit einem echten Glauben an die sozialistisch-kommunistische Grundidee versehen. Diese neue Generation sah in der konsequenten Anwendung der SED-Ideologie den erfolgversprechenden Weg für die eigene Karriere.

Die neuen Vorgaben der Partei sahen für die Akademie vor, Fachbereiche und Zentralinstitute zu gründen und einzelne Institute sehr spezifischen industriegebundenen Aufgaben zuzuordnen. Die Grundlagenforschung sollte auf die Probleme der DDR-Wirtschaft ausgerichtet werden, um Devisen- und Rohstofffragen zu lösen. Ein derartiges Konzept bedeutete das Ende der Leibnitzschen Grundidee eines interdisziplinären Forschungskomplexes, der zwar praxisorientiert arbeitet, aber wissenschaftliche Freiräume lässt.

In den nunmehr zugänglichen Sitzungs-Dokumenten ist festgehalten worden, dass Eberhard Leibnitz sich auf massiven Druck hin bereit erklärte, den Vorsitz des Direktoriums der Leipziger Institute abzugeben und in Berlin in der Akademieleitung die neue Aufgabe eines Forschungsbereichsleiters zu übernehmen, um die neue Struktur der Akademie aufzubauen.

In dieser positiven Formulierung sahen die Mitarbeiter der Institute in Leipzig

einen Aufstieg des von allen geschätzten langjährigen Leiters und Vorgesetzten, von „Keks“, wie er allgemein liebevoll genannt wurde. Einzig die Verwundung blieb, dass die 1968 erfolgte Neuberufung des Präsidenten der Akademie nicht – wie alle es vermuteten – mit dem Namen Eberhard Leibnitz verbunden war. Präsident wurde Hermann Klare<sup>8</sup>, ein kollegialer Freund von Leibnitz.

Aus heutiger Sicht und aus nunmehr zugänglichen Unterlagen stellt sich die damalige Situation, in der sich Eberhard Leibnitz befand, deutlicher dar. Neben der Nennung von charakterlichen Schwächen ist dort zu lesen:

„.....Diese Beanstandungen reichen bis zum Vorwurf einer unzureichenden Beachtung kollektiver Meinungsbildung bei Leitungsentscheidungen ....“.

Im Jargon dieser Zeit war eine solche Anschuldigung schwerwiegend, für einen Leiter nahezu die schwerwiegendste überhaupt und konnte erfahrungsgemäß nicht folgenlos bleiben. Eberhard Leibnitz nahm die Versetzung nach Berlin an. Er selbst nennt sich in dieser Zeit „Berater des Präsidenten“. Die ihm angetragene Funktion des Fachbereichsleiters gab es bis dahin nicht. Hätte er dessen Aufgaben mit der Bildung von Fachbereichen erfüllt, hätte er selbst sein Lebenswerk in Leipzig auflösen und damit zerstören müssen.

Nach außen hatten die „Meinungsentscheidungen des Kollektives“, also der SED-Leitung, geholfen, dass Leibnitz sein Gesicht wahren und eine nominell höhere Position einnehmen konnte. In der Realität war damit aber ein Zynismus verbunden, der einen Erfolgsmenschen wie Leibnitz tief treffen musste. Leibnitz erkrankte in dieser Zeit. Er löste weitgehend die Verbindungen zur Akademie der Wissenschaften und nahm nachweislich an keiner Plenarsitzung mehr teil. 1972 erfolgte als staatlicher Bruch mit der „Vergangenheit“ die Umbenennung der „Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ in „Akademie der Wissenschaften der DDR“.

Aus dieser erneuten Umbruchsituation im Leben von Eberhard Leibnitz ergab sich wiederum ein Ausweg. Eberhard Leibnitz wurde 1971 zum Präsident der „Urania“ ernannt. Die „Urania“ als allgemeinbildende Institution hatte in der DDR eine wichtige Aufgabe zu erfüllen und sollte der Bevölkerung die neuen Entwicklungen der Natur- und Geisteswissenschaften auf eine verständliche Weise nahebringen, wobei die sozialistischen Bildungskomponenten durchaus eine zentrale Rolle einzunehmen hatten.

Für diese Aufgabe war Leibnitz aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes, seiner rhetorischen Fähigkeiten und seines großen Allgemeinwissens in der Tat

---

8 Hermann Klare (1909–2003), Chemiker, Studium in Heidelberg und Kiel. 1961–1969 Direktor des Akademieinstituts für Faserstoff-Forschung in Teltow, von 1954 bis 1961 Professor an der Technischen Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg. Von 1962 bis 1964 Professor an der Humboldt-Universität Berlin. 1968–1979 Präsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Hohe staatliche Auszeichnungen und vielfältige Ehrungen.

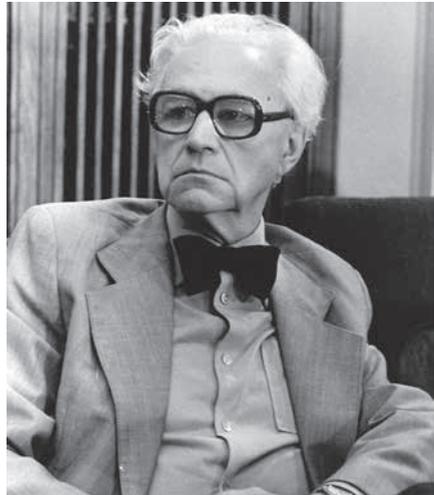
bestens geeignet. Man kann aber annehmen, dass im Vergleich zur versagten Präsidentschaft der Akademie der Wissenschaften Leibnitz selbst diese Funktion als Abstufung ansah. Die ehemaligen Mitarbeiter in Leipzig empfanden das inzwischen ebenso.

Eine indirekte Verbindung zur Akademie der Wissenschaften nutzte Leibnitz jedoch, die sich wahrscheinlich aus der Aufgabe (siehe Zusammenstellung) „Mitglied im Wissenschaftlichen Rat für die friedliche Nutzung der Atomenergie beim Ministerrat der DDR“ ergab. Die Akademie nahm in staatlichem Auftrag die Vertretung der DDR in der Internationalen Pugwash-Konferenz<sup>9</sup> wahr und benannte Leibnitz als deren Repräsentanten. Er hielt seine Beiträge auf den internationalen Zusammenkünften nicht nur in glänzendem Englisch, sondern er konnte drei dieser renommierten Friedenskonferenzen in der DDR veranstalten. Damit nutzte er in jedem Fall dem Ansehen des Landes und hinterließ auch als Person durch sein Auftreten den besten Eindruck (**Abb. 8 und 9**). Auch nach 1968 und dem persönlichen „Umbruch“ wurde Eberhard Leibnitz immer wieder mit staatlichen Ehrungen bedacht (siehe vorn).

Am 24. Januar 1986 verstarb Eberhard Leibnitz. Im Plenarsaal der Akademie der Wissenschaften fand



*Abb. 8: Eberhard Leibnitz als Präsident der URANIA 1978. (Quelle: BBAW)*



*Abb. 9: Eberhard Leibnitz als Präsident der URANIA 1985. (Quelle: BBAW)*

<sup>9</sup> International Pugwash Conferences on Science and World Affairs.

ein Trauerakt statt, an dem damals bedeutende Persönlichkeiten der Staatsführung der DDR teilnahmen. Das „Neue Deutschland“ als zentrales Parteiorgan der SED veröffentlichte am 4. Februar 1986 einen Nachruf, in dem des „Forschers, Hochschullehrers, Wissenschaftspropagandisten und -organisators“ gedacht wurde. Der Vorschlag eines Staatsbegräbnisses wurde auf Wunsch der Familie nicht angenommen. Eberhard Leibnitz fand seine letzte Ruhe auf dem Friedhof seines Heimatortes bei Berlin.

Es sollen an dieser Stelle einige Bemerkungen zum Verhältnis von Eberhard Leibnitz zur SED eingefügt werden. Leibnitz war Mitglied der SED, ist aber niemals „offiziell“ eingetreten und erwähnt in seinen schriftlichen Lebensläufen niemals einen derartigen Eintritt. Diese verwirrende Tatsache ist erklärbar: Leibnitz war bereits als Doktorand zum Beginn der 30er Jahre in die SPD eingetreten, womöglich unter dem Einfluss seines Doktorvaters Terres. Noch im Jahr 1945 nach Kriegsende erneuerte er diese SPD-Mitgliedschaft und wurde 1946 mit der Vereinigung von KPD und SPD zur SED automatisch in die neue „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands“ übernommen. Es existieren frühe Beurteilungen, die ihm vorwerfen, keinen „festen Klassenstandpunkt“ (der Arbeiterklasse) zu haben.

Die SED hat sich mit Leibnitz geschmückt und ihn benutzt, was sicher wiederum diesem nicht unangenehm war – nur so konnte er seine Ziele verwirklichen. Er nahm an den Parteiversammlungen seines Institutes teil, wurde aber auch in Briefen und anderen Schriftstücken niemals mit dem sonst üblichen „Genosse“ angedredet, sondern immer mit „Professor Leibnitz“. Es existiert kein Foto, auf dem er das Parteiabzeichen der SED trägt, sondern sichtbar nur Zeichen hochrangiger Würdigungen wie des Nationalpreises. Es ist vorstellbar, dass sich die „Hardliner“ daran gestoßen haben.

Auf keinen Fall gehörte er zu den willfährigen „Partei-professoren“, die ihre Karriere der bedingungslosen Unterordnung der SED-Parteilinie verdankten und keineswegs immer durch eine entsprechende wissenschaftliche Leistung überzeugten. Eberhard Leibnitz war der Vertreter einer Generation mit bürgerlichen Wurzeln, dessen Leben mit den Worten *Scientia, Universitas, Humanum* charakterisiert werden kann (nach Lohs (1985)) und der in der DDR seine Lebensleistung nicht ohne Kompromisse gegenüber dem politischen System erreichen konnte.

## **5. Die ehemaligen Wirkungsstätten von Eberhard Leibnitz heute**

Eberhard Leibnitz war in Mitteldeutschland an vier Stellen wirksam, die alle für seine Entwicklung und die Umsetzung seiner Vorstellungen von besonderer Bedeutung waren.

### **5.1 Lack- und Farbenindustrie Firma „Hermann Frenkel“**

Das Hauptgebäude der Firma in Leipzig-Mölkau, in dem sich auch das Forschungslabor von Leibnitz befand, wurde noch in den letzten Tagen des Krieges zerstört. Von 1945 bis 1990 entstand auf dem Werksgelände ein Betriebsteil der VVB Lacke und Farben. Heute existiert dort ein Lager- und Verteilzentrum eines Farbenhandels.

### **5.2 Das Institut für technische Chemie der Universität Leipzig**

1953 wurde im vorausseilenden politischen Gehorsam die Umbenennung der Universität Leipzig in Karl-Marx-Universität vorgenommen. 1968 erfolgte die offizielle Entpflichtung von Leibnitz als Direktor des Institutes für technische Chemie. Als Professor in einem besonderen Status konnte er auch nach Rückgabe seiner Professur (siehe oben) noch einige Jahre seine letzten Doktoranden betreuen und Prüfungen abnehmen – letztlich wiederholte sich die Situation, die sein Doktorvater Terres bei Leibnitz selbst erlebte. Eberhard Leibnitz zeichnete insgesamt an der Leipziger Universität für rund 100 Doktorarbeiten verantwortlich, wobei die fachliche Betreuung im Wesentlichen bei seinen Mitarbeitern lag, die Prüfungen aber von ihm selbst abgenommen wurden<sup>10</sup>.

Mit der Hochschulreform nach 1968 wurden die Fakultäten und Institutsstrukturen der Universität aufgelöst und zu Sektionen umfunktioniert. Die technische Chemie war anfänglich in der „Sektion Chemie der Karl-Marx-Universität“ nur eine Arbeitsgruppe mit sehr eingeschränkten Möglichkeiten. Im Jahr 1981 nach Erweiterung der nationalen und internationalen Aktivitäten der Gruppe wurde diese in den Status eines Wissenschaftsbereiches befördert. Die Mitarbeiter erhielten im Jahr 1988 im Neubau „Technikum Analytikum“ eigene komfortable Räumlichkeiten. Nach 1990 wurde das wieder neu gegründete „Institut für technische Chemie“ ein Teil der Fakultät für Chemie und Mineralogie. Mit zwei Professoren, 13 wissenschaftlichen bzw. technischen Mitarbeitern und über 20 Doktoranden gehört das Institut heute zu den attraktiven Ausbildungs- und Forschungsstätten der Fakultät. Damit hat die Technische Chemie im Verbund der Leipziger Universität einen festen Bestand (Papp u.a. (2009)). Kooperationen mit staatlich finanzierten Forschungseinrichtungen und gemeinsame Berufungen – wie schon bei Leibnitz verwirklicht – existieren weiterhin, z.B. mit dem Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung UFZ<sup>11</sup>.

---

10 Der Autor hat bei Eberhard Leibnitz von 1962–1963 die Vorlesung „Technische Chemie“ gehört und 1964 die Diplomprüfung bei ihm abgelegt.

11 Der Autor hatte an diesem Institut von 1994–2004 eine gemeinsame Berufung zwischen Universität Leipzig und dem UFZ auf eine C4-Professur für Biotechnologie / Technische Chemie.

### 5.3 Institutenkomples Permoserstraße

Die Gründung des Forschungskomplexes „Permoserstraße“ im Sinne des Wortes „aus Ruinen“ kann als das Lebenswerk von Eberhard Leibnitz angesehen werden. Um so tragischer war es für ihn, dass nach 1968 die Struktur der Leibnizschen Institutsgründungen völlig umgestellt wurde und das angestrebte interdisziplinäre naturwissenschaftliche Zentrum mit einem Schwerpunkt auf den damals aktuellen Teilgebieten der Chemie und Physik nicht verwirklicht wurde. Die Chemische Forschung wurde bis auf eine kleine Gruppe in ein Zentralinstitut nach Berlin verlegt. Die Polymerforschung wurde vollständig aufgelöst. Von 600 Mitarbeitern stieg zwar die Zahl der Beschäftigten im Forschungsgelände bis 1990 auf 1030, allerdings ungleich und in unterschiedlichen Schwerpunkten verteilt. Das Institut für Biotechnologie – die Wurzeln sind im „Leibnitz-Institut“ zu finden – war Teil eines strategisch wichtigen und höchst geheimen Forschungs- und Transferkomplexes zur mikrobiellen Futterhefeerzeugung, der eng mit sowjetischen Institutionen zusammenarbeitete. Das „Zentralinstitut für Isotopentechnik ZIf“ verfolgte weiterhin praktische Anwendungen in den unterschiedlichsten Anwendungsgebieten.

1991 wurde nach dem Einigungsvertrag die Akademie der Wissenschaften der DDR und mit ihr alle zugehörigen Institutionen aufgelöst. Ein Teil der .Mitarbei-



*Abb. 10: Das Gelände des Wissenschaftsparks heute.  
Der ehemalige Kolonnen-Turm trägt Fotovoltaik-Elemente, das frühere  
Schwimmbad wurde ein Ökosystem. (Foto: U. Stottmeister)*

ter fand in den Neugründungen der Helmholtz- und Leibniz-Gemeinschaft einen neuen Arbeitsplatz. Heute ist der Wissenschaftspark als „Science Park“ eine der größten Forschungseinrichtungen der neuen Bundesländer. Das Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung UFZ, das Institut für Troposphärenforschung, das Institut für Oberflächenmodifikation und weitere Forschungseinrichtungen sind leistungsfähige und international vernetzte Institutionen. Die alten Gebäude aus der Leibnitz-Ära wurden rekonstruiert (**Abb. 10**). Neue attraktive Gebäude entstanden oder sind im Entstehen begriffen (**Abb. 11 bis Abb. 13**). Insgesamt sind derzeit etwa 2000 Mitarbeiter in mehr als 10 Forschungseinrichtungen tätig.

Die ursprüngliche Leibnizsche Vision eines interdisziplinären Forschungszentrums konnte mit dem „Science-Park Permoserstraße“ verwirklicht werden, allerdings mit heute relevanten naturwissenschaftlichen Themenfeldern und auf die Gesellschaft bezogenen Wissenschaftsgebieten, wie z.B. Soziologie und Umweltrecht (Stottmeister (2018)). Der Autor hatte das große Glück, im UFZ Umweltforschungszentrum als Leiter der Sektion „Sanierungsforschung“ von 1991 bis 2004 das Wissen um die Entstehung der Altlasten aus der Braunkohlenchemie zur Sanierung eben dieser Altlasten in Wasser und Boden anwenden zu können.



**Abb. 11: Neubauten im Wissenschaftspark:  
KUBUS Kommunikations- und Bildungszentrum. (Foto: U. Stottmeister)**



*Abb. 12: Neubauten im Wissenschaftspark: Mikrobiologie des UFZ.  
(Foto: U. Stottmeister)*



*Abb. 13: Neubauten im Wissenschaftspark „Wolkenurm“ des Institutes für Troposphärenforschung. (Foto: U. Stottmeister)*

#### **5.4 Die Technische Hochschule für Chemie Leuna - Merseburg**

Die Technische Hochschule für Chemie wurde in ihren Gründungsjahren von Eberhard Leibnitz entscheidend mitgeprägt. Sie entwickelte sich zu einer der leistungsfähigsten und beliebtesten technischen Hochschulen der DDR und erhielt den Namen „Carl Schorlemmer“. 1989 studierten dort 2850 Studenten und lehrten 76 Professoren, unterstützt von über 420 technischen Mitarbeitern. Die technische Hochschule wurde in den Folgejahren aufgelöst und als Fachhochschule, heute „Hochschule Merseburg (University of Applied Sciences)“ neu gegründet. Heute studieren dort wieder rund 3000 Studenten.

Die Hochschule hat sich immer ihres ersten gewählten Rektors erinnert. Nach dem Tode von Eberhard Leibnitz wurde für die Kunstgalerie der Hochschule ein Gemälde in Auftrag gegeben. Vor einigen Jahren wurde die Straße vor dem rekonstruierten Hauptgebäude in „Eberhard-Leibnitz-Straße“ umbenannt und wird heute in der Postanschrift der Hochschule verwendet (**Abb. 14 bis Abb. 16**).



**Abb. 14:**  
*Eberhard-Leibnitz-Straße  
vor dem rekonstruierten  
Hauptgebäude der Fach-  
hochschule Merseburg.  
(Foto: U. Stottmeister)*

**Abb. 15:**  
*Hauptgebäude der  
Fachhochschule  
Merseburg.  
(Foto: U. Stottmeister)*



**Abb. 16:**  
*Gemälde von Günter Rechn:  
Prof. Eberhard Leibnitz,  
erster Rektor der Technischen Hochschule für  
Chemie Leuna Merseburg (1987)  
(Quelle: Kustodie der Martin-Luther-  
Universität Halle-Wittenberg)*

## **Abschließende Bemerkungen**

Eberhard Leibnitz hat als Wissenschaftsorganisator und Gründer eines Forschungszentrums in Mitteldeutschland sichtbare Spuren hinterlassen. Die Ausbildung in „Technischer Chemie“ an der Leipziger Universität und an der Hochschule Merseburg wurde von ihm nachhaltig beeinflusst.

Seine früheren Wirkungsstätten haben den tiefgreifenden Wechsel des gesellschaftlichen Systems 1990 nicht nur überstanden, sondern sie erhielten unter den neuen staatlichen und ökonomischen Bedingungen Chancen zur Weiterentwicklung, die von einer neuen Generation von Wissenschaftlern (nicht nur mit Wurzeln in der DDR) erkannt und genutzt wurden.

Auf die fachlichen Leistungen von Eberhard Leibnitz, die Tätigkeiten als Herausgeber und Autor und seine weitsichtigen Anregungen für die Grundlagenforschung ist im vorliegenden Beitrag nicht eingegangen worden. Auf seine frühen Arbeiten zur technischen Mikrobiologie und der thermischen Wandlung von Kohlenwasserstoffen wird von Stottmeister (2018) eingegangen.

Den Zeitzeugen wird Eberhard Leibnitz als der Vertreter einer Generation in der Erinnerung bleiben, der mit breitem humanistischem Wissen, erstaunlicher fachlicher Detailkenntnis in der Chemie und der Fähigkeit zur Vermittlung großer Zusammenhänge beeindruckte. Derartige Persönlichkeiten wurden in der DDR im „sozialistischen Alltag“ des Landes nach den internen politischen Veränderungen des Jahres 1968 selten.

## **Literatur**

Anonym (2015): Stiftung Sächsische Gedenkstätten: Besatzungswechsel in Leipzig vor 70 Jahren Beginn einer neuen Diktatur. Ausstellung und Veranstaltung im Museum in der „Runden Ecke“ <https://www.stsg.de/cms/stsg/aktuelles/besatzungswechsel-leipzig-vor-70-jahren-beginn-einer-neuen-diktatur-ausstellung-und> (aufgerufen am 03.05.2019)

Anonym (2001): Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle (Hrsg.) Leipzig-Permoserstraße – Zur Geschichte eines Industrie- und Wissenschaftsstandortes. Passage-Verlag Leipzig, 346 Seiten

Beyer, L., Reinhold, J., Wilde, H. (Hrsg.) (2009): Chemie an der Universität Leipzig. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Passage-Verlag Leipzig, S. 171

Haikal, M. (2001a): Ein neuer Wissenschaftsstandort – Der Aufbau der physikalisch-chemischen Institute. In: Anonym (2001): Umweltforschungszentrum

Leipzig-Halle (Hrsg.) Leipzig-Permoserstraße – Zur Geschichte eines Industrie- und Wissenschaftsstandortes. Passage-Verlag Leipzig, S. 113–129

Haikal, M. (2001b): Die Stammdaten der Institute. In: Anonym (2001): Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle (Hrsg.): Leipzig-Permoserstraße – Zur Geschichte eines Industrie- und Wissenschaftsstandortes. Passage-Verlag Leipzig, S. 142–150

Heidegger M. (1978): Metaphysische Anfangsgründe der Logik im Ausgang von Leibniz. Martin Heidegger Gesamtausgabe II. Abteilung Vorlesungen 1923–1944, Bd. 26, Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main

Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1946/49 (1950) bis 1970 (1971). DNB-Signatur ZB 40795

Klare, H. (1975): Laudatio. Neuere Entwicklungen der chemischen Technologie, dem Wirken von Eberhard Leibnitz gewidmet. In: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Nr. 11/N, S. 5–11

Leibnitz, E. (1985): Schlusswort zum Festkolloquium in den Akademieinstituten Leipzig anlässlich des 75. Geburtstages. In: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, 10/N, S. 57–59

Leibnitz, E., Struppe, H.G. (1966): Handbuch der Gas-Chromatographie. Akademische Verlagsgesellschaft Geest und Portig K.G., 810 Seiten

Leibnitz E. (1933): Zur Frage der Entstehung der Kohlen. Die Unterscheidung von Stein- und Braunkohlen, Anklänge an die Erdölbildung. Dissertation (Auszug) zur Erlangung der Würde eines Dr. Ing der Technischen Hochschule Berlin, vorgelegt am 28. 10. 1933 von Dipl. Ing Eberhard Leibnitz aus Woltersdorf bei Erkner. Genehmigt am 27. 11. 1933

Leibniz, G. W. (ed.1961, C.I Gerhardt), (Berlin 1875-1890). Reprint Hildesheim (1960–1961), Volume 7. Die philosophischen Schriften, S. 191

Lohs, Kh. (1985): Laudatio zu Ehren des 75. Geburtstages von Eberhard Leibnitz. In: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, 10N, S. 5–9  
Nötzold P. (2005): Technikwissenschaften an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften Nr. 30, Technische Universität Dresden, S. 9–30

Papp, H., Kießling, D., Wendt, G. (2009): Die Technische Chemie. In Beyer, L., Reinhold, J., Wilde, H. (Hrsg.): Chemie an der Universität Leipzig. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Passage-Verlag Leipzig, S. 170–187

Stottmeister, U. (2018): Eberhard Leibnitz (1910–1986) und die Chemie Mitteldeutschlands in Forschung in Lehre. Leipziger Universitätsverlag, 153 Seiten

Stottmeister, U. (2019): Manuskript zum Vortrag am 21. September 2018 in Merseburg zum Thema: Eberhard Leibnitz (1910–1986). Forschung und Lehre für die Chemie Mitteldeutschlands. GDCh<sup>12</sup>-Monographien: „*Zeitzeugen*-Berichte*Chemische Industrie*“. S. 186-208

Struppe, H.G. (2010): GDCh Festkolloquium zum 100. Geburtstag von E. Leibnitz am 08. 04. 2010 in Leipzig. Aus dem Manuskript zum Vortrag „Eberhard Leibnitz – Lehrer, Gelehrter“ (unveröffentlicht)

---

<sup>12</sup> GDCh Gesellschaft Deutscher Chemiker.

## Anhang: Stimmen von Zeitzeugen

### 1. „Sanello“

Nach Prof. Dr. Günter Klappach<sup>13</sup>

In den Jahren vor dem Bau der Berliner Mauer 1961 waren Fahrten mit der Reichsbahn nach Westberlin problemlos möglich, allerdings mit dem Risiko verbunden, dass bei der Rückfahrt im Zug durch die „Genossen der Volkspolizei“ das Reisegepäck auf „Westwaren“ kontrolliert werden konnte. Ein hochrangiger, zudem politisch sehr engagierter Mitarbeiter von Leibnitz kam in eine solche Kontrolle. Die in Westberlin von ihm gekaufte Margarine wurde als unumstößlicher Beweis der politischen Abtrünnigkeit durch den Besuch eines der Westsektoren gefunden. Das war nicht nur ein moralisches, sondern auch ein Devisenvergehen, denn die DDR-Mark musste durch Kauf zum „Schwindelkurs“ gegen Westgeld umgetauscht werden (wechselnd zwischen 1:4 bis 1:5). Wie üblich in solchen Fällen, wurde die Arbeitsstelle – also E. Leibnitz – über diesen Vorfall informiert. Normalerweise wäre damit die Karriere des Betroffenen beendet gewesen. Leibnitz jedoch nahm den Sünder aus der Leipziger Instituts-Schusslinie, indem er ihn mit besonderen Aufgaben an die Technische Hochschule Merseburg versetzte, deren Rektor er ebenfalls zu dieser Zeit war. Dort nahm er unbehelligt seinen wissenschaftlichen, später auch politischen Weg, verlor allerdings auch als späterer Professor nicht seinen aus Leipzig ihm folgenden Spitznamen „Sanello“, der ihn noch jahrelang begleitete.

### 2. Die letzte Rettung: „Keks“

Von Dr. Hans Georg Struppe<sup>14</sup>

Ein Schwerpunkt der apparativen und methodischen Entwicklung im Leibnitz-Institut war die Gaschromatographie. Ein Lehrbuch über dieses Teilgebiet der analytischen Chemie war international bekannt geworden (Leibnitz u. Struppe (1966)), so dass auf dieser Grundlage nationale und internationale wissenschaft-

---

13 Prof. em. Dr. Günter Klappach (geb. 1938) ist Absolvent der Technischen Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg und war einer der ersten Mitarbeiter von Eberhard Leibnitz auf dem Gebiet der technischen Mikrobiologie. Ab 1991 Professor für Biotechnologie an der Hochschule Anhalt in Köthen.

14 Hans Georg Struppe, (geb. 1934), Chemiestudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig 1952/1958, einer der ersten Mitarbeiter von E. Leibnitz, Promotion 1962, Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Verfahrenstechnik der organischen Chemie (bis 1969), Zentralinstitut für organische Chemie (bis 1991), Institut für Nichtklassische Chemie e.V. an der Universität Leipzig (bis 2000).

liche Symposien organisiert werden konnten. Das 6. Symposium 1968 wurde sogar – völlig ungewöhnlich für die DDR – in westlichen Journalen angekündigt. Dazu hatten der „Prager Frühling“ eben dieses Jahres und der daraus entstehende Optimismus zur Entspannung der Ost-West-Situation angeregt. Für die Organisation des 6. Symposiums war H.G. Struppe maßgeblich verantwortlich. Er berichtet über die damalige Situation:

„... aber der frische Wind des Prager Frühlings reichte nicht bis Berlin. Als sich schon 72 Teilnehmer sowie 13 Firmen als Aussteller aus dem „Nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet“ angemeldet hatten, die Anmeldungen aus dem Osten aber auf sich warten ließen, und als bekannt wurde, dass es im Organisationskomitee keine Parteigruppe gab, sollte ich auf Anweisung der Protokoll- und Tagungsabteilung der Akademie das Symposium kurzerhand wegen organisatorischer Probleme absagen. Jetzt musste Leibnitz in die Bresche springen und an allerhöchster Stelle für die Durchführung argumentieren. Aber es waren bange Tage, bis endlich ein persönliches Schreiben des Ministers für Forschung und Technik in Leipzig mit der Entscheidung eintraf, die Tagung solle wie geplant durchgeführt werden“ (Struppe 2010).

### **3. Das Sommerlager ist doch freiwillig ...**

Prof. Dr. habil. Ulrich Stottmeister

In den Semesterferien war es 1960 für alle männlichen Studenten eine „freiwillige Pflicht“, an einem „Sommerlager“ teilzunehmen. Dabei handelte es sich um eine 4-wöchige Ausbildung zum Reservisten der Nationalen Volksarmee in einem zur Armee gehörenden Ausbildungslager. Nach zweimaliger Teilnahme konnte man mit einem militärischen Mannschaftsgrad entlassen werden und galt als Reservist.

Mein Studienkollege Gerd S. war bereits im zweiten Semester Vater geworden und hatte sicher in den Semesterferien andere Pflichten seiner jungen Familie gegenüber, als sich in Mecklenburg über die Sturmbahn zu quälen, zumal er – wie wir alle – den ersten Durchgang des Vorjahres in denkbar schlechtester Erinnerung hatte. Er erschien im Folgejahr ohne Entschuldigung nicht. Das geschah allerdings im Sommer 1961, unmittelbar nach dem Bau der Mauer und in einer ideologisch aufgeheizten Atmosphäre, in der die Hardliner der SED Oberwasser bekamen.

Alle Studenten, die unentschuldigt nicht an der Armeeausbildung teilgenommen hatten, wurden vor eine Kommission geladen, die aus je zwei Mitgliedern des Hochschullehrkörpers der Fakultät bestand. Gerd S. hatte sich als Begründung für sein Fernbleiben die denkbar schlechteste Entschuldigung ausgedacht: „Ich dachte, die Teilnahme ist freiwillig“ und verwies auf seinen Familienstatus.

Es war sein Glück, dass er in der Kommission neben einem bekannten ideologischen Scharfmacher der Fakultät als zweites Mitglied Prof. Leibnitz vor sich hatte. Während der Ersterer ob der Unverschämtheit der Begründung, der damit gezeigten ideologischen Schwächen und der Verkennung der damaligen politischen Situation die sofortige Exmatrikulation des Studenten Gerd S. verlangte, wurde durch Leibnitz die Situation entspannt. Nach einiger Diskussion zwischen den Hochschullehrern erreichte „Keks“, dass die vorgesehene Exmatrikulation in eine „Bewährung in der Praxis für ein Jahr“ gewandelt wurde. Auch in anderen Fällen setzte er sich für das „Bewährungsjahr“ ein.

Gerd S. beendete sein Studium nach Rückkehr aus dem Chemiekombinat Böhlen an die Fakultät ein Jahr nach den anderen Kommilitonen seines Semesters.

# Globalismus und die Menschenwürde – Philosophische Reflexionen<sup>1</sup>

von ULRICH FRITZ WODARZIK

Es kommt darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muss hier die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen.

Wilhelm von Humboldt

## I. Einführende Bemerkungen

Ein Gespenst geht mal wieder um, diesmal allerdings weltweit und in irreversibler Weise. Es ist das Gespenst des Globalismus inklusive der unglaublichen Bevölkerungsexplosionen der letzten 100 Jahre und die dadurch verursachten massiven Veränderungen der Lebenswelten. Ich nenne den Klimawandel, die elektromagnetische Vernetzung mit der Digitalisierung, Kybernetik und Automatisierung, die technische weltweite hochenergetische Mobilität, ferner Waren-, Kapital- und Datenmigration und die Problematik der Migration von Menschen. Dadurch verstärkt sich das maßlose Konsumieren der Massen und das raffinierte Profitieren einiger Protagonisten nimmt immer groteskere Formen an.<sup>2</sup> All das führt zu nachdenklicher Skepsis und Unbehagen. Schon Konrad Lorentz warnte, dass wir heute dem Irrglauben verfallen, dass nur dasjenige reale Existenz besitzt, was sich in der Sprache der Mathematik und den Naturwissenschaften ausdrücken und quantifizierend durch diskursives Denken beweisen lässt. Damit wird die ganze Welt der Lebendigkeit, der menschlichen Würde und Freiheit, kurzum alles, was einen wirklich eigenen Wert darstellt, für Illusion erklärt. Bereits Nietzsche bemerkt eindringlich: „Es naht sich, unabweislich, zögernd, furchtbar wie das Schicksal, die große Aufgabe und Frage: wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden? Und wozu soll „der Mensch“ als Ganzes – und nicht mehr ein Volk, eine Rasse – gezogen und gezüchtet werden?“<sup>3</sup> Die global-technologischen Prozesse bilden zusammen mit der Bevölkerungsexplo-

---

1 Erweiterte Fassung und mit Anmerkungen versehenes Manuskript meines Vortrages vom 3. Mai 2019, anlässlich der 109. Tagung der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. in Leipzig. Das Motto war: „Umbrüche und neue Perspektiven“.

2 Cicero vor rund 2000 Jahren meinte, es stehe schlecht um einen Staat, in dem die Bestverdienenenden für die Besten gehalten werden.

3 F. Nietzsche, *Der Wille zur Macht*, 1888, IV. Buch: *Zucht und Züchtung, Die Herren der Erde*, Nr. 957. In: Kröner Taschenausgabe in 11 Bde., Leipzig 1919, Bd. 10, S. 165.

sion ein bedrohliches Szenarium. Zur Erinnerung: Laut „Die Zeit“ vom Dezember 1990 lebten damals 5,3 Milliarden Menschen. Heute beherbergt unsere Erde ca. 7,6 und Hochrechnungen kündigen für 2050 etwa 10 Milliarden Menschen an. Jeder Mensch aus dieser riesigen Menschenmenge will ein gutes, tätiges und würdevolles Leben leben. Wie viele Menschen kann unsere heimatliche Erde tragen? Der Anstieg des Energiebedarfs, die dadurch weitere Ausbeutung der Rohstoffe lassen uns zur Erkenntnis kommen, dass unser Welt-Raumschiff Erde heute im vollen Bewusstsein des Wortes eine Schicksalsgemeinschaft geworden ist.

Die Einsicht der transnationalen Entwicklungen der globalisierten Gesellschaften macht es zwingend, über ein regulierendes, auf ein Grundprinzip zurückführendes, weltweites Völkerrechtssystem für die Menschheit nachzudenken. Dieses Grundprinzip kann aus meiner Sicht nur die Idee der absoluten Menschenwürde sein. Die Frage dabei ist, wie soll ein politisch-wirtschaftlich-kultureller Völkerbund aussehen, welche Ordnung, welche rechtlichen Machtzentren lassen sich denken? Jedes Volk sollte dabei seine eigene charakteristische Identität behalten. Schon Wilhelm von Humboldt erkannte, dass der Staat nur eine Vermittlungsinstanz zwischen den Ideen des einzelnen Menschen und der Menschheit sein kann. Er schreibt als junger Mann, d. h. 25-jährig einen Aufsatz mit dem mittlerweile berühmten Titel „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.“<sup>4</sup> Diesen schickt er 1792 Schiller und bittet ihn um Veröffentlichung in Schillers Zeitschrift „Neue Thalia“, denn die Veröffentlichung der Arbeit in Berlin stieß auf Schwierigkeiten von Seiten der Zensur.<sup>5</sup> Humboldts Ideen zur Menschheitsgeschichte beruhen auf seinem unerschütterlichen Glauben an die fortschreitende Entwicklung der Menschheit, auf der Überzeugung, es werde der wachsenden Einsicht des Menschen endlich doch gelingen, alle Gegensätze innerhalb der menschlichen Welt-

---

4 Vgl. W. v. Humboldt, *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. In: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. I, hrsg. v. Albert Leitzmann, Erster Band 1785-1795, Berlin 1903, S. 97-254. Dieser Text erschien vollständig erst 1851 wegen Zensurschwierigkeiten in Breslau, hrsg. v. E. Cauer. Alle Textstellen sind in heutiger Schreibweise verfasst.

5 Vgl. den Brief W. v. Humboldt an Schiller vom 12. September 1792: »Sie verzeihen es mir wohl, teuerster Freund, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Auftrag beschwerlich zu fallen wage, der mir aber jetzt gerade sehr wichtig ist, und wegen dessen ich mich an sonst niemand zu wenden weiß. Ich wollte meine Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates, die Sie im Manuskript bei sich haben, in Berlin drucken lassen und würde auch ohne Anstand einen Verleger gefunden haben. Allein manche Schwierigkeit erregte mir die Zensur.« In: Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt in den Jahren 1792-1805. Einleitung v. Franz Muncker, Stuttgart 1893, S. 56. Humboldts Abhandlung erschien in „Neue Thalia“ in verkürzter Form und nicht mit dem idealistischen Ideenbegriff, sondern mit dem artigen Titel: »Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staates um das Wohl seiner Bürger erstrecken?« Vgl. Schillers »Neue Thalia«, Bd. 2, Heft 5, 1792, S. 131 – 168.

Gesellschaft zu überwinden. „[Sie liege in dem] Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen Menschen gestellt, aufzuheben; und die gesamte Menschheit ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als einen großen, nahe verbündeten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwicklung innerer Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln.“<sup>6</sup>

Am Ende seiner Abhandlung „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, schreibt W. v. Humboldt zum Würdebegriff, was hier nicht übersehen werden darf: „Ich bin jetzt das Feld durchlaufen, das ich mir, bei dem Anfange dieses Aufsatzes, absteckte. Ich habe mich dabei von der tiefsten Achtung für die innere Würde des Menschen, und die Freiheit beiseit gefühlt, welche allein dieser Würde angemessen ist.“<sup>7</sup>

Eine pessimistische Ansicht der Globalität, ja sogar Verteufelung der Globalisierung ist verfehlt und hat nicht den Blick auf das Ganze der Wirklichkeit. Die Dinge sind so, wie sie sind; alle Völker der Erde sind heute technisch und informatorisch miteinander verbunden. Wir können freiheitlich in die kausale Natur eingreifen und wir wissen, dass das Ganze immer mehr ist als seine Teile. Verwalten wir bloß Einseitigkeiten und verlieren den Blick für das Ganze der planetarischen wie auch der klimatischen Wirklichkeit, so werden die Dinge problematisch, ja unter Umständen auch gefährlich für den Weltfrieden. Probleme sollten durch Kooperation, Solidarität und Disziplin zwischen den Akteuren mittels weltinnenpolitischen und vernünftigen, global vernetzten Rechtssystemen gelöst werden.

Die Vereinten Nationen sind von dem Kantischen Friedensgedanken, der „Vernunftidee einer friedlichen durchgängigen Gemeinschaft der Völker auf Erden“ glücklicherweise geprägt. „Für *Staaten* im Verhältnisse unter einander kann es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen

---

6 Das vollständige Zitat lautet: »Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist; wenn irgendeine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher missverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist: so ist es die Idee der Menschheit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben; und die gesamte Menschheit ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als einen großen, nahe verbündeten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwicklung innerer Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußere Ziel der Geselligkeit und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins.« Diese Sätze Wilhelm von Humboldts, auf die sein Bruder Alexander in seinem *Kosmos* ausdrücklich verwiesen hat, werden als ein gemeinsames Vermächtnis der Humboldt-Brüder angesehen. Vgl. Alexander von Humboldt, *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* (1835), Bd. 1. Philadelphia 1869, S. 190.

7 Vgl. Anm. 4, S. 245.

Zustande, der lauter Krieg enthält, herauszukommen, als dass sie ebenso wie einzelne Menschen ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen, und so einen (freilich immer wachsenden) *Völkerstaat* (*civitas gentium*), der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde, bilden.“<sup>8</sup>

Die Idee der Menschheit ist das Ganze der Eigenschaften, die das Wesen des Menschen, gegenüber der Tierheit in ihm ausmachen. Unter dem Begriff kann aber auch die Gesamtheit aller Menschen verstanden werden. Kant zufolge bezieht sich die Vernunft beim Menschen auf die *Maxime* des Willens als allgemein gesetzgebend bei jeder Handlung auch gegen sich selbst, nicht aus pragmatischen Gründen oder künftiger Vorteile willen, „sondern aus der Idee der Würde eines vernünftigen Wesens, das keinem Gesetze gehorcht als dem, das es zugleich selbst gibt.“<sup>9</sup> Kein Begriff scheint mir geeigneter zu sein, den Globalismus mit all seinen Prozessen zusammen mit einer Menschheitsnorm zu denken, als der Begriff der Menschenwürde. Während der parlamentarischen Ratsdebatten im Nachkriegsjahr 1948 erklärt Richard Thoma im Oktober, im Ringens um den Begriff der Menschenwürde mit Blick auf eine Verfassung nach dem Zusammenbruch Deutschlands: „Um eine Antwort auf die Frage, worin die eigentümliche Würde begründet ist, die wir allem was Menschenantlitz trägt, zusprechen, müssen sich Philosophen und Theologen bemühen.“<sup>10</sup> Und Theodor Heuss bemerkt im September 1948: „Der erste Satz muss sozusagen das Ganze decken. Ich habe da vor mir selber ein Gefühl der Unsicherheit. Ich möchte bei der Formulierung des ersten Absatzes von der Menschenwürde ausgehen, die der Eine theologisch, der Andere philosophisch, der Dritte ethisch auffassen kann.“<sup>11</sup> Festzuhalten ist also, dass der Rechtsbegriff „Menschenwürde“ nicht sinnvoll von seinen philosophisch-theologischen Kontexten in der Geistesgeschichte abgelöst werden kann, ohne ihn zu entleeren. Jede Rede über die Würde des Menschen muss folgendes beachten: „Wer die Macht der Würdeanmutung verstehen will, muss auf das Rhetorische achten. Würdediskurse sind in erster Linie Überzeugungsdis-

---

8 Vgl. I. Kant, *Zum ewigen Frieden*, (8, 357). Zitiert wird Kant durchweg nach der Akademie-Ausgabe: *Kant's gesammelte Schriften*, (Band, Seitenzahl), korrigiert – wie auch alle folgenden anderen Zitate – in heutiger Schreibweise. Hervorhebungen (hier kursiv) sind durchgehend von Kant.

9 I. Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, (4, 434).

10 *Der Parlamentarische Rat 1948–1949, Akten und Protokolle, Band 5/1, Ausschuss für Grundsatzzfragen*, bearbeitet von Eberhard Pikart und Wolfram Werner, 1993, S. 362.

11 *Der Parlamentarische Rat 1948–1949, Band 5/1*, S. 67. Unmittelbar danach, vierter Satz kommt Heuss zu einer wesentlichen Erkenntnis mit Blick auf die Frage des Naturrechts: »Allerdings fehlt dann eine Überleitung zu den Grundrechten. Aber ich glaube nicht an die von der Natur aus eigenem Rechten.« S. 68 oben.

kurse, keine Begründungsdiskurse.“<sup>12</sup> Jeder Versuch einer Letztbegründung der Menschenwürde scheitert in einem unendlichen Argumentations- oder Begründungsregress.

## II. Globalismus und Globalisierung

Als Globalismus<sup>13</sup> bezeichne ich ein Weltbild, das infolge der weiteren prozessualen Globalisierung die Zukunft der Menschen bestimmen wird.<sup>14</sup> Ein neues globales Bewusstsein, das die Menschheit umfasst, wird sich entwickeln. Kompositionen und Verflechtungen nationaler Ökonomien werden weiter zunehmen. Globales Handeln, z. B. mit Rohstoffen und Produktionsgütern, aber auch diverse Dienstleistungen und Investitionsmöglichkeiten und die Schaffung neuer Märkte als bereits bestehende und als neue historische Wirklichkeiten werden sich mit den Erscheinungsformen von der Idee der Menschenwürde verbinden müssen. Anders ist ein friedliches Zusammenleben nicht denkbar. Globalismus meint auch das synergetische Zusammenspiel von vielen lokalen und mesoglobalen Prozessen, hervorgerufen durch die „grenzenlosen“<sup>15</sup> Natur-, Kultur-, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften in den vielfältigsten Daseinsweisen. Nationale Grenzen spielen klimatisch, ökonomisch wie auch ökologisch in Zukunft keine Rolle mehr im Weltgeschehen, dennoch sind sie selbstverständlich unentbehrlich. Es ist die Sinnfrage und der Zweck im Zeitalter des Globalismus, die den Menschen umtreiben; wie soll er, wie kann er ein menschenwürdiges Leben führen? Aus meiner Sicht lässt sich diese Frage nur philosophisch klären. Der Begriff Globalismus hat ferner seinen Grund in den Theorien inter- oder transnationaler Relationen und natürlichen Abhängigkeiten und er richtet sich explizit gegen eine zentriert

---

12 Vgl. *Menschenwürde in der säkularen Verfassungsordnung*, hrsg. von Petra Bahr und Hans M. Heinig, 2006, S. 410. »Die Evidenz der Würde liegt so in gewisser Weise gerade in einer Begründungslosigkeit, die mit theoretisch rekonstruierter Unbedingtheit nicht viel zu tun hat.« Deshalb ist der Diskurs über die Menschenwürde »immer zugleich ein Unwürdediskurs, ein Diskurs über das Barbarische, das Gewalttätige, über das Böse und das radikal Außerrechtliche.« Ebd. S. 408.

13 Der Suffix -ismus dient allein zur Wortbildung und soll keine Ideologie oder irgendein Glaubenssystem ausdrücken. Es sei mehr neutral gemeint wie z. B. in den Begriffen Organismus oder Mechanismus, also im Sinne von naturwissenschaftlichen Thesen oder Theorien. Globalismus sei der Inbegriff von physischen, ökonomischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Verhältnissen, Wirkungen und Auswirkungen durch die Globalisierungsprozesse.

14 Ich schließe mich hier einer Aussage der britischen Politikerin Clare Short an: »Man hat mir vorgeworfen, die Globalisierung zu befürworten. Das ist genauso, als würde man mir vorwerfen, dass morgens die Sonne aufgeht.« Zitiert aus: *Politik in 30 Sekunden*, hrsg. v. Steven. L. Taylor, 2011, S. 122.

15 Der Begriff Grenze ist dialektisch, es gibt immer ein Inneres und ein Äußeres. Grenzenlosigkeit soll das zum Ausdruck bringen; unsere Erde ist geometrisch eine Kugel und daher tatsächlich grenzenlos.

ethische, dogmatisch-religiöse oder politische Fundierung eines einzigen Weltstaates.<sup>16</sup> Aber der Globalismus wird in öffentlichen und soziologischen Debatten auch dazu benutzt, um Grundannahmen der marktliberalen Globalisierung zu kritisieren, so dass er als polemisches Synonym für eine globalisierte Ideologie dient. Es ist de facto so, dass einzelne Staaten als transnationale Akteure infolge der weltweiten technologischen und mobilen Entwicklungen immer mehr an lokaler Bedeutung verlieren, aber deswegen verschwinden sie nicht. Was kann z. B. ein Staat allein wirkungsvoll gegen den Klimawandel und die zunehmende weltweite entropische Mobilität in der Luft, im Wasser und der auf Erde ausrichten?

Im Vordergrund steht die Frage: Globalisierung – Bedrohung oder Chance? Die Globalisierung wird die Menschen der Zukunft viel mehr als je zuvor zwingen, allen Menschen ein friedliches Zusammenleben zu ermöglichen. Bereits Kant bemerkt in seiner berühmten Schrift „Zum ewigen Frieden“ von 1795: „Da es nun mit der unter den Völkern der Erde einmal durchgängig überhandgenommenen Gemeinschaft so weit gekommen ist, dass die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt wird: so ist die Idee eines Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts, sondern eine notwendige Ergänzung des ungeschriebenen Kodex,<sup>17</sup> sowohl des Staats- als Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt, und so zum ewigen Frieden, zu dem man sich in der kontinuierlichen Annäherung zu befinden nur unter dieser Bedingung schmeicheln darf.“<sup>18</sup> Kant zufolge können Staaten wie einzelne Menschen beurteilt werden, die sich in ihrem Naturzustande, d. h. ohne äußere Gesetze schon „durch ihr Nebeneinander lädieren, und deren jeder um seiner Sicherheit willen von dem anderen fordern kann und soll, mit ihm in eine bürgerliche Verfassung zu treten, wo jedem sein Recht gesichert werden kann.“<sup>19</sup> Das wäre ein Völkerbund,<sup>20</sup> der aber kein Völkerstaat sein müsste, fügt Kant noch hinzu. So kann davon ausgegangen werden, dass in einem globalen Weltordnungsbund vermutlich globale Kriege prinzipiell sinnlos werden, weil

---

16 Als schlimmes und abschreckendes Beispiel der Neuzeit sei auf den Islamischen Staat (IS) verwiesen, der seinem Wesen zufolge zu einem Islamischen Weltstaat mutieren würde.

17 Gemeint ist ein Gesetzbuch.

18 I. Kant, *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*, (8, 360).

19 Ebd. (8, 354).

20 Der Begriff Bund (ebenso Gemeinschaft) ist hier höchst maßgebend. Vgl. z. B. Art. 65 GG, Bund als Vorsilbe kommt 7-mal vor und in Art. 115 A GG kommt dieselbe Vorsilbe 5-mal vor. Bundesrepublik Deutschland heißt unser Heimatland, und das ist von Th. Heuss am 9.9.1948 während seiner Rede im Parlamentarischen Rat über das Grundgesetz vorgeschlagen: »Ich würde bitten, in die Diskussion hereinzunehmen, dass wir uns heute einfach „Bundesrepublik Deutschland“ nennen, weil damit schon eine starke moralische Attraktion für die jungen Menschen mit drinsteckt [...].« Vgl. *Theodor Heuss, Vater der Verfassung. Zwei Reden im Parlamentarischen Rat über das Grundgesetz 1948/49*, hrsg. v. E. W. Becker, 2009, S. 56.

es keine Sieger geben wird. Lokale Unordnungen und Unstimmigkeiten wird es weitergeben, wie in jeder Gemeinschaft von Menschen. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist eines der Grundrechte des Völkerrechts und ermöglicht es einem Volk, seinen eigenen nationalen Staat zu bilden oder sich in freier Willensentscheidung einem anderen Staat wirtschaftlich oder politisch anzuschließen. Zweifellos wird sich ein globales Bewusstsein durchsetzen, Sprachprobleme werden durch Übersetzungsprogramme wegdigitalisiert, niemals jedoch Gefühle oder vernünftiges Denken. Es wird Verlierer und Gewinner geben, aber wie jede Tide alle Schiffe anhebt, so werden oder müssen alle Akteure mit ihrer gemeinsamen Umwelt, d. h. mit Luft, Wasser und Erde neu umzugehen haben. Die Weltorganisation UNO ist ein erster Versuch, eine Völkergemeinschaft zu etablieren; und in der UN-Charta steht die menschliche Würde an oberster Stelle.

Die Globalisierung ist ein Prozess, der noch lange nicht abgeschlossen ist. Internationale Unternehmen, weltweite Finanzspekulationen und trickreiche Akteure werden sogar noch zunehmen, gleichzeitig aber auch der religiös-fanatische transnationale Terror, meisten durch Ungerechtigkeit, Rücksichtslosigkeit, Unaufrichtigkeit und Moralheuchelei hervorgerufen. Das lokale Selbstbestimmungsrecht der Menschen in den verschiedenen Staaten muss geschützt sein und der Weltmarkt muss für jedes Volk offen sein, so dass die Kapital- und Warenströme, fair verteilt, alle erreichen. Der Globalismus ist in der Geschichte der Menschheit etwas absolut Neues und hoffentlich kein böses Gespenst. Zum Umgang mit dem Globalismus sind vernünftige und rechtliche Denk- und Anschauungsformen ohne Ideologie, basierend auf den Menschenrechten, erforderlich. Dieses vernünftige Denken können wir nirgends aus der Natur oder aus dem menschlichen Leben ablesen. Ähnlich wie Kant hält W. von Humboldt daran fest, dass uns Menschen »kein Organ verliehen« ist, die Ursachen der Erscheinungen außerhalb der Welt der Erscheinungen zu erkennen. Er nennt die Ursachen der Erscheinungen mit dem seit Platon dafür üblichen Ausdruck, „Ideen“, <sup>21</sup> diese sehen wir nirgends in der Natur. Ideen gehören allein zum Denkbaren und das endlich Natürliche zum Wahrnehmbaren. Was wir machen, ist allein unser aller Entwurf, mit Sartre gesprochen. Die Erschaffung der Welt durch uns erfolgt durch Globalisierung und es gilt: Globalismus ohne Lokalismus ist leer und Lokalismus ohne Globalismus ist blind.<sup>22</sup>

Vermutlich steht der Menschheit ein tiefgreifender Wandel oder Umbruch in den weltweiten politischen Verhältnissen bevor, wie auch in den Kultur- und

21 Vgl. T. Borsche, *Wilhelm v. Humboldt*, Beck'sche Reihe, Große Denker, 1990, S. 76. Für „Ideen“ mag auch „Begriffe“ stehen.

22 Dahinter steckt die Gedankenfigur in Form des Verhältnisses Ganzes-Teile oder Einheit-Vielheit. „Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.“

Wirtschaftsordnungen und besonderen Lebenswelten. Das gesunde Zusammenspiel von Wirtschaft, Politik, Kultur und Umwelt ist im Grunde in jedem Staat möglich, wie auch in einem weltweiten Völkerbund mit einer weltbürgerlichen Verfassung. Das ist aber aus meiner Sicht nur möglich, wenn das unsinnige globale Konsumieren und das profitable irreversible Auspressen von ökonomischen und ökologischen<sup>23</sup> Ressourcen endlich durch global-politische Vernunft seine Begrenzung findet. Maßgebend für diese globalen Probleme und Bedrohungen kann nur die Idee der Menschenwürde zusammen mit den Menschenrechten sein, denn jene betreffen den einzelnen Menschen, die Nationalstaaten und gleichermaßen auch die Menschheit im Sinne eines Vielvölkerbundes.

Die Sätze zwei bis vier der Präambel der Grundrechtecharta der Europäischen Union von 2009 lauten: „In dem Bewusstsein ihres geistig-religiösen und sittlichen Erbes gründet sich die Union auf die unteilbaren und universellen Werte der Würde des Menschen, der Freiheit, der Gleichheit und der Solidarität. Sie beruht auf den Grundsätzen der Demokratie und der Rechtsstaatlichkeit. Sie stellt die Person in den Mittelpunkt ihres Handelns, indem sie die Unionsbürgerschaft und einen Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts begründet.“ Die Welt muss zu einem globalen Pflichtkonsens finden, der auf einem für alle Völker geltenden Sittenkodex basiert, der allen Freiheit, Frieden und Wohlergehen garantiert und die Würde des Menschen neben religiösen Überzeugungen nicht antastet. Kant schreibt in seiner *Anthropologie* von 1798: „Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaften zu kultivieren, zu *zivilisieren* und zu *moralisieren*; wie groß auch sein tierischer Hang sein mag, sich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr *tätig*, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen.“<sup>24</sup>

---

23 Ökonomie und Ökologie ( altgriechisch oikos = Haushalt, nomos = Gesetz, logos = Lehre). Ökonomie ist das gesetzmäßige Wirtschaften und bezeichnet die Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, die der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienen. Ökologie, also die Lehre vom Haushalten, ist definiert als eine wissenschaftliche Teildisziplin der Biologie, welche die Beziehungen von Lebewesen (Organismen) untereinander zur unbelebten Umwelt erforscht.

24 I. Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Der Charakter der Gattung*, (7, 324-325). Letzte von Kant selbst herausgegebene Schrift. Die *Anthropologie* gehörte zu seiner Lieblingsvorlesung.

### III. Menschenwürde und Menschenrechte

Der geistesgeschichtliche Ursprung des Würdebegriffs liegt in der Antike<sup>25</sup> und ist verwurzelt in der christlichen Tradition, ferner und insbesondere in der neuzeitlichen Philosophie des Absoluten.<sup>26</sup> Mein gedanklicher Standpunkt ist ein idealistischer, genauer ein transzendentalphilosophischer im Sinne Kants. Die Reflexionen basieren auf Platons Ideenlehre, der christlichen Tradition und des Idealismus der Neuzeit mit Kant, Fichte, Schiller, Hegel und auch Wilhelm von Humboldt. Ich will das hervorheben mit einem Zitat aus dem letzten Brief von Schiller an W. v. Humboldt, vom 2. April 1805, in dem Schiller den Idealismus fast zu einer Beschwörungsformel im gemeinsamen Denken macht: „Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, dass die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.“<sup>27</sup>

Nun zur Hauptsache: Am 23. Mai 1949, heute fast genau vor 70 Jahren, nach dem Ende des II. Weltkrieges wurde das Grundgesetz verkündet. An erster Stel-

---

25 Die griechische Antike, d. h. die Vorsokratiker, Platon und auch sein Schüler Aristoteles kannten keinen Würdebegriff. Erst in der römischen Antike nach der Stoa wurden durch Cicero die Begriffe Pflicht und Würde eingeführt, wie uns seine berühmte Schrift *de officiis* (Vom pflichtgemäßen Handeln) mitteilt. »In diesem Kreis des römischen Adels verschmilzt griechisches und römisches Wesen in einer ‚echten Geistespaarung‘ zu einer neuen hohen Lebensform, die sich wohl selbst als die eigentliche menschliche und menschenwürdige erlebte und dafür den Begriff *humanitas* aus römischen Anlagen in der Berührung mit Griechischem entwickelte.« Vgl. Cicero, *De re publica* (Vom Gemeinwesen), übersetzt und herausgegeben von Karl Büchner, 1979, Einleitung, S. 8. Die Idee des Staates als lebendiges Gemeinwesen basiert natürlich auf Platons *Politeia*; Platon ist Ciceros großes Vorbild. Zur Staatspolemik (die man heute oft hinter vorgehaltener Hand hört) sagt Heuss in seiner Rede im Parlamentarischen Rat in der dritten Sitzung des Plenums am 9. September 1948: »Der Staat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Staates willen. [...] Meine Herren, was für ein Deutsch! Der Staat ist ... da ...! Was ist denn das nun? Eine deklamatorische Sentenz oder ein einklagbares Recht, ist das ein Rechtssatz oder was eigentlich? Verzeihen Sie, wenn ich etwas grob bin. In diesem Satz steckt eine heimliche Polemik gegen den schief verstandenen, vor 117 Jahren verstorbenen Hegel drin. Und weil man gegen diesen Hegel, der wehrlos ist, irgendeine Polemik unterbringen muss, wird sie zu den banalsten Dingen, die wir der Welt nachreden, dass der Hegel unser Staatsdenken versaut hätte.« Vgl. die Anm. 20, S. 69. In seinen Grundlinien der *Philosophie des Rechts* von 1820 stellt Hegel den Staat als höchste sittliche Einheit dar, der auch gleichzeitig gedacht wird als Verwirklichung von Vernunft und Freiheit. Für Schiller ist der Staat die höchste ästhetische Form, die wir denken können. Nur in einem gut geordneten (republikanisch globalen) Rechtsstaatenbund ist jeder Weltbürger frei. Und weiter: »Der Staat ist nicht nur eine Apparatur, sondern er ist auch ein Träger eingeborener Würde, und als Träger der ordnenden Gemeinschaft ist er für Menschen und ist der Mensch für ihn keine Abstraktion.« Ebd., S. 69-70.

26 In der deutschen Verfassung wird die Menschenwürde als ein ethisches und zeitloses Grundprinzip gedacht. Die Gründungsväter und -mütter bedienten sich dabei zweifellos beim deutschen Idealismus (Kant, Schiller, Fichte und Hegel). Die Würde des Menschen hat Absolutheitscharakter und ist nur negativ zu fassen, siehe weiter unten.

27 Vgl. Anm. 5, S. 281.

le steht: „Artikel 1: Abs. 1: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Abs. 2: Das Deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt. Abs. 3: Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht.“<sup>28</sup>

Das GG ist eine bewusste Reaktion auf die unglaubliche Missachtung der Menschenwürde und der Menschenrechte durch die Nazis. Es lauern große Gefahren durch Nichtbeachtung des Menschenwürdebegriffs oder der Menschheit als Idee, denn Ideen sind selbst nicht positiv erkennbar. Nur ihre Erscheinungen sind durch uns erkennbar, weil wir sie a priori als Formen der Erkenntnis bedingen, wie uns die Transzendentalphilosophie lehrt. Will der diskursive Verstand zusammen mit der sinnlichen Wahrnehmung die Menschenwürde als Maßstab für irgendwelche Wertungen verwenden, so wird er scheitern. Die Würde eines Menschen ist nicht verrechenbar oder messbar. Nur durch ihre Verletzlichkeit, d. h. *ex negativo* ist die Würde als ein Postulat zu begreifen. Die Verletzung der Würde an Leib und Seele spürt jeder Mensch unmittelbar und ist höchst empörend, und der Ruf nach der Gerechtigkeit wird laut. Die Verletzlichkeit der Würde, d. h. die jederzeit existierende Möglichkeit, einer unwürdigen Handlungsweise ausgesetzt zu sein, macht die Geltung der Grundrechte in ihrer „vollziehenden Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht“<sup>29</sup> plausibel. Recht wird durch Rechtsbruch erkannt und begriffen.<sup>30</sup> Wäre die Würde ein relativer Wert oder irgendwie rechtlich-sprachlich oder gar rassistisch definiert, mag man sich an Nazideutschland erinnern: Es geschahen Verbrechen gegen die Menschlichkeit im Namen der Nazirechtsordnung. Diese legitimierte maßloses und unvorstellbares Grauen. Hans Jörg Sandkühler schreibt in seinem Buch *Menschenwürde und Menschenrechte – Über die Verletzbarkeit und den Schutz der Menschen*: „Wer die Würdenorm aus verfassungsrechtlicher Unkenntnis relativieren will, trägt zur Entrechtlichung der Ansprüche auf Achtung und Schutz bei.“<sup>31</sup>

Während der Verfassungsdebatte 1948-1949 brachte Theodor Heuss einen philosophischen Vorschlag ein, nämlich die Würde nicht zu definieren, d. h. nicht auf anderes zurückzuführen und somit den Strudel eines diskursiv-infiniten Begründungsregresses zu vermeiden. Jede relationale Rationalität zum Würdebegriff als ein Seiendes, das ein bestimmtes Etwas in seiner Besonderheit von anderen Besondereren abgrenzt, wurde zurückgewiesen. Es ist die berühmte sogenannte „nicht

28 Vgl. *Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland*, Art. 1 Abs. 1 – 3 GG.

29 Art. 1 Abs. 3 GG.

30 Ähnlich so, wie man durch die vielen Krankheiten erst die eine Gesundheit schätzen lernt.

31 Vgl. sein vortreffliches Buch von 2014, allererste Seite, Kurzdarstellung von Buch und Autor.

interpretierte These<sup>32</sup>,<sup>32</sup> die wie eine Leerformel fungiert oder als inhaltsleere These missverstanden wird oder werden kann, aber gerade dadurch seine normative Kraft hat.<sup>33</sup> Weil sie nicht von Diesem oder Jenem ist, ist sie der gute Grund für alle denkbaren Rechte und Pflichten. Weil der Mensch Würde, d.h. auch Vernunft besitzt, unterscheidet sich der Mensch von jedem anderen Lebewesen. Die Unantastbarkeit der Menschenwürde drückt prinzipiell das eigentlich Menschliche im Menschen aus.<sup>34</sup> Die Absolutheit oder die Unantastbarkeit der Menschenwürde hebt den übergesetzlichen Status als Würdenorm im GG hervor. Sie ist der Verfassung vorgeschrieben und liegt ihr gleichzeitig zu Grunde. „Der von Theodor Heuss in die Verfassungsdebatte eingebrachte Vorschlag, die Würde nicht zu definieren [...] bekundete die ergebnislose Suche nach einem Konsens, der sich vom Rechtpositivismus abgrenzen sollte, ohne sich in integralistische Visionen zu verlieren, wie Ernst-Wolfgang Böckenförde erwähnte“.<sup>35</sup> Deutlich wurde auch zwischen Denkbarem und Wahrnehmbarem im Sinne Platons differenziert: „Es hat keinen Sinn, hier eine Staatsphilosophie aufzustellen und das Wesen des Menschen, das Wesen des Staates usw. zu definieren. Ich würde kühler vorgehen und sagen: Alle diese Dinge, Staat usw. sind mit Plato zu sprechen, *thesei*, sie sind nicht von Natur *physei*, sondern vom Menschen her. Deshalb kann der Mensch es jeweils so und anders machen. Wir wollen unter „Staat“ etwas verstehen, das zu dienen hat und nicht von sich aus da ist.“<sup>36</sup>

---

32 Hier der ganze Satz von Theodor Heuss: »Ich möchte das Naturrecht als Katalog von Rechtsverbindlichkeiten nicht nehmen, sondern das Naturrecht nur als Basis und Mittel einer moralischen Überprüfung ansehen. Die Formulierung „von Natur aus eigenen Rechten“ erscheint mir wegen der Missverständlichkeit der Konsequenzen nicht zweckmäßig. In meinem Vorschlag steht die „Würde des menschlichen Wesens“ als nicht interpretierte These.« Vgl. *Der Parlamentarische Rat 1948–1949*, Band 5/1, S. 72.

33 Der Menschenwürdebegriff ist nur *ex negativo* zu begreifen. Eine Würdeverletzung ist jedem vernünftigen Menschen mit aller nur denkbaren Empfindlichkeit unmittelbar bewusst. Absolut deswegen gilt ebenso de facto: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.« (Art. 1 Abs. 1 GG) Man beachte hier die gedachte doppelte Negation!

34 Die Frage nach dem Menschen ist weiterhin offen. Nietzsche in *Jenseits von Gut und Böse, Drittes Hauptstück. Das religiöse Wesen schreibt*: »Es gibt bei dem Menschen wie bei jeder andern Tierart einen Überschuss von Missratenen, Kranken, Entartenden, Gebrechlichen, notwendig Leidenden; die gelungenen Fälle sind auch beim Menschen immer die Ausnahme und sogar in Hinsicht darauf, dass der Mensch das *noch nicht festgestellte Tier* ist, die spärliche Ausnahme.« Vgl. die Taschenbuch-Nietzsche-Werkausgabe in Anm. 3: Bd. 8, Nr. 62, S. 88. Wir wissen nicht was der Mensch ist, aber wir sollten wissen, als praktischer Primat, dass der Mensch eigentlich unantastbar ist, d.h. genauer seine Würde.

35 Vgl. Paolo Becchi, *Das Prinzip Menschenwürde – eine Einführung*, 2016, S. 23 mit den Anmerkungen.

36 So Dr. Schmidt in der Vierten Sitzung des Ausschusses für Grundsatzfragen vom 23. September 1948. *Der Parlamentarische Rat 1948–1949*, Band 5/1, S. 65. Kursiv von U.F.W.

Allein aus der nichtdefinierbaren Würde des Menschen entstammen die Menschenrechte und die anderen Grundrechte, was allerdings nur in selbstevidenter Weise zu begreifen ist. Kein Mensch kann da einen anderen ersetzen; metaphorisch gesagt: wie auch kein Mensch für einen anderen Nahrung verdauen kann. Während des Gründungsdiskurses im parlamentarischen Rat war es Richard Thoma, der das Verhältnis von Würde und Recht auf den Punkt brachte: „Um eine Antwort auf die Frage, worin die eigentümliche Würde begründet ist, die wir allem, was Menschenantlitz trägt, zusprechen, müssen sich Philosophen und Theologen bemühen. Der Verfassungsgesetzgeber kann diese Antwort nicht geben und jedenfalls ist die Menschenwürde nicht „in ewigen Rechten“ begründet, sondern sind umgekehrt die Menschenrechte aus der Menschenwürde abzuleiten.“<sup>37</sup>

Die Gründungsväter des GG zeigten bei ihren Bemühungen wirklich große Weisheit. Was ist damit gemeint? Nichts weiter als das metaphysische (oder metajuridische) Fragen nach dem Ganzen, dem Ursprung des Rechts zusammen mit dem intelligiblen Denken des Absoluten. Die Denkformen des diskursiven Verstandes, die ja nur Bestimmtes, Besonderes und eben damit nur Beschränktes oder Bewertetes als Seiendes setzen, können diese Fragen nicht thematisieren. Das diskursive Denken (griech.: *dianoia*) scheitert, weil dazu nur die Vernunft (Griech.: *nous*, *noesis*, d. h. auch als Geist gedacht) maßgebend ist. Rein philosophisch, im Grunde seit Platon und Aristoteles bekannt, und daran muss hier erinnert werden, geht das intuitive Denken, also die *noesis*, immer auf das Ganze der Wirklichkeit. Es ist wie ein geistiges Sehen, eine intellektuelle Schau, d. h. kein reflexives begriffliches Begründen. Wenn nun die Menschenwürde als absolute Idee gedacht wird, im Sinne einer nicht bestimmbar These, so folgt daraus logisch ein höchstes Allgemeines oder Abstraktes, das in seinem Wesen ein völlig leerer Gedanke ist. Genau diese Tatsache bringt die Gegner des Würdekonzpts auf den Plan, um diese Leerheit der Menschenwürde zu kritisieren, auszufüllen, auszunutzen oder zu missbrauchen.<sup>38</sup> Unter diesem Wort kann ja irgendwas gedacht, gemeint oder geglaubt werden, jeder hat dann seine eigene

---

37 Vgl. die kritische Würdigung des Grundrechtekatalogs von Richard Thoma am 25. Oktober 1948. Der Parlamentarischer Rat 1948 – 1949, Band 5/1, S. 362. In Art. 1. Abs. 2 und Abs. 3 GG, d. h. nach dem vorstaatlichen Bekenntnis zur Menschenwürde kommt das durch die Wörter „darum“ und „nachfolgenden“ zum Ausdruck. Grundlegend für diese Problematik ist das Werk von Christoph Enders, *Die Menschenwürde in der Verfassungsordnung, Zur Dogmatik des Art. 1 GG*, 1997. Vgl. die S. 404-425 zum Parlamentarischen Rat von 1948-1949. »Menschenwürde bedeutet vor allen Dingen, frei verantwortlich zu handeln.« »Ohne die Anerkennung einer verantwortungsbewussten und in sich freien Persönlichkeit gibt es keine Menschenwürde.« »Nur wer Menschenrechte anerkennt ..., kann überhaupt auf Dauer Menschenwürde achten.« Vgl. ebd. S. 418.

38 Es beginnen die »Kämpfe um die Menschenwürde«, so der Titel des Buches von Manfred Baldus, 2016.

Würdevorstellung und die Menschenwürde wird inflationär und vervielfältigt sich milliardenfach. Noch einmal zusammengefasst: Jede spezifizierende Deutung der absoluten und totalen<sup>39</sup> Menschenwürde engt ihren Totalitätsanspruch ein und liefert sie dem Widerspruch und damit dem Gegensatz aus, wird zu einem beliebigen Weltinhalt. Jede begriffliche Bestimmung führt zum Verlust ihrer Universalität.

Das ist die paradoxe Pointe, die dem Denken zugemutet wird: Die Menschenwürde ist sozusagen kein sinnvoller, d. h. begrifflich bestimmter thesenhafter Gedanke. Aber dieser Gedanke ist unverzichtbar und gleichzeitig unbegreiflich. Und gerade deshalb ist die Menschenwürde ein absoluter Grundwert und die Wurzel aller normativen Grundrechte. Als einzige Verfassungsnorm ist die Menschenwürde absolut, d. h. ist eine unantastbare transzendente Idee. Ich wiederhole: Bei diesen Überlegungen ist zu unterscheiden zwischen diskursivem Verstand mit seinen Kategorien und der regulativ-intuitiven Vernunft mit ihren Ideen. Die Vernunft im Unterschied zum Verstand ist das „Vermögen der Prinzipien“. Dagegen sind „Erkenntnisse aus Prinzipien“ jene, genauer die Prinzipiate, die der Verstand als „das Besondere im Allgemeinen durch Begriffe erkennt.“<sup>40</sup>

Der Mensch hat nun aber zwei Stellungen, eine ontologische im Ganzen der Wirklichkeit und eine axiologische<sup>41</sup> in der Gesellschaft, in der er sich zufälliger Weise befindet. Also gibt es ein *zweifaches Gesicht der Würde, die kontingente und die absolute Würde*. Die kontingente Würde ist ähnlich wie die Ehre als eine äußere Wür-

---

39 Seit Platon und dem Neuplatonismus bedeutet Totalität, dass die Allheit des Vielen in einer Einheit zusammengehört ist.

40 Vgl. R. Eisler, *Kant-Lexikon*, 2015, Nachdruck von 1930, S. 433. »Die Vernunft ist ein Vermögen der Prinzipien, und geht in ihrer äußersten Forderung auf das Unbedingte; da hingegen der Verstand ihr immer nur unter einer gewissen Bedingung, die gegeben werden muss, zu Diensten steht. Ohne Begriffe des Verstandes aber, welchen objektive Realität gegeben werden muss, kann die Vernunft gar nicht objektiv (synthetisch) urteilen, und enthält, als theoretische Vernunft, für sich schlechterdings keine konstitutive, sondern bloß regulative Prinzipien.« I. Kant, *Kritik der Urteilskraft*, § 76, Anmerkung, (5, 401).

41 Der Mensch ist also zugleich ein absolut seiendes und ein relativ wertendes oder empirisches Vernunftwesen, d. h. hat ein zweifaches Gesicht der Menschenwürde. Es war Cicero (106 v. Chr. – 43 v. Chr.) der die Bedeutung der beiden Stellungen wie zwei Masken des Menschen hervorhob. In *de officiis* schreibt er vor rund 2000 Jahren: »Immer, wenn man sich die Frage stellt, was Pflicht sei, soll man sich gegenwärtig halten, wie hoch der Mensch nach seiner ganzen Natur über dem Vieh und jeglichem Tier steht. [...] Daraus erhellt, dass körperliche Lust der Würde des Menschen nicht entspricht, dass man sie mit Verachtung abweisen muss. [...] Man braucht nur bereitwillig über die hohe Würde, die den Menschen vor anderen Wesen auszeichnet, nachzudenken, um zu erkennen, wie übel es ihm ansteht, in Üppigkeit zu schwelgen, wollüstig und weichlich zu leben, wie ehrenhaft es dagegen ist, sich der Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, der Strenge gegen sich selbst und der Nüchternheit zu befleißigen« Vgl. Marcus Tullius Cicero, *Vom pflichtgemäßen Handeln – de officiis*, 1. Buch, 105-108, übersetzt von Karl Atzert, 1959, S. 49 - 50.

deform, d.h. die von dem Menschen selbst eingenommene politische oder gesellschaftliche Stellung zu sich und anderen; sie kann man bekommen und/oder verlieren. Im Gegensatz dazu ist die absolute Würde die Achtung vor der Idee Menschheit als seine prinzipiell herausgehobene Stellung im Universum. Die Erstere ist situationsbedingt und wertend, die Letztere ist ontologisch. Dieser Unterschied ist wesentlich für jede Diskussion der Debatte über die Menschenwürde. Hier ist scharf zwischen dem Würdeprinzip, also Menschenwürde<sup>42</sup> als Idee und deren kontingenten Erscheinungsformen zu unterscheiden. Die Väter des GG nahmen Bezug auf ein Absolutes, nämlich die unbedingte Menschenwürde als normative Idee. Diese ist der Verfassung vorgeschrieben und begründet sie. Das ganze GG wird von der Unantastbarkeit der Menschenwürde geschultert, d.h. nimmt mit der Würde als „nicht interpretierte These“ seinen Ausgang. Am voraussetzungslosen Anfang steht die Menschenwürde, dann die notwendigen Menschenrechte in Form von Gesetzen, die die kontingenten Würdeverletzungen maßregeln. Die Idee der Menschenwürde besitzt einen Absolutheitsanspruch und ist losgelöst von jedem äußeren Unterscheidungsmerkmal oder Bestimmtheit und daher beziehungslos und unverfügbar. Sie ist nur *ex negativo* zu fassen. Die absolute Menschenwürde ist unentbehrlich und zugleich unbegreiflich. Erfahren können wir die Menschenwürde selbst niemals, nur ihre Verletzung, d.h. unwürdiges Denken oder Handeln ist uns unmittelbar bewusst.<sup>43</sup> Positiv ist Würde unantastbar, nur negativ durch die Verletzung der Menschenwürde kommt uns die Würde selbst schlagartig, d.h. durch unsere intuitive – nicht diskursive – Vernunft zum Bewusstsein. In der Vorrede der *Kritik der reinen Vernunft* schreibt Kant seine berühmten Worte: „Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in der Gattung ihrer Erkenntnisse: dass sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben,

---

42 Historisch schlagwortartige Bemerkung dazu: Die Begriffe Würde wie auch Rechte und Pflichten haben ihren gedanklichen Ursprung in der Stoa, d.h. der römischen Antike, insbesondere durch Cicero, vgl. noch einmal Anm. 25. Im Mittelalter war es der italienische Philosoph der Renaissance G. Pico della Mirandola (\*1463 – †1494) mit seiner Schrift *Oratio de hominis dignitate* (Rede über die Würde des Menschen) und in der Neuzeit, worauf bereits hingewiesen wurde, Immanuel Kant (\*1724 – †1804) mit seiner *Metaphysik der Sitten*, die die Menschenwürde thematisch und systematisch ins Zentrum ihrer Philosophien rückten.

43 Würdenegationen oder Menschenwürdevernichtungen sind Krieg, Vergewaltigungen, Terror, Gehirnwäsche, Folterungen, grausame, unmenschliche, demütigende und erniedrigende Behandlung oder Bestrafung, ferner seelische Misshandlungen, die noch durch Verstümmelungen und schwere – nicht den erlösenden Tod bringende – Leibesstrafen erhöht werden. Angesichts dieser unwürdigen Handlungen der Menschen untereinander kommt sonnenklar der im GG in Art. 1 Abs. 1 formulierte unantastbare Würdebegriff ins Bewusstsein. Jeder Mensch versteht ihn als einen selbstevidenten – daher nicht positiv bestimmbar – Begriff. In der Philosophie taucht an dieser Stelle der Begriff der negativen Theologie auf, geht es um das Gute oder Eine bei Platon oder Plotin, d.h. im spätantiken neuplatonischen Sinn. Im Christentum ist es der *deus absconditus*, d.h. der unsichtbare Gott.

die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.<sup>44</sup> Mit der Idee der Menschheit, die nach Kant jeder einzelne Mensch im Sinn des kategorischen Sittenprinzips in sich trägt, werden alle Menschen erfasst. Die dritte Form des kategorischen Imperativs lautet daher: „*Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.*“<sup>45</sup>

Menschenwürde ist die prinzipielle Bedingung der Möglichkeit des gerechten, friedlichen und sittlichen Zusammenlebens aller Menschen, unabhängig von äußeren Merkmalen. Jeder Mensch trägt in seiner Person die Menschenwürde oder die Menschheit in sich. Würde beinhaltet natürlich Pflichten der Menschen gegeneinander, allein durch Anerkennung des Anderen, denn der Mensch als ein geselliges Wesen hat einen unwiderstehlichen Hang zum Bösen, aber eine Anlage zum Guten. In vielen Verfassungen der Welt ist die Würde des Menschen als ein absolutes Grundrecht eingeschrieben. *Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.*<sup>46</sup> Zusammenfassend sei gesagt: 1. Menschenwürde ist metaphysisch, ist eine Idee der praktischen Vernunft, die sittliches Handeln durch Recht und Moral möglich macht. 2. Menschenwürde entzieht sich jeder Nützlichkeit und Erscheinungsweise in Raum und Zeit. Weder ökonomische, pragmatische, religiöse<sup>47</sup> noch ideologische Gründe bestimmen die Menschenwürde. 3. Menschenwürde ist nicht rekonstruierbar noch hinterfragbar. Der diskursive Verstand scheitert daran, sie zu fassen, weil sie ein Prinzip ist. Viele Probleme tauchen auf, wenn die Idee der Würde in ihren kontingenten Erscheinungsformen positiv betrachtet oder gar verwechselt wird. Da gibt es die Reden von der Würde, hier in plakativer Aufzählung: Würde am Anfang und Ende des Lebens.<sup>48</sup> Hat ein Zellhaufen oder ein Embryo bereits Würde?<sup>49</sup> Gibt es würdevolles Sterben, Schutz der

44 I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede erster Satz in der 1. Aufl. von 1781, (4, 7).

45 I. Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, (4, 429).

46 Art. 1 Abs. 1 GG, die kursive Hervorhebung ist von mir.

47 »Von den Dogmen der Erbsünde, des Elends (‘miseria’) der irdischen Welt, aus dem sich der Mensch nicht durch eigene Aktivität befreien könne, und von seiner Rechtfertigung allein durch göttliche Gnade und den Glauben führt kein Weg zu Art. 1 Abs. 1 GG.« Vgl. H. J. Sandkühler, *Menschenwürde und Menschenrechte*, 2014, S. 11.

48 Hat eine Leiche Menschenwürde?

49 Die Menschenwürde soll in einem Rechtsstreit als absolute Autorität gelten, der Gestalt nämlich, welches Grundrecht gegenüber anderen am wirksamsten zur Anwendung kommen kann. Richter entscheiden allein im Kanon der Grundgesetze. Als Beispiel sei an Schwangerschaftsabbrüche gedacht. Diese führen unmittelbar zur problematischen Frage der Wirkmacht oder der Geltung der Menschenwürde mit Blick auf die Konflikte zwischen der Würde des Fötus und seiner Mutter. Im Fötus ist bereits genetisch alles angelegt, nur nicht die Würde im Sinne der noch nichtexistierenden Selbstevidenz des ungeborenen Menschenwesens. Über diese entscheidet unser Denken und die Gesetze die wir machen, sonst nichts!

Würde der Kreatur, der Biosphäre, des Waldes, der Meere. Weitere Themen zur Würdedebatte sind: Würdelosigkeit der Prostitution oder Pornographie, des Alters, Gentechnik, Eugenetik, Euthanasie und auch noch die Würde von Information im Sinne des Datenschutzes, usw., usw. Viele Autoren streiten sich eifrig, welche der Erscheinungsformen der Würde die beste oder richtige ist, seien es subjektive, religiöse oder vorgetäuschte objektive Motive. Sie übersehen dabei, dass die Würde als eine unantastbare Idee transzendent ist und die kontingenten Erscheinungen etwas völlig anderes sind. Eindringlich schreibt Kant zu Menschheit und Würde: „Es ist nämlich etwas in uns, was zu bewundern wir niemals aufhören können, wenn wir es einmal ins Auge gefasst haben, und dieses ist zugleich dasjenige, was die *Menschheit* in der Idee zu einer Würde erhebt, die man am *Menschen* als Gegenstände der Erfahrung nicht vermuten sollte.“<sup>50</sup>

Warum ist das, was wir Menschenwürde nennen, unverlierbar? Die Würde ist unverlierbar, weil die Freiheit als möglicher Moral- und Sittlichkeitsgrund unverlierbar ist. Der Mensch ist ein Wesen, dem wir die Zustimmung der Anlage zum Guten freiheitlich zumuten können und müssen, trotz seines Hanges zum Bösen. Die Fähigkeit der Selbstgesetzgebung in Freiheit macht die maßstabslose Menschenwürde<sup>51</sup> aus. Würde ist Achtung der Erhabenheit der Menschheit in seiner Freiheit als ein göttliches Ideal. „Und hierin liegt eben das Paradoxon; dass bloß die Würde der Menschheit, als vernünftiger Natur, ohne irgend einen andern dadurch zu erreichenden Zweck, oder Vorteil, mithin die Achtung für eine bloße Idee, dennoch zur unnachlässlichen Vorschrift des Willens dienen sollte, und dass gerade in dieser Unabhängigkeit der Maxime von allen solchen Triebfedern die Erhabenheit derselben bestehe, und die Würdigkeit eines jeden vernünftigen Subjekts, ein gesetzgebendes Glied im Reiche der Zwecke zu sein; denn sonst würde es nur als dem Naturgesetze seiner Bedürfnis unterworfen vorgestellt werden müssen.“<sup>52</sup>

Die „nicht interpretierte These“ von Theodor Heuss ist das axiomatisch oder postulatorisch gesetzte Konstitutionsprinzip der Würde, „weil die Interpretation im Sinne einer bestimmten Philosophie, Religion oder Weltanschauung den angestrebten Grundkonsens der Verfassungsgebung verhindert und gegen die betreffende Neutralität des neu zu verfassenden Staates verstoßen hätte.“<sup>53</sup> Da-

50 Vgl. I. Kant, *Streit der Fakultäten*, (7, 58).

51 In aller logischen Strenge: „rechtlose Menschenwürde“ an sich, denn sie allein ist der Ursprung für das Ganze der Gerechtigkeit zusammen mit den Grund- oder Menschenrechten.

52 I. Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, (4, 439). Ferner schreibt Kant ausdrücklich: »*Autonomie* [ist Selbstgesetzgebung des Menschen. In der Natur herrscht allein die *Heteronomie*. U.F.W.] ist also der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur.« Ebd., S. 436.

53 Vgl. Rolf Gröschner, *Des Menschen Würde – humanistische Tradition eines Verfassungsprinzips* in: *Des Menschen Würde – entdeckt und erfunden im Humanismus der italienischen Renaissance*, hrsg. v. R. Gröschner, St. Kirste und O. W. Lembcke, 2008, S. 217.

mit ist selbstverständlich kein Ausruf ausgesprochen, die Würde zu interpretieren, denn das wäre völlig an dem Grundgedanken vorbeigedacht, den Heuss im Parlamentarischen Rat vehement verteidigte. „Wer aus dem Adjektiv „unantastbar“ keinen Appell heraushört, möge sich in die Zeit der Beratung und Formulierung des Grundgesetzes zurückversetzen. Dann wird der Appell unüberhörbar, der den Gebrandmarkten, Gemarterten und Gemeuchelten galt.“<sup>54</sup> Würde ist kein rechtlich-sprachliches Objekt, weil es die unbedingte Urbedingung für Rechts sprachliches ist. Die Menschenwürde formuliert als „Satzgegenstand die metarechtliche Subjektstellung des Menschen“<sup>55</sup> in ihrer rechtlichen Anerkennung. Die Unbestimmtheit der Menschenwürde als unantastbar impliziert die Unbedingtheit der Menschenwürde und begründet sie als einen metajuristischen Rechtsbegriff im Rahmen des GG.

Nach Kant ist der Mensch ein rationales Naturwesen (*homo phaenomenon*), das unter Zeitbedingungen steht und kausal bestimmbar durch seine Handlungen in der Sinnenwelt ist. Aber derselbe Mensch ist auch eine Persönlichkeit, die von Achtung, Gerechtigkeit und Würde ein Ideenwissen hat, d. h. ist ein mit innerer Freiheit begabtes Geistwesen (*homo noumenon*). Es ist ein der Verantwortung und Verpflichtung fähiges Wesen, und zwar gegen andere und gegen sich selbst. „Diese Erinnerung geht vornehmlich den Begriff der Freiheit an, von dem man mit Befremdung bemerken muss, dass noch so viele ihn ganz wohl einzusehen und die Möglichkeit derselben erklären zu können sich rühmen, indem sie ihn bloß in psychologischer Beziehung betrachten, indessen dass, wenn sie ihn vorher in transzendentaler genau erwogen hätten, sie sowohl seine Unentbehrlichkeit, als problematischen Begriff, in vollständigem Gebrauche der spekulativen Vernunft, als auch die völlige Unbegreiflichkeit desselben hätten erkennen, und, wenn sie nachher mit ihm zum praktischen Gebrauche gingen, gerade auf die nämliche Bestimmung des letzteren in Ansehung seiner Grundsätze von selbst hätten kommen müssen, zu welcher sie sich sonst so ungern verstehen wollen. Der Begriff der Freiheit ist der Stein des Anstoßes für alle Empiristen, aber auch der Schlüssel zu den erhabensten praktischen Grundsätzen für

---

54 Ebd. S. 232, in der Anm. 84 heißt es weiter: »Deshalb enthält der Eingangssatz des Grundgesetzes auch eine Mahnung, den Holocaust nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.« Ich füge hinzu, dass man diesen bedrückenden Gedanken angesichts der Unantastbarkeit der Würde des Menschen nach Art. 1 Abs. 1 GG auf den Begriff der »Schlachtbank« ausdehnen sollte. »Aber auch indem wir die Geschichte als diese Schlachtbank betrachten, auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht worden, so entsteht dem Gedanken notwendig auch die Frage, wem, welchem Endzwecke diese ungeheuersten Opfer gebracht worden sind.« Vgl.: G. W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Werke Bd. 12, suhrkamp taschenbuch wissenschaft*, 1970, S. 35. Was hier bleibt, ist allein die Unbegreiflichkeit oder die Unantastbarkeit der Menschenwürde und zwar *via negationis* gedacht.

55 Ebd., R. Gröschner, S. 231.

kritische Moralisten, die dadurch einsehen, dass sie notwendig rational verfahren müssen.“<sup>56</sup>

Die Philosophie hat die Aufgabe, sich den Herausforderungen unserer modernen Zivilisation zu stellen. Im Zeitalter der Globalisierung wird ein alter Anspruch der Philosophie höchst aktuell, nämlich, der nach einer universal gültigen, über alle unterschiedlichen Kulturen und politischen Entwürfe überragenden inter- und transkulturellen gültigen Denkungsart. Was mögen die Grundprinzipien eines interkulturellen Diskurses sein? Was ist der Zweck und Sinn des Menschen, wohin soll oder wird die Menschheit hinsteuern? Das Vernunftkonzept der Transzendentalphilosophie<sup>57</sup> in seinen Gliederungen ist den heutigen Problemen in Ansehung einer möglichen Weltordnung für alle Bürger, Völker und Staaten dieser Erde gewachsen. Die Kritik der allgemeinen Menschenvernunft, von der sinnlichen Erkenntnis durch die Wissenschaften bis zur gläubigen Gewissheit eines jenseitigen Daseins ist für jedermann gültig, sofern er Vernunft besitzt. Der Weltweise aus Königsberg hat uns eine Weltphilosophie hinterlassen, deren Erbe wir immer noch anzutreten haben.

#### IV. Schlussbemerkungen

Ein liberal sozial-demokratischer Weltgesellschaftsbund im Sinne eines Weltbürgerrechts als notwendige Folge der Globalisierung muss selbstverständlich zu ihrem Ausgangspunkt die *conditio humana* denken, der die Menschenwürde als absolut gedachte ursprüngliche Bedingung<sup>58</sup> vorausgeht. Der Mensch als Vernunftwesen denkt Gedanken, deren Inhalt und Grund er nicht aus der Erfahrung ablesen kann. Natürliche Ordnung erfährt der Mensch durch seine sinnliche immer im Werden verfasste Natur durch Wahrnehmbares. Im Gegensatz dazu denkt er das Denkbare allein durch Selbstbestimmung, so z. B. Wohlsein, Gleichheit vor dem Recht und Frieden als anthropologische Grundbedürfnisse. Für eine würdevolle Menschenrechtsordnung kann der Mensch nur selbst Sorge tragen; keine Macht auf Erden oder im Himmel kann ihm das abnehmen. Die Menschenwürde ist ein absolut selbstevidenter Begriff oder Idee. Heute im Zeitalter des Globalismus zeigt der prophetische Gedanke des Weltweisen aus Königsberg seine volle Wirkung: „Es ist der *Handelsgeist*, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann, und der früher oder später sich jedes Volk be-

---

56 I. Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*, (5, 7). Kant artikuliert sich wieder ex negativo.

57 Sie bedeutet eine neuzeitlich revolutionäre Zäsur in der Geschichte der abendländischen Philosophie.

58 Der Begriff Ursprung hat die Bedeutung, das erste Woher zu sein. Das bringt das deutsche Wort durch seine beiden Teile (Ur = erstes, sprung = woher) zum Ausdruck. Vgl. Walter Bröcker, *Aristoteles*, Frankfurt a.M., 1935, S. 51.

mächtigt. Weil nämlich unter allen der Staatsmacht untergeordneten Mächten (Mitteln) die *Geldmacht* wohl die zuverlässigste sein möchte [*hic!* U. F. W.], so sehen sich die Staaten (freilich wohl nicht eben durch Triebfedern der Moralität) gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittlungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb im beständigen Bündnisse ständen; denn große Vereinigungen zum Kriege können der Natur der Sache nach sich nur höchst selten zutragen und noch seltener glücken. – Auf die Art garantiert die Natur durch den Mechanismus der menschlichen Neigungen selbst den ewigen Frieden; freilich mit einer Sicherheit, die nicht hinreichend ist, die Zukunft desselben (theoretisch) zu weissagen, aber doch in praktischer Absicht zuläng und es zur Pflicht macht, zu diesem (nicht bloß schimärischen) Zwecke hinzuarbeiten.“<sup>59</sup> Friede wird also aufgefasst als „das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts“ und ist eine „unausführbare Idee“, aber man kann sich ihm annähern.<sup>60</sup>

Seit Platon spielt der Begriff Staat als eine sittlich, d.h. rechtlich und moralisch, zusammengefügte menschliche Gemeinschaft eine große Rolle, wahre Freiheit erlebt der Mensch nur in dieser. In der Polis Platons tue jeder das Seine. Demokratie bedeutet, dass sich ein Volk selbst die Gesetze in Form von Verfassungen gibt, basierend auf ein Ursprüngliches, nämlich die Würde der Menschheit. Der Globalismus, wie ich ihn mir vorstelle, ist einer, der die Unterschiedlichkeiten der einzelnen lokalen Staaten, ebenso auch die Kulturen in diesen Staaten menschen- und weltbürgerrechtlich bewahrt und aufhebt. Das Problem ist: Kann Demokratie und Globalisierung zusammenbestehen? Eine intelligente Globalisierung, die jede wirtschaftliche, kulturelle oder gar religiöse Einseitigkeit vermeidet und die Mitte und Ausgleich sucht, wäre dafür wünschenswert. Dabei kann die objektive Trias Recht, Moral und Sittlichkeit die Grundlage bilden und so Armut und Elend in manchen Weltgegenden verhindern, was natürlich ein optimistischer Gedanke ist. Globale Märkte brauchen, um maßvoll funktionieren zu können, Instanzen außerhalb des Marktgeschehens, in Form von ethischen oder sittlichen Normen, die auf ein vernünftiges selbstbestimmtes Recht basieren. Die Welt der Zukunft muss sich eine globale organische Ordnungsstruktur verschaffen, die alle verschiedenen lokalen Unordnungen synergetisch aufhebt.

Ein Weltstaat ist zurückzuweisen, ebenso das Projekt-Weltethos,<sup>61</sup> wenn es

---

59 I. Kant, *Zum ewigen Frieden*, (8, 368). Das schrieb Kant 1795, man ist beeindruckt, wenn man diese weisen Worte auf unsere heutige globalisierende Welt abbildet. Hegel spricht in diesem Kontext von der »List der Vernunft«.

60 Vgl. weiter R. Eisler, *Kant-Lexikon*, S. 171.

61 Der Ausdruck Ethos bezeichnet die sittliche Gesinnung einer Person, einer Gemeinschaft oder speziellen sozialen Gruppe, Charakter, Sinnesart, Brauch, Sitte, Gewohnheit.

auch *bona fide* gemeint ist.<sup>62</sup> Als einer der schärfsten Kritiker dieses Projekts nenne ich den kürzlich verstorbenen Philosophen Robert Spaemann. Die Philosophie verlangt die evidente Einsicht in das Prinzip Würde, und zwar vor den Menschenrechten und allem anderen. Indem jeder akzeptiert, dass rechtlich-moralische Urteile, d. h. ausgesprochene Sätze von einem universalen Standpunkt als die Grundrechte tragender Ursprung, nämlich die Menschenwürde getroffen werden müssen, akzeptiere ich, dass meine eigenen Interessen nicht einfach deshalb, weil sie meine Interessen sind, mehr zählen als die Interessen von irgendjemand anderem. Ganz konkret, wie bereits in der römischen Antike von Cicero gesagt, gilt auch heute im Zeitalter der Globalisierung: Es ist das Grundübel der hemmungslosen Begierden, die jede Gemeinschaft zerbrechen werden, wenn es dem Menschen nicht gelingt, das Steuer umzuwerfen und so die Leidenschaften durch vernunftgemäßes Denken zu zügeln. Jede leidenschaftliche oder rechthaberische Debatte um den bestimmt-unbestimmten Menschenwürdebegriff ist absolut zurückzuweisen. In seinem Innersten weiß jeder Mensch, wovon die Rede ist, denn jeder Mensch reagiert höchst empfindlich, ist seine eigentliche Würde von außen verletzt. Er begreift die Menschenwürde in aller Deutlichkeit allein *ex negativo*. Erinnert sei an die „nicht interpretierte These“ von der Menschenwürde von Theodor Heuss. Dazu, um das schließlich zu vertiefen, recht deutlich und klar Kant: „Denn wenn uns die Naturerklärung hier oder da schwer wird, so haben wir beständig einen transzendenten Erklärungsgrund bei der Hand, der uns jener Untersuchung überhebt, und unsere Nachforschung schließt nicht durch Einsicht, sondern durch gänzliche Unbegreiflichkeit eines Prinzips, welches so schon zum Voraus ausgedacht war, dass es den Begriff des absolut Ersten enthalten musste.“<sup>63</sup> Hierher gehört auch das geläufige Diktum von Ernst-Wolfgang Böckenförde: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“<sup>64</sup> Eine positive Bestimmung des Würdebegriffs ist ähnlich unvernünftig wie eine positive

---

62 »Kulturelle Vielfalt wird heute im Zeitalter einer globalen Vernetzung und eines erdumspannenden Tourismus fast nur noch als folkloristische Besonderheit wahrgenommen. Darüber gerät jedoch ein Aspekt aus dem Blick, den Friedrich Nietzsche verschiedentlich betont hat: die Abgrenzungsfunktion moralischer Wertschätzungen.« So sagt es Annemarie Pieper in ihrem Eröffnungsvortrag „Menschenwürde – Ein abendländisches oder ein universelles Problem?“ In: *Menschenbild und Menschenwürde*, hrsg. v. Eilert Herms, 2001, S. 24 ff. Sie wählt das folgende Nietzsche-Zitat aus: *Also sprach Zarathustra, Erster Teil, Von tausend und einem Ziele*: »Leben könnte kein Volk, das nicht erst schätzte; will es sich aber erhalten, so darf es nicht schätzen, wie der Nachbar schätzt. Vieles, das diesem Volke gut hieß, hieß einem andern Hohn und Schmach: also fand ich’s. Vieles fand ich hier böse genannt und dort mit purpurnen Ehren geputzt. Nie verstand ein Nachbar den anderen: stets verwunderte sich seine Seele ob des Nachbarn Wahn und Bosheit.«

63 *Kritik der reinen Vernunft*, 2. Auflage, (3, 504).

64 Ernst-Wolfgang Böckenförde: *Staat, Gesellschaft, Freiheit*. Frankfurt 1976, S. 60.

Bestimmung Gottes, von dem Alles seinen Ursprung hat. Würde man der Menschenwürde funktional einen dogmatisch-kontingenten Wertmaßstab zudenken, verlöre sie unmittelbar ihre absolute Position. So kann sie wertmäßig nichts erfüllen, ohne zugleich ihre absolute Stellung im GG einzubüßen, denn mit Kant gilt: „Alle Macht des Himmels steht auf der Seite des Rechts.“<sup>65</sup> Zum Schluss möge die Transzendenz des unverzichtbaren Menschenwürdebegriff von Herbert Kessler, dem Initiator und Mitgründer der Humboldt-Gesellschaft mit seinen Worten hervorgehoben werden. Er schreibt im Sokratischen Manifest: „Wer um seine Geborgenheit im Unerforschlichen, dem Ewigen weiß, hat als Sterblicher bereits teil am „Zeitlosen“. Wer das Licht sucht, dem erhellt sich der dunkle Pfad von innen her. So haben wir allen Anlass zu hoffen.“<sup>66</sup>

---

65 I. Kant, *Reflexion 7006*, (19, 224).

66 Vgl. *Sokratisches Manifest. Schluss: Keine Heilslehre*. Hrsg. v. Kessler, H. und Thoms, W., Mannheim 1975, S. 77.



## **Alexander von Humboldt – Impulsgeber zu Reflexionen für die heutige Zeit**

VON ERHARD MEYER-GALOW

### **Eröffnungsvortrag zur 110. Tagung der Humboldt-Gesellschaft anlässlich des 250. Geburtstags von Alexander von Humboldt am 5.10.2019 im Kulturforum Berlin**

In seiner Rede zur Eröffnung der Jubiläumstagung begrüßte der Präsident der Humboldt-Gesellschaft, Herr Prof. Dr. Meyer-Galow, die Teilnehmer und stimmte auf das ebenso interessante wie anspruchsvolle Programm mit Beiträgen führender Humboldt-Forscher ein.

In seinen eigenen einleitenden persönlichen Reflexionen ließ er sich von der Fragestellung inspirieren, wie Alexander von Humboldt für die heutige Zeit zu interpretieren sei bzw. was seine Aussagen für die Gegenwart bedeuten. Dabei konzentrierte er sich auf drei Impulse, die er aus den Aussagen Humboldts ableitete:

Impuls 1: Ahnung, Wissen und Bewusstsein

Impuls 2: Verbundenheit

Impuls 3: Wechselwirkung

Das Video seiner Ausführungen ist bereits seit Abschluss der Tagung online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=OGeaQkc9r3s>

Wegen dieser Vorveröffentlichung wird im Einvernehmen mit dem Autor von einem Abdruck des Redetextes an dieser Stelle abgesehen.



# Alexander von Humboldt oder der ständige Impuls

VON OTTMAR ETTE

## Das „Humboldt-Jahr“ 2019

Alexander von Humboldt ist heute in aller Munde. Dies war keineswegs immer der Fall - und schon gar nicht im deutschsprachigen Raum<sup>1</sup>. Am Ausgang des 250. Geburtstages Alexander von Humboldts kann man auf ein ereignisreiches „Humboldt-Jahr“ zurückblicken, das in den verschiedensten Weltregionen eine erneut verstärkte und öffentlichkeitswirksame Präsenz des preußischen Natur- und Kulturforschers insbesondere in den Americas und in Europa, aber auch in anderen Teilen unseres Planeten eindrucksvoll vor Augen geführt hat und auch weiterhin führen wird. Gerade auch in Deutschland ist Alexander von Humboldt längst kein „illustre Unbekannter“ mehr: Mit seinen Schriften ist mittlerweile eine breite Öffentlichkeit vertraut. Es bedarf keiner Sehergabe, um prognostizieren zu können, dass die Bedeutung dieses Schriftstellers und Forschers, dieses Philosophen und Gelehrten weiter wachsen wird. Denn bereits die zurückliegenden „Humboldt-Jahre“ haben seit 1999, dem 200. Jahrestages seines Aufbruchs in die amerikanischen Tropen, den Beweis erbracht, dass sich das Interesse an dieser Gestalt nicht wie nach einer Börsen-Hausse dramatisch wieder abschwächt, sondern auf hohem Niveau fortbesteht, bevor nachfolgend weitere Höhepunkte erreicht werden. Und die Aktualität und Gegenwartsbeziehbarkeit Alexander von Humboldts steigen beständig. Bereits in diesem Sinne geht von Alexander von Humboldt ein ständiger Impuls aus, sich mit seinem Denken, sich mit seinem Wirken, sich mit seinem Ideen-Kosmos näher und intensiver noch zu beschäftigen.

Die symbolträchtige Eröffnung des Alexander von Humboldt-Jahres im Februar 2019 durch den Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier erfolgte nicht in Berlin und nicht in Deutschland, sondern - nur scheinbar weit entfernt - im ecuadorianischen Quito. Dies machte auf einer politisch breit rezipierten Ebene auf die weltumspannende Relevanz eines Denkens und Wirkens aufmerksam, dass auf der

---

<sup>1</sup> Vgl. Ette, Ottmar: Von Surrogaten und Extrakten: Eine Geschichte der Übersetzungen und Bearbeitungen des amerikanischen Reisewerks Alexander von Humboldts im deutschen Sprachraum. In: Kohut, Karl / Briesemeister, Dietrich / Siebenmann, Gustav (Hg.): *Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland*. Frankfurt am Main: Vervuert Verlag 1996, S. 98-126; sowie ders.: Alexander von Humboldt heute. In: *Alexander von Humboldt - Netzwerke des Wissens*. Katalog der Ausstellung im Haus der Kulturen der Welt (Berlin) vom 6. Juni bis 15. August 1999 und in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Bonn) vom 15. September 1999 bis 9. Januar 2000. Bonn: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland 1999, S. 19-31.

Entwicklung eines profunden Weltbewusstseins aufrucht. Die „Entdeckung“ Alexander von Humboldts durch die deutsche Spitzenpolitik und Kulturaußenpolitik ist eine geradezu zwangsläufige Folge wissenschaftlicher und unermüdlich forschender Arbeit, aber auch der zielgerichteten Verbreitung seiner Gedanken und Ansätze in vielfältigsten Formaten, welche von unterschiedlichsten Ausstellungen und populären Biographien über Graphic Novels, einschlägige Romane oder Rundfunk-Features bis hin zu auf ein breites Publikum berechneten Vulgarisierungen und bunten Zeitschriftendossiers im Druck oder im weltweiten Gewebe reichen. So entstand im „Humboldt-Jahr“ 2019 das A bis Z der Auseinandersetzung mit Werk und Wirkung des großen Preußen. Doch selbst im politischen und enger noch im kulturpolitischen Bereich sind weiterhin große Defizite erkennbar, welche die deutsche Kulturaussenpolitik künftig erkennbarer füllen müsste. Denn die Kosmopolitik und das zutiefst transareale Denken, aber auch die Vorstellungen Humboldts für eine gerechtere Welt- und Wirtschaftsordnung stellen Denk- und Handlungsimpulse zur Verfügung, welche die Rolle des agilen Forschers in der fruchtbaren Verbindung zwischen den Völkern und in der Integration von Minderheiten (oder auch marginalisierten Mehrheiten) deutlicher beleuchten und künftig zu erkennbaren Markierungen einer ethisch fundierten Politik und Aussenpolitik in Deutschland führen sollten. Die Rede des Bundespräsidenten in Quito, wieder abgedruckt in der Zeitschrift *HiN - Alexander von Humboldt im Netz*<sup>2</sup>, war ein gelungener Auftakt.

## Humboldt in die Gegenwart übersetzen

All diese Aktivitäten waren und sind notwendig, sollen das Humboldtsche Denken und die Humboldtsche Wissenschaft weiter erforscht und in der Gesellschaft verbreitet, ja verankert werden. Denn das Erreichen einer breiten Öffentlichkeit und die mittlerweile deutlich beobachtbare Vervielfachung verschiedenster fachwissenschaftlicher Dissertationen und Habilitationen stellen Systeme miteinander kommunizierender Röhren dar, die sich in ihren Effekten wechselseitig verstärken und Humboldts unvollendetes Projekt einer anderen Moderne<sup>3</sup> zur intensiven Diskussion in wissenschaftlichen wie in politischen, in gesellschaftlichen wie in hochspezialisierten Kreisen freisetzen. Denn die Humboldtsche Wissenschaft ist nicht nur ein historisches Projekt einer Moderne, die sich lediglich rudimentär zu entwickeln vermochte, ist nicht nur ein Vorhaben, das in Teilen sicherlich historisch

---

<sup>2</sup> Vgl. Steinmeier, Frank-Walter: Rede des Bundespräsidenten zur Eröffnung der Alexander-von-Humboldt-Saison in Quito. In: *HiN - Alexander von Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien* (Potsdam - Berlin) XX, 38 (2019).

<sup>3</sup> Vgl. Ette, Ottmar: *Weltbewußtsein. Alexander von Humboldt und das unvollendete Projekt einer anderen Moderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2002.

geworden ist, sondern enthält noch immer für unsere Gegenwart und Zukunft viel Unabgeholtenes, das es prospektiv für die Jetztzeit wie für künftige Generationen zu eröffnen gilt.

Dafür ist es freilich notwendig, die geschichtliche Gestalt und den gewachsenen Gehalt Alexander von Humboldts wissenschaftlich fundiert herauszuarbeiten, um besser erkennen zu können, auf welche Weise das Humboldtsche Denken am besten ins 21. Jahrhundert zu übersetzen ist. Denn wir können Humboldts Vorstellungen nicht einfach auf unsere Zeit anwenden. Hier ist eine sorgsame Übersetzungsarbeit unabdinglich. Nicht allein das Historisch-Gewordensein der Ideen Alexander von Humboldts, sondern vor allem die Erkundung ihres historischen Gewordenseins öffnet den Blick auf die künftigen Landschaften der Theorie, die für die kultur- und naturwissenschaftliche, aber auch die gesellschaftliche Praxis in unserem Jahrhundert zur Verfügung zu stellen sind. Wer aber war dieser Vordenker eines Weltbewusstseins, dessen wir heute mehr denn je bedürfen? Wie dachte jener Vorbereiter einer anderen Moderne, die nicht sein durfte und doch noch längst nicht ihre Chance auf Verwirklichung verloren hat? Und wie lassen sich die Konzepte des wohl ersten Theoretikers der Globalisierung in zeithistorisch-technologische Kontexte übersetzen, von denen der preußische Weltreisende noch nichts ahnen konnte?

## **Ausbildung und Vorbereitung**

Alexander von Humboldts Leben und Wirken gliedert sich auf geradezu natürliche Weise in drei jeweils knapp dreißig Jahre umfassende Abschnitte oder Phasen. Während der ersten Phase war der 1769 im Zeichen eines Kometen zu Berlin Geborene zu dem geworden, was er selbst einen „Nomaden“, einen „Fremdling zwischen den Wissenschaften“ nannte. Er hatte die unterschiedlichsten Wissenschaften von der Chemie und Mathematik über die Botanik und Geographie bis hin zur Geschichte und jener Kameralistik gequert, die er an den „frostigen Ufern der Oder“ an der Viadrina in Frankfurt an der Oder nach dem Willen der Mutter studiert hatte. Die Mutter sah Alexanders wie Wilhelms berufliche Zukunft als Tätigkeit im preußischen Staatsdienst.

Der junge Alexander hatte sich, teils nacheinander und teils gleichzeitig, auf die verschiedensten Disziplinen eingelassen und diese Vielzahl an der Universität Göttingen noch um die Anthropologie, die Kraneologie oder Schädelkunde, die Philologie und gewiss auch die Philosophie erweitert. Dazu kam seine Studienzeit an einer Handelsakademie in Hamburg, die ihm einen ersten Einblick in weltweite Verkehrs- und Handelsströme ermöglichte. Das montantechnologische Studium an der berühmten Bergakademie im sächsischen Freiberg absolvierte er in einem Drittel der vorgesehenen Zeit und startete eine Blitzkarriere

im preußischen Bergdienst, die ihn rasch als Teil jener jungen Generation profilierte, welche die Modernisierung Preußens entschlossen vorantrieb. Er folgte damit dem expliziten Willen seiner Mutter, die den beiden Söhnen dank der besten Hauslehrer, die Berlin zu bieten hatte, eine hervorragende Bildung ermöglichte. Alexander von Humboldt war schon zum damaligen Zeitpunkt, so schien es, ein gemachter Mann, seine weiteren Aufstiegschancen in Preußen waren herausragend. Doch Humboldt war hungrig: Er wollte mehr sein als nur ein preußischer Spitzenbeamter. Der Weltreisende Georg Forster, der James Cook auf dessen zweiter Reise um die Welt begleitet hatte und mit dem er eine Reise an den Niederrhein, nach England, in die Niederlande und ins revolutionäre Paris unternahm, war ihm Vorbild und Ansporn zugleich: Humboldt wollte aus Europa heraus.

Bald schon bot sich die Gelegenheit für ein anderes Leben innerhalb anderer, weltumspannender Horizonte. Denn nach dem Tod seiner Mutter kehrte er Preußen kurzerhand den Rücken und verwandelte sein Erbe in klingende Münze, die er für eine geplante und von ihm sehnlichst herbeigewünschte Reise in außereuropäische Regionen einsetzen konnte. Gewissenhaft bereitete er sich vor, las und studierte viel, arbeitete im Gelände und mit zahlreichen Messinstrumenten so, als wollte er eine ganze Forschergruppe bilden. Aber wohin?

Noch war alles offen. Eine Weltumsegelung an Bord des französischen Kapitäns Baudin oder doch die Begleitung französischer Wissenschaftler im Schlepptau des napoleonischen Feldzuges nach Ägypten? Eine Überfahrt nach Tunis und die Erforschung des Nordens Afrikas? Oder besser nach Marokko, in den Hohen Atlas und von dort nach Mekka, um über Kairo, Griechenland und Italien nach Westeuropa zurückzukehren? Nach etlichen gescheiterten Reiseplänen war es schließlich die Reise durch die spanischen Kolonialgebiete Amerikas, eine Reise durch die heutigen Länder Venezuela, Cuba, Kolumbien, Ecuador, Peru, Mexico und erneut Cuba, die ihn zwischen 1799 und 1804 in einen internationalen Star der Wissenschaften verwandelte. Stets hatte er bei den verschiedensten Abschnitten seiner Reise, aber auch schon am Anfang am spanischen Hofe zu Aranjuez das notwendige Quäntchen Glück, um seine hervorragende Bildung und Ausbildung, um seine sorgfältigen Vorbereitungen wie seine für sein Alter umfassenden Kenntnisse ausspielen zu können. Ihm lächelte das Glück des Tüchtigen. Zugleich hatten die Vorbereitungen auf die unterschiedlichsten Weltregionen die Entstehung eines für ihn, aber auch für seinen Bruder Wilhelm charakteristischen Weltbewusstseins befördert. Denn ganz so, wie Wilhelm möglichst alle Sprachen der Welt in seinen Sprachstudien erfassen wollte, so suchte Alexander nach einer umfassenden Kenntnis der Natur unseres Planeten Erde und seiner Kulturen.

## Forschungsreise nach Amerika und Reisepublikationen

Mit der Abreise aus Spanien, mit dem Verlassen des Hafens von La Coruña, hatte im Juni des Jahres 1799 die zweite Phase seines Lebens begonnen. Entscheidend für diese Wandlung war eine neue Wissenschaftskonzeption: die Humboldtsche Wissenschaft, die er mit seiner Reise begründete und mit seinen nachfolgenden Schriften in den Wissenschaften etablierte. Seine *Amerikanischen Reisetagebücher* geben uns Schritt für Schritt heute noch Einblick in diese so entscheidende Entwicklung: Wir können Humboldt gleichsam über die Schulter schauen und der Verfertigung der Humboldtschen Ideen und damit der Humboldtschen Wissenschaft beim Schreiben, bei ihrer Niederschrift, zusehen. Es sollte die Geburt eines neuartigen, die verschiedensten Disziplinen querenden und damit transdisziplinären Verständnisses von Wissenschaft werden.

Ein derartiges Wissenschaftsverständnis erwies sich als äußerst fruchtbar und zeigte sich bereits bei der Vorbereitung seiner Reisepublikationen höchst produktiv. Anders als sein Bruder Wilhelm, der zu Lebzeiten zwar vieles niederschrieb, aber nur wenig davon veröffentlichte, publizierte Alexander maßlos: Die eigenen Bücher waren seine Leidenschaft. Das Schreiben und vielleicht mehr noch das Veröffentlichen von Büchern war seine genuine Ausdrucksform: jene Form, in der Alexander von Humboldt nicht weniger als auf seinen Reisen in ständiger Bewegung lebte. Denn Bücher waren für ihn unmittelbarer Zweck der Forschung, welche auf Verbreitung wie beständige Verbreiterung des Wissens abzielte, und zugleich weit mehr noch Impuls: Impuls zu neuen Forschungen und damit zu neuen Büchern. Ein gewaltiges Reisewerk entstand, das so umfangreich und kostspielig war, dass selbst Humboldt sich nicht alle Bände leisten konnte. Alexander von Humboldt war nicht nur der Begründer von Einzeldisziplinen wie der Pflanzengeographie oder der Altamerikanistik, sondern im Sinne Michel Foucaults ein wahrer Diskursbegründer. Diese Dimension kann in ihrer Tragweite bis heute kaum überschätzt werden: sie bildet die Grundlage der auch jetzt noch gegebenen Aktualität des Humboldtschen Denk- und Wissenschaftsstils.

Mit der Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents, mit der Reise also in die amerikanischen Tropen, begann ein tiefgründiges Zusammendenken all jener Disziplinen, in die sich Humboldt zuvor eingearbeitet und vertieft hatte. Nomadisch und keinesfalls monadisch blieb sein Wissenschaftskonzept allemal: Auf die Welt geöffnet, entstand es aus der Bewegung der Reise, des ständigen Perspektivenwechsels, und führte die Vielfalt unterschiedlichster Bewegungen in die Wissenschaft ein.

Früh hatte sein Bruder Wilhelm schon klug erkannt, dass die große Gabe des Jüngeren in der Kombinatorik bestand: im Zusammendenken des auf den ersten

Blick nicht Zusammengehörigen. Er traute seinem jüngeren Bruder da sehr viel zu: Er sollte recht behalten. Denn Alexanders Kombinatorik, sein kontinuierliches Zusammendenken aller Faktoren, aber auch der unterschiedlichsten Disziplinen bildeten den Beginn einer transdisziplinären Wissenschaft, der die große Entfaltung heute noch immer bevorsteht. Auf Tausenden gedruckter Seiten in Bänden und Folianten, verzahnt mit einer an die 50000 Briefe umfassenden Korrespondenz und einem wissenschaftlichen Nachlass, der bis heute erst in Teilen aufgearbeitet ist: Die Humboldtsche Wissenschaft war geboren und ließ in der Folge eine Fülle von Schriften entstehen, die den Reichtum des Humboldtschen Denk- und Wissenschaftsstils bezeugen.

### **Russisch-sibirische Forschungsreise**

Die dritte und letzte Phase von Alexander von Humboldts Leben beginnt erneut, wie könnte es anders sein, mit einer transkontinentalen Reise. Nach dem Scheitern all seiner asiatischen Reisepläne und den vergeblichen Versuchen, das britische Kolonialreich zu besuchen - die Hüter des *Empire* hüteten sich vor allem, einen so ausgewiesenen Kolonialismuskritiker nach Indien und in das Gebiet des Himalaya reisen zu lassen -, „rettete“ Humboldt eine Einladung des Zaren, Russland zu besuchen und ausgedehnte Reisen im Russischen Reich auf Staatskosten durchzuführen. Humboldts jahrzehntelang erträumte Asienreise wurde nun endlich wahr. Mit der Russisch-Sibirischen Forschungsreise beginnt die letzte Phase seines Lebens und Schaffens, die ihn erneut *aus der Bewegung* neue Horizonte seines Verständnisses der Welt und unseres Planeten eröffnete.

Damit vervollständigte sich das Humboldtsche Weltbewusstsein. Diese Reise führte ihn nicht nur nach Zentral-Asien - dem er sein erneut wie sein amerikanisches Reisewerk in französischer Sprache verfasstes mehrbändiges Werk *Asie Centrale* widmete - sowie bis an die Grenzen Chinas, sondern ermöglichte ihm auch, einen seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts gehegten Traum zu verwirklichen: die Niederschrift eines Werkes - wie er selbst sich ausdrückte - „über Himmel und Erde“, über „alles Geschaffene“: seinen *Kosmos*. Band um Band dieser Summa seines Lebens, dieses Bestsellers der Wissenschaftsgeschichte erschien, bis er schließlich über dem fünften Band des *Kosmos* verstarb, fast an die neunzig Jahre alt, als ein noch immer nicht zur Ruhe Gekommener, dem der Tod jedoch nach einem langen Leben die Feder aus der Hand nahm. Ohne doch je abgeschlossen zu sein, hatte sich das Lebenswerk Alexander von Humboldts gerundet.

## Naturgemälde der Tropenländer

Wollte man einen „Totaleindruck“ seines Schaffens gewinnen und auf einen Blick Einsicht in sein gesamtes publizistisches Wirken erhalten, so müsste man wohl am besten auf ein herausragendes Ergebnis seiner zweiten Schaffensperiode und damit auf einen Teil seines amerikanischen Reisewerkes zurückgreifen. Betrachten wir folglich stellvertretend für sein gesamtes wissenschaftliches Wirken sein spektakuläres *Tableau physique des Andes et Pays voisins*, das sicherlich zu den berühmtesten Wissenschaftsdarstellungen des gesamten 19. Jahrhunderts zählt (Abb. 1).

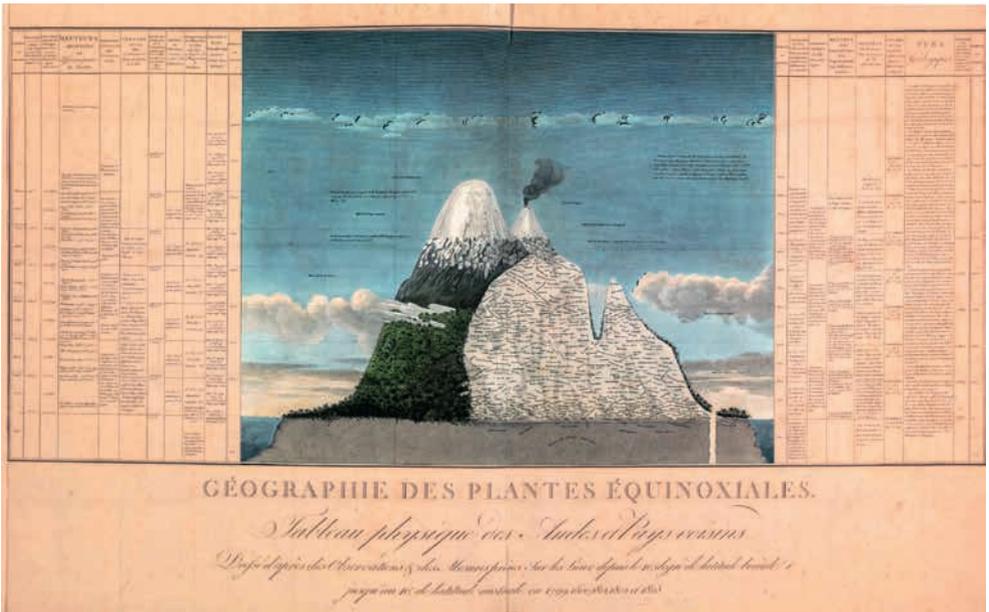


Abb. 1: Humboldts „Tableau physique des Andes et pays voisins“

Der Begriff des „Totaleindruckes“ ist nicht zufällig gewählt, ist er doch bei den Gebrüdern Humboldt gemeinschaftlich. Viele Begrifflichkeiten der beiden Humboldts verweisen aufeinander oder stehen doch zumindest in einem engen wechselseitigen Bezug, gleichsam in einem vitalen Wechselverhältnis. So ließe sich etwa das Konzept des *Tableau physique* beziehungsweise des „Naturgemäldes“ bei Alexander sehr wohl in einen Zusammenhang mit dem Begriff des

„Totaleindrucks“ (etwa von Sprachen) bei Wilhelm bringen, entfaltet das „Naturgemälde“ doch eine von der Pasigraphie ererbte Vorstellung quasi-simultaner Zusammenschau von einer hohen Zahl unterschiedlicher Phänomene. Es weiß sich dem Versuch verpflichtet, eine hohe Komplexität an Forschungseinsichten und -ergebnissen gleichsam *auf einen Blick* als Eindruck zugänglich zu machen und sinnlich-ästhetisch vor Augen zu führen. Die wissenschaftliche Komplexität lässt sich aus dem „Naturgemälde“ heraus wiedergewinnen, ohne dass doch die Zusammenschau und damit der einmal gewonnene „Totaleindruck“ in seiner ästhetischen Dimension verloren ginge.

Da Alexander in seinem *Tableau physique des Andes et des pays voisins* die ästhetischen (und asthetischen) Dimensionen des Wissens in der künstlerischen Realisierung seines „Naturgemäldes“ nicht weniger betonte als die Resultate seiner Forschungen auf den Gebieten der Agrarwirtschaft oder der Anthropologie, der Geographie oder der Geologie, der Ökologie oder der Ökonomie, der Pflanzengeographie oder der Vulkanologie, lässt sich hier von einer höchst elaborierten Dimension der Transdisziplinarität wie der Transmedialität sprechen, welche die Humboldtsche Wissenschaft zugleich im Zusammenspiel von Wort und Bild, von literarischer und wissenschaftlicher Ausdrucksfähigkeit als eine Wissenschaft auszeichnet, der es eben auf den „Totaleindruck“ ankommt. Hier zeigt sich auf einen Blick, wie alles Wechselwirkung ist: Alexander von Humboldts zentrale Formel wird im *Naturgemälde der Tropenländer* im Verbindungswissen der Ästhetik sinnlich eingelöst.

Bei Wilhelm wie bei Alexander geht es nicht um die Erzielung eines umfänglichen, aber statischen Bildes, sondern um die stufenweise Entwicklung einer Dynamik, einer Kraft, eines Impulses, wie dies den Begrifflichkeiten beider Brüder entspricht. Ganz wie in Alexanders *Naturgemälde der Tropen-Länder* alles - von der Geologie driftender Kontinente über die Migrationen der Pflanzen und die sich verändernden Schneegrenzen und klimatologischen Gegebenheiten bis hin zur Vulkanologie und Zoologie - in Bewegung ist, so erweist sich in Wilhelms Wissenschaft das Prinzip der *energeia* als grundlegende Antriebskraft sprachlicher Prozesse, aber auch im Staatsrecht wie der staatlichen Verfasstheit von Gemeinschaften. Stets geht es Wilhelm um eine Tätigkeit, um eine Kraft, die dynamisch vorantreibt und verändert, so wie es Alexander um die Dynamik und Vektorizität allen Wissens und damit um ein *Wissen aus der Bewegung* ging.

Auf diese Weise lässt sich recht häufig eine Nähe, bisweilen eine Gemeinsamkeit der Begriffe beider Brüder konstatieren, die auf eine Gemeinsamkeit des Begreifens verweist. Damit zeichnen sich auch auf diesem Gebiet Grundlinien einer Humboldtschen Wissenschaft ab, die nicht allein für Alexander, sondern für beide Brüder gelten dürfen. Doch die Gemeinsamkeit beziehungsweise gemeinschaftli-

che Ausarbeitung einer für beide Brüder geltenden Humboldtschen Wissenschaft ist nicht das Thema dieses Beitrages<sup>4</sup>.

Das *Tableau physique des Andes et des pays voisins* geht auf einen Humboldtschen Entwurf des Jahres 1802 im ecuadorianischen Guayaquil zurück und erschien im Jahre 1807 in einem separaten Band zu seiner *Géographie des Plantes*, der ersten wissenschaftlichen Buchpublikation nach Abschluss seiner amerikanischen Reise und zugleich der damit verbundenen Grundlegung der Disziplin der Pflanzengeographie. Auch wenn es den Stand seiner Wissenschaft um 1807 repräsentiert und sich an diesen ein halbes Jahrhundert wissenschaftlicher Tätigkeiten anschloss, ist es doch von grundlegender Bedeutung für das gesamte *Opus Americanum*. In ihm gipfeln viele jener Prozesse, welche für die Humboldtsche Wissenschaft insgesamt charakteristisch sind.

In dieser wohl berühmtesten Visualisierung von Wissenschaft im 19. Jahrhundert prangt nicht der Name Alexander von Humboldts als Verfassers und Schöpfers dieses ästhetisch so gelungenen Schnittes durch die Anden. Vielmehr listet der nomadisierende preußische Gelehrte in großen Lettern unterhalb der Darstellung eine Vielzahl an Künstlern und Wissenschaftlern auf, die an der Entstehung dieses *Naturgemäldes* wesentlich beteiligt waren. Ja, Humboldt hatte alles zusammengefügt und zusammengedacht; doch war das wissenschaftlich-künstlerische Ergebnis eines, das sich keineswegs nur mit *seinem* Namen verband. Es war vielmehr ein Gemeinschaftswerk - und Humboldt selbst kennzeichnete dies ganz offensichtlich als ein solches.

Aber wie denn, eine Zusammenarbeit von Wissenschaftlern *und* Künstlern? Ja, denn die Ästhetik war für Humboldt eine zentrale, alles miteinander verbindende und in Beziehung setzende Dimension und Erkenntnisform von Wissen überhaupt. In der Ästhetik darf man mit guten Gründen das eigentliche Verbindungswissen erkennen, das es Alexander von Humboldt erlaubte, all die verschiedenen Teile seines *Gemäldes* der Natur zusammenzufügen und in einem Gesamtbild zu vereinigen.

## Die Ästhetik der Natur

Die Pflanzengeographie durchzieht Humboldts gesamtes Leben und sein Lebenswerk. Dabei waren es anfangs Friedrich Schiller und vor allem Johann Wolfgang von Goethe, später Bernardin de Saint-Pierre oder Chateaubriand, schliesslich nach der „Göttlichen“ *Commedia* Dante Alighieris der Verfasser der *Menschli-*

---

4 Vgl. Ette, Ottmar: Festvortrag: Sprachen über Sprachen. Zwei Brüder und eine Humboldt'sche Wissenschaft. In: *Jahrbuch 2017*. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2018, S. 202-218.

chen Komödie, Honoré de Balzac, die ihn in seinem Weltbewusstsein, in seinen Vorstellungen von den tiefen Zusammenhängen unseres Planeten Erde, von unserem „System Erde“, so grundlegend prägten. Aus diesem Zusammendenken von Natur und Kultur, von Natur und Ästhetik, entstand etwas Neues und bis in unsere Tage Unabgegoltene: die Notwendigkeit, Natur und Kultur zusammenzudenken und mit einer Ästhetik der Natur zu vereinen. Auch auf diesem Gebiet folgte Humboldt einem Impuls und gab diesen Impuls verstärkt und vervielfacht weiter.

Eine solche Ästhetik der Natur, dies wusste Humboldt, war ohne eine Einsicht in die Natur der Ästhetik nicht zu haben. In den Vereinigten Staaten wird Humboldt - wie übrigens auch Goethe - sehr gerne der Romantik zugeschlagen. Betrachten wir die Dinge etwas genauer, so sehen wir rasch, dass die Fäden und Beziehungen, welche Humboldt mit der europäischen wie aussereuropäischen Aufklärung verbinden, gewiss nicht weniger zahlreich sind als mit der europäischen Romantik, die er - vergleichbar mit der zeitgenössischen *Revue des Deux Mondes* - in doppeltem, den amerikanischen Kontinent miteinschließendem Blick erfasste. Nein, Humboldt war nicht einfach ein Vertreter der deutschen Romantik, so gut dies auch ins simple, aber leider völlig unwissenschaftliche Klischee passen mochte.

Doch nochmals zurück zum *Tableau physique*. In diesem *Naturgemälde der Tropen-Länder* entwickelte Humboldt also eine schon auf den ersten Blick erkennbare Einheit von Natur und Kunst, wie sie auch im Begriff des „Naturgemäldes“ selbst zum Ausdruck kommt. Bei dieser einzigartigen Verquickung von Wissenschaft und Ästhetik gelang es dem preußischen Natur- und Kulturforscher, gleichsam modellhaft sein Bild vom Planeten Erde und von jener Humboldtschen Wissenschaft herauszuarbeiten, die in ihrem transdisziplinären Zuschnitt gerade im Verschränkungsbereich von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften heute mehr denn je von größter Aktualität ist. Hier lässt sich ablesen, was die Humboldtsche Wissenschaft ausmacht. Und ein ökologisches Denken im Humboldtschen Sinne lässt sich gewiss nicht als eine (Neu-)Erfindung der Natur, sondern nur als ein Zusammenwirken aller Faktoren von Kultur und Natur begreifen: Hierin liegt die zentrale Herausforderung des Humboldtschen Denkens für das 21. Jahrhundert.

Doch vergessen wir darüber nicht die Dynamik, nicht die Bewegung aller Erscheinungen im Humboldtschen Denken. Denn in diesem inselartig herauspräparierten Schnitt durch die Andenvulkane des Chimborazo und des Cotopaxi ist buchstäblich alles in Bewegung. Zum einen ist es der Festlandssockel, zu dem Humboldt schon früh festgestellt hatte, dass sich die Umrisse Südamerikas sehr präzise in die Umrisse Afrikas einfügen ließen und daher eine Wanderung des Subkontinents nach Westen wahrscheinlich sei; und zum anderen ist es auch die gesamte dargestellte Geologie, deutet der rauchende Schlund des Vulkans doch

an, dass das die Vulkankegel aufbauende Gestein in ständiger „plutonistischer“ Bewegung begriffen ist. Aber auch und vor allem sind es die Pflanzen, die sich auf ständiger Wanderung befinden, ist die von Humboldt begründete Pflanzengeographie doch keine Kartierung oder statische Bestandsaufnahme des Vorhandenseins oder Vorkommens von Pflanzen, sondern eine Untersuchung der Wanderungen von Gewächsen an der Oberfläche (und bei den Kryptogamen selbst unter) der Erde. Und schließlich sind auch die verschiedenen Parameter etwa der Schneegrenze, aber auch der unterschiedlichen Höhenstufen in Bewegung, flachen alle Grenzen etwa des ewigen Schnees sowie anderer Höhenstufen doch hin zu den Polen ab, wie das *Tableau physique* ebenso präzise wie anschaulich feststellt.

In diesem „Totaleindruck“ der Humboldtschen Wissenschaft aber bewegen sich auch die Menschen, werden etwa die afrikanischen Sklaven vermerkt, die in den tropischen Plantagen Amerikas eingesetzt wurden. Nicht nur Gesteine, Pflanzen und Tiere, sondern gerade auch die Menschen sind es, die wie die europäischen Eroberer zunehmend das Antlitz der Erde prägen und verändern. Früh schon hatte Humboldt in seinen Schriften erkannt, wie sehr der Mensch in die Natur eingriff, sie veränderte und damit auch seine Lebensbedingungen selbst transformierte. Sein zentrales Axiom - „*Alles ist Wechselwirkung*“ - lässt uns noch heute verstehen, in welch fundamentalem Sinne Humboldt ökologisch und vernetzend dachte. Natur und Kultur sind für ihn nicht voneinander zu trennen, sondern aufs Engste miteinander verwoben.

Ebenso die Ästhetik der Natur wie die Natur der Ästhetik stehen bei Humboldt - und dies zeichnet sie bis heute aus - in einem weltumspannenden Zusammenhang, der sich in seinem Denken sukzessive und durchaus nicht ohne Widersprüche herausbildete. Ästhetik verstand er dabei niemals nur als die Einbeziehung von Visualisierungen in den Bereich der Schrift, sondern auch als eine grundlegende Dimension des Schreibens selbst, mit welchem er - seinem berühmten Vorwort zu den *Ansichten der Natur* folgend - stets die „Verbindung eines literarischen und eines rein wissenschaftlichen Zweckes“<sup>5</sup> beabsichtigte. Denken und Schreiben Humboldts sind vielgestaltig und viellogisch.

Die Ästhetik der Natur wie die Natur der Ästhetik waren folglich bei Humboldt nicht von der Globalität aller Erscheinungen wie auch der weltumspannenden Globalität seines Denkens zu trennen. Alexander von Humboldt war nicht nur ein früher Theoretiker der Globalisierung, als deren Teil er sich und seine Reisen im übrigen selbst ansah, sondern auch ein Denker, der Globalität ernst nahm und das Verständnis wie die Ästhetik der Natur bei möglichst vielen

---

<sup>5</sup> So in seiner auf März 1849 datierten „Vorrede zur zweiten und dritten Ausgabe“ seiner *Ansichten der Natur*. Nördlingen: Greno 1986, S. 9.

Völkern und Kulturen überblicken und in seine Portraits einbeziehen wollte. Ja, gewiss: Humboldt war geborener Preuße, der sich spätestens bei seiner Abreise in die amerikanischen Tropen bereits als Europäer begriff. Aber er war kein Eurozentriker, dem es vor allem darum gegangen wäre, alle Phänomene weltweit nur am allein seligmachenden Maßstab und Modell der europäischen Sichtweise zu messen. Mit Alexander von Humboldt eröffnet sich die Möglichkeit, auch und gerade im wissenschaftlichen Bereich viellogische Strukturen weltweit zusammenzudenken und in eine ethisch fundierte Kosmopolitik zu übersetzen.

So waren auch die europäischen Ästhetiken für Alexander von Humboldt nur Ausdrucksformen weltumspannender Zusammenhänge, die sein Bruder Wilhelm von Humboldt im Bereich seines Projekts der Sprachen der Welt mit dem Begriff der „Weltansichten“ belegte<sup>6</sup>. Nein, die beiden Brüder waren nicht - wie oft kolportiert - Antipoden oder Gegenspieler: Die Sprachen der Welt und die Kulturen der Welt passten perfekt zusammen. Mit der fundamentalen Erweiterung eines Verständnisses der Humboldtschen Wissenschaft entsteht eine sich gewiss wandelnde, vielleicht bisweilen auch widerspruchsvollere, zugleich aber vielfältigere und reichere Sichtweise des Menschen oder besser der Menschen in einer Zeit, in welcher das Schicksal der Menschheit von ihrer Fähigkeit abhängt, Natur und Kultur in ihrer Wechselwirkung zusammenzudenken.

---

6 Vgl. hierzu Trabant, Jürgen: *Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt*. München: Verlag C.H. Beck 2012.

## **„Humboldt beim Wort genommen“ – die Alexander von Humboldt-Stiftung und mehr...**

VON ENNO AUFDERHEIDE

Ich danke der Humboldt-Gesellschaft für die Einladung und die Ermutigung, über die Alexander von Humboldt-Stiftung zu sprechen, daneben aber auch etwas über die Frage zu sagen, was Humboldt heute für mich bedeutet.

Ich möchte Ihnen zunächst etwas über die Alexander von Humboldt Stiftung erzählen. Mit einem Satz: Wir bringen exzellente ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für einen längeren Forschungsaufenthalt nach Deutschland – lange genug, um die deutsche Kultur intensiv kennenzulernen und auch die eigene Kultur den Freunden und Kollegen vermitteln zu können. Obwohl die „AvH“ rechtlich eine Stiftung ist, verfügt sie doch nicht über ein großes Stiftungsvermögen, sondern wird von der Bundesregierung aus Steuermitteln finanziert. Aus Ihren Steuermitteln, meine Damen und Herren, und deshalb hoffe ich, Sie heute davon zu überzeugen, dass bei uns Ihre Steuern gut aufgehoben sind. Mehr als das: dass Ihr Geld bei uns segensreich wirkt.

Und weil wir den 250. Geburtstag Alexander von Humboldts feiern, möchte ich auch darauf eingehen, wie wir unserem Namensgeber als Vorbild folgen.

### **Alexander von Humboldt**

Eine besonders schöne Charakterisierung des Wirkens Alexander von Humboldts hat der Chemiker Justus von Liebig gegeben. Liebig verdankte Humboldt viel: schon als er erst 21 Jahre alt war, empfahl Humboldt ihn für eine Professur an der Universität in Gießen. Die dort etablierten Professoren waren alles andere als begeistert, dass Humboldt Ihnen diesen „Jungspund“ aufdrücken wollte. Humboldt aber war sich seiner Sache sicher, vielleicht verfügte er auch über die besseren Beziehungen, jedenfalls wurde Justus Liebig Professor an der Universität Gießen, machte wesentliche Entdeckungen vom Mineraldünger über den Fleischextrakt bis zum Backpulver, wurde geadelt und heute ist die Universität nach ihm benannt. Humboldt hatte also recht gehabt.

Liebig charakterisierte dieses Wirken Humboldts später mit folgendem Satz: „Wie viele kenne ich, die gleich mir die Erreichung ihrer wissenschaftlichen Ziele Alexander von Humboldts Schutze und Wohlwollen verdanken. Der Chemiker, Botaniker, Physiker, der Orientalist, der Reisende nach Persien und Indien, der Künstler: alle erfreuten sich gleicher Rechte.“ Diesem Prinzip folgt auch die Humboldt Stiftung. Wir fördern herausragend gute Forschende ohne Anse-

hen des Faches, der Herkunft, der Religion oder des Geschlechts. Und wir fördern ohne inhaltliche Vorgaben.

Auch hierin folgen wir Alexander von Humboldt, der schrieb: „Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit“. Freude und Berechtigung - das Forschen hat also einen Wert an sich. Es ist unser Recht zu forschen.

Deshalb fördert die Alexander von Humboldt Stiftung die freie Grundlagenforschung, die der Neugier der Forschenden folgt. Aber wäre es nicht besser, sich daran auszurichten, was die Menschen in unserem Land sich gerade von der Forschung wünschen? Schauen wir einmal in die Vergangenheit, zum Beispiel auf die allgemeine und die spezielle Relativitätstheorie von Albert Einstein. Als er sie formulierte, wirkte sie wie ein nutzloses abstraktes Gedankengebäude. Wieso sollte es wichtig für mich sein, dass ein Mensch, der sich mit Lichtgeschwindigkeit durchs All bewegt, nicht altert? Heute benutzen wir alle unsere Navigationsgeräte. Aber ohne Einsteins Relativitätstheorie würden die Navigatoren nicht funktionieren. Sie beruhen auf dem Vergleich von Uhren auf Satelliten und auf der Erde. Einstein aber hat uns gezeigt, dass Uhren, die sich schnell fortbewegen, langsamer gehen und solche, auf die weniger Anziehungskraft wirkt, schneller. Die Uhren auf den Satelliten gehen also anders als auf der Erde und würden wir diesen Effekt nicht kennen, wäre ein Navigationsgerät schon nach einem Tag um 11 m ungenau, am zweiten Tag um 22 m, und nach einem Jahr könnte es uns nicht einmal mehr sagen, ob wir in Europa oder in Indien sind.

Ein anderes Beispiel ist die Antimaterie. Als vor 80 Jahren die Existenz von Antimaterie postuliert und festgestellt wurde, also von Materie, die genau die entgegengesetzten Eigenschaften der Materie hat, die wir um uns herum wahrnehmen, wirkte das außerordentlich esoterisch. Letzten Endes aber war dies die Voraussetzung dafür, dass wir heute mit dem PET, der Positronen Emissionstomographie, ein wichtiges, in manchen Fällen lebensrettendes medizinisches Instrument verfügbar haben.

Wirklicher Fortschritt kommt also aus der freien, Neugier getriebenen Grundlagenforschung. Natürlich aber übersetzen sich deren Ergebnisse nicht von allein in eine gute Anwendung. Auch dies hat Alexander von Humboldt formuliert. Nach der Feststellung, dass Wissen und Erkennen Freude und Berechtigung der Menschheit seien, fährt er fort: „ sie werden es umso mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaften und industrielle Künste in regem Wechselverkehr miteinander stehen, wie mit erneuter Jugendkraft vorwärtsschreiten.“ In diesem Satz ist nicht nur von dem Wechselspiel von freier Grundlagenforschung und Anwendung die Rede, sondern auch von den „benachbarten Staaten“, die „miteinander“ vorwärtsschreiten. Humboldt kannte keine nationalen Grenzen,

wenn es um den Fortschritt der Wissenschaft ging. Auf seine Südamerika-Reise bereitete er sich nicht nur in Preußen, sondern auch in Österreich, der Schweiz, Frankreich und England vor. Seinen Kosmos erarbeitete er mit Menschen aus verschiedenen Kontinenten. Dieses Denken internationaler Zusammenarbeit ist auch der Kern der Mission der Alexander von Humboldt-Stiftung.

## **Förderung**

In unserer Förderung steht dabei das Individuum im Vordergrund. Wir fördern niemanden, weil er irgendein tolles Projekt verspricht, sondern auf der Basis der bisherigen Leistungen. Und wir fördern nicht nur für einen Moment, sondern wir binden die geförderten in ein exzellentes Netzwerk ein, das ein akademisches Leben lang halten soll. „Einmal Humboldtianer – immer Humboldtianer“ ist unser Motto, und wer einmal den strengen Auswahlprozess durchlaufen hat, kann nach dem ersten Forschungsaufenthalt in Deutschland auch später wieder Mittel beantragen, um erneut nach Deutschland zu kommen, um deutsche Kolleginnen oder Kollegen zu sich in ein anderes Land einzuladen oder um Humboldtianerinnen und Humboldtianer aus dem eigenen Land und auch anderen Ländern zu wissenschaftlichen Tagungen zusammenzuführen.

Unserem Netzwerk gehören jetzt rund 30.000 Menschen in 140 Ländern an. Dieses Netzwerk hat seinen Nutzen für die Wissenschaft, aber ebenso für die Diplomatie bereits bewiesen. Besonders stolz sind wir, dass 55 unserer Alumni auch mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden. Was unser Netzwerk kennzeichnet, möchte ich Ihnen an Beispielen erläutern. Als erstes nenne ich hier den Münchener Physiker Theodor Hänsch, der schon als Jugendlicher in die USA ausgewandert war und dort Professor in Kalifornien wurde. Ein Humboldt-Forschungspreis brachte ihn zu einem Forschungsaufenthalt nach München, wo sich so intensive Kooperationen ergaben, dass er später einen Ruf als Direktor ans Max-Planck-Institut für Quantenoptik annahm und dort jetzt arbeitet und dort auch 2005 den Nobelpreis erhielt. Steven Chu war 1994 als Humboldt-Forschungspreisträger Gast bei Theodor Hänsch am MPI in München, 1999 erhielt er den Nobelpreis. 2009 wurde er während der ersten Amtszeit von Präsident Obama Energieminister. Sein Wirken in der Politik ist ein gutes Beispiel dafür, dass das Humboldt-Netzwerk weit über die Wissenschaft hinausreicht. Ähnliches gilt für Elinor Ostrom, die erste und bislang einzige Frau, die den Wirtschafts-Nobelpreis erhielt, ebenfalls nachdem sie zuvor den Humboldt-Forschungspreis erhalten hatte. Emmanuelle Charpentier kam 2014 nach Deutschland, nachdem sie mit einer Humboldt-Professur ausgezeichnet worden war. Dieser Preis wird an international führende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vergeben, die eine dauerhafte Professur in Deutschland an-

nehmen. Frau Charpentier hat gemeinsam mit einer amerikanischen Kollegin das so genannte CrisprCas-Verfahren entwickelt, manche von Ihnen kennen es vielleicht als ein Verfahren für eine hoch präzise Gentechnologie. Die Fachgemeinschaft ist sich einig, dass Frau Charpentier sehr bald ebenfalls den Nobelpreis erhalten wird.

## **Menschenrechte**

„Freie Forschung nach Wahrheit und Recht“ – das war es, was laut Alexander von Humboldt (so in einem Brief an Friedrich Wilhelm IV) ein Land „zur höchsten Stufe des Glückes und des Glanzes“ erheben könne. Freiheit – danach strebte Humboldt für sich selber und frei wollte er auch andere Menschen sehen. Sein Eintreten gegen die Sklaverei und für die Bürgerrechte der Juden ist umfangreich dokumentiert. Weniger bekannt ist sein Eintreten für einen Forschungsreisenden, der sich durchaus als in Humboldts Fußstapfen gehend empfand, als er trotz eines Einberufungsbefehls in die Preußische Armee 1842 eine Forschungsreise nach Australien antrat. Damit galt er in Preußen als fahnenflüchtig, bei Rückkehr drohte ihm Verhaftung. In dieser Lage trat Humboldt für ihn ein und erreichte tatsächlich, dass Leichhardt amnestiert wurde. Voll Freude schrieb Leichhardt: *„Es ist ein beruhigendes Gefühl, mit dem Vaterlande in Frieden zu sein, ungehindert zu ihm zurück kehren, die Meinigen wiedersehen zu können, selbst wenn das Schicksal es wollte, daß meine Wünsche in dieser Beziehung nie in Erfüllung gingen. Es ist das Können, welches dem freien Mann so theuer ist.“*<sup>1</sup>

Auch auf seiner Russlandreise setzt sich Humboldt für Menschen ein, die aus politischen Gründen verschleppt wurden. In seiner ersten Audienz beim Zaren bei seiner Rückkehr aus Sibirien setzt er sich für drei Litauer ein, die als Jugendliche, wohl wegen anti-russischer Äußerungen „in Ketten verschleppt“ worden waren und erreichte letztlich ihre Freilassung. Die Alexander von Humboldt-Stiftung sieht sich durch diese Haltung ermutigt, auch für politisch Verfolgte einzutreten.

## **Phillip Schwartz-Initiative**

Mit finanzieller Starthilfe zahlreicher privater Stiftungen und durch nachhaltige Finanzierung durch das Auswärtige Amt führt sie die „Phillip Schwartz-Initiative“ durch. Phillip Schwartz war Professor für Pathologie an der Uni Frank-

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Aliya-Katarina Südfels: „Ludwig Leichhardt und Alexander von Humboldt“, HiN XIII, 24, S. 86-101 (2012)

furt. 1933 wegen seiner jüdischen Abstammung entlassen, floh er zunächst in die Schweiz und später in die Türkei. Hier begründete er die „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland“, dank deren Hilfe entlassene Hochschullehrer und verfolgte Akademiker neue Anstellungen in aller Welt fanden.

Was das bedeutete, macht folgende Geschichte deutlich: Kurz nachdem wir 2015 die Schwartz-Initiative ins Leben gerufen hatten, brachte meine Assistentin mir einen Umschlag ins Büro. In dem Umschlag war ein Scheck über 10.000 US\$! Bei dem Scheck lag ein Brief eines Wissenschaftlers, der berichtete, dass er in Prag geboren sei, wo sein Vater Professor an der Karls-Universität war. Nach dem Einmarsch der Nazis 1939 wurde sein Vater entlassen. Phillip Schwartz vermittelte dem Vater eine Professur in der Türkei, wohin er dann mit Frau und Kindern floh. Alle in Tschechien verbliebenen Mitglieder der Familie wurden ermordet.

In der Phillip Schwartz-Initiative fördert die Alexander von Humboldt-Stiftung heute Universitäten und Forschungseinrichtungen, die verfolgte oder durch Krieg gefährdete Forschende bei sich aufnehmen, sinnvoll in ihre Forschung einbinden und bei dem Aufbau neuer beruflicher Perspektiven unterstützen. Das ist durchaus eine große Herausforderung – die manchmal bravourös gemeistert wird, wenn Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftlern etwa aus der Türkei oder aus Syrien ein akademischer Neustart gelingt, in anderen Fällen jedoch größere Probleme aufwirft. Ziel ist es in jedem Fall, den Gefährdeten zu helfen, sich eine Basis für einen sicheren Aufenthalt zu schaffen.

Rund 200 Menschen an rund 80 Einrichtungen haben bislang eine Förderung erhalten. In der aktuellen Weltlage sind wir froh, die Initiative fortsetzen zu können.

## **Entwicklungshilfe**

Zum Engagement der Alexander von Humboldt-Stiftung gehört es auch, sich für eine nachhaltige Entwicklung in wirtschaftlich schwächeren Ländern einzusetzen. Dazu haben wir ein eigenes Programm, das vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung gefördert wird. Seine Wirkung möchte ich Ihnen gerne am Beispiel zweier Länder erläutern, denen wesentliche Schritte zur Lösung markanter Probleme gelangen.

Der südafrikanische Germanist und Erziehungswissenschaftler Neville Alexander war einer der ersten schwarzen Humboldt-Stipendiaten aus Südafrika. Dafür hatten ihn auch weiße Professoren in Südafrika empfohlen, die seine herausragende Persönlichkeit und seinen herausragenden Intellekt erkannt hatten. Als Stipendiat forschte Alexander an der Universität Tübingen. Aber schon kurz nach seiner Rückkehr nach Südafrika wurde Neville Alexander 1963 als Geg-

ner des Apartheidregimes verhaftet und trotz massiver internationaler Proteste 10 Jahre auf der berühmtesten Gefängnisinsel Robben Island interniert. Die Haftbedingungen auf Robben Island waren zu Beginn der 60er Jahre brutal: schwere Zwangsarbeit im Steinbruch, unzureichende Ernährung, Misshandlungen durch Aufseher. Auch Neville Alexander musste bis zu seiner Entlassung 1973 täglich weiterhin im Steinbruch schuften. Auf Robben Island aber lernte er Nelson Mandela kennen. Allen Schikanen zum Trotz entwickelten sie gemeinsam mit anderen Häftlingen in einer selbst organisierten „Universität“ Konzepte für eine zukünftige, nicht mehr rassistische Regierung Südafrikas und für einen gewaltfreien Machtwechsel.

Trotz aller brutalen Bedingungen erkannten sie, dass viele der Aufseher zwar weiß, aber dennoch ohne Ausbildung und Perspektive waren. Deshalb begannen sie, auch ihre Aufseher zu unterrichten, ihnen lesen und schreiben beizubringen, wo das nötig war, und andere von ihnen in Vorlesungen und Diskurse etwa über juristische, historische und ökonomische Themen einzubeziehen. Das Netzwerk der Alexander von Humboldt-Stiftung unterstützte Neville Alexander in dieser Zeit nach Kräften.

Machen wir einen Zeitsprung: Als 1994 die Apartheid endete, gab es unter den Humboldtianern Südafrikas 36 Juristen. Einige von Ihnen wirkten intensiv an der Formulierung der neuen Verfassung Südafrikas mit, die im Ergebnis klare Ähnlichkeiten mit dem Grundgesetz aufweist. Auf ihr Betreiben sprach die Verfassung den Richtern auch das Recht zu, ausländische Rechtsprechung in Urteilsbegründungen heranzuziehen. Solange Südafrika noch kaum eine eigene freiheitliche Rechtstradition hatte, wurde von dieser Regelung öfter Gebrauch gemacht. Die internationalen Verbindungen halfen so, ein freiheitliches Rechtssystem in Südafrika zu etablieren.

Innen allen in Erinnerung ist sicherlich noch der Bürgerkrieg in Kolumbien. Die Jahre brutalster Verbrechen im Kampf der Regierung und ihrer paramilitärischen Gruppen mit den Rebellen (etwa der FARC-Rebellen). Zu den Hürden, die einer Beendigung des Bürgerkrieges entgegenstanden, gehörte die Frage der Übergangsgerechtigkeit: Wie kann man die Verbrechen des Bürgerkrieges sühnen, ohne durch ein „Auge um Auge“-Prinzip den Konflikt neu zu befördern. Auch hier waren es Alumni der Humboldt-Stiftung, die als Justizminister, als Generalstaatsanwalt und als Mitglied eines Friedenstribunals halfen, eine Übergangsgerechtigkeit zu schaffen, in der Verbrechen benannt und in einer Weise bestraft wurden, die einer Versöhnung nicht im Wege stand.

Und als drittes noch ein ganz praktisches und direkt wirksames Beispiel – das Beispiel der besseren Entwicklung durch die Produktion von Kaffee. Studien zufolge wird rund 70 Prozent der Arbeit im Kaffeeproduktionsprozess von Frauen verrichtet, zuvorderst die körperlich anstrengenden Arbeiten am Anfang

der Wertschöpfungskette, doch im Durchschnitt erhalten diese nur 30 Prozent der Erlöse. Zudem entfallen oft größte Anteile des Ladenpreises von Kaffee auf Schritte in der Wertschöpfungskette, die in Europa ausgeführt werden.

Der Humboldtianer Allan Mubiru arbeitete 2012-2013 mit einem Humboldt-Stipendium in Deutschland. Anschließend engagierte er sich ehrenamtlich als Gründer einer Kaffee-Kooperative, die ein von ruandischen Frauen initiiertes Projekt zur Kaffeeproduktion unterstützt. Mit diesem Projekt verbleibt nun der größte Teil des Ertrages in Uganda und bei den beteiligten Frauen. Die Vermarktung des Kaffees in Deutschland erfolgt über das Internet: [www.kaffee-kooperative.de](http://www.kaffee-kooperative.de).

### **Alexander von Humboldt heute**

Auf Anregung von Prof. Meyer-Galow möchte ich auch darüber zu sprechen, was Humboldt für mich heute bedeutet. Wenn ich mir diese Frage stelle, muss ich an den kleinen Alexander denken, der, wenn er konnte, durch die Wiesen und Wälder beim Schloss Tegel streifte, Steine und Pflanzen, vielleicht auch Tiere sammelte und heimbrachte. Der kleine Apotheker wurde er, das wissen Sie, genannt.

Wenn Humboldt heute noch einmal durch den Tegeler Park oder die Mark Brandenburg streifen würde – er wäre den Tränen nahe. Ein Blick in die „Roten Listen“ der ausgestorbenen Vögel und Pflanzen zeigt es uns: Arten, die Alexander sicherlich am Schloss Tegel sehen konnte, wie Blauracke und Ortolan, oder die er antraf, wenn er etwas weiter zu Mooren und Feuchtwiesen streifte, wie Birkhuhn und Brachvogel, sind heute in und um Berlin ausgestorben.

Durch die „Flora Beroliensis Prodomus“ seines Mentors und Freundes Carl Ludwig Willdenow wissen wir auch, welche Pflanzen er bei Tegel finden konnte, etwa die Kornrade, die Willdenow als „gemein“ (= überall verbreitet) einstuft, und die heute ebenso verschwunden ist wie Trollblume, Küchenschelle oder Rippenfarn.

Humboldt – seine Begeisterung für die Vielfalt der Natur, sein Wissen um ihre Wechselwirkungen mit uns Menschen, ist deshalb für mich auch eine Mahnung. Werden wir es schaffen, unser Verhalten endlich zu ändern, unser Klima zu schützen und unsere Landwirtschaft naturverträglich zu gestalten?

Schließen aber möchte ich mit einer optimistischen Perspektive:

Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat auch während der Zeit des Kalten Krieges stets die wissenschaftliche Kooperation mit den Staaten des Warschauer Paktes unterstützt. Wesentliche Protagonisten der Wende, wie der spätere ungarische Staatspräsident László Sólyom, waren als Humboldt-Stipendiaten oder -Preisträger in Deutschland. Nach der Wende konnte die Humboldt-Stif-

tung durch besondere Initiative der Bundeskanzler Kohl und Schröder sowie von Bundeskanzlerin Merkel eine besondere Gruppe Stipendiaten aus den USA, Russland und China, später auch aus Brasilien und Indien zusammenbringen.

Für mich als Bonner wurde diese so glückliche Entwicklung bei einem Treffen der „Bundeskanzler-Stipendiaten“ 2013 besonders erlebbar: Eingeladen hatte der russische Generalkonsul in Bonn. Das Gelände des Generalkonsulats war im kalten Krieg das Gelände der sowjetischen Botschaft; als solches hatte ich es in Studienjahren als unerreichbar wahrgenommen. 2013 nun sangen auf diesem Gelände junge Menschen aus den USA, aus Russland und aus China gemeinsam „*We shall overcome*“: Für mich ein Symbol, dass es sich lohnt, für eine bessere Welt, für internationale Verständigung und für ein globales Netzwerk des Vertrauens zu arbeiten. Die Alexander von Humboldt-Stiftung betrachtet diesen Aufbau eines Netzwerks des Vertrauens in der Wissenschaft als ihre Kernaufgabe. Und Sie ermöglichen diese Arbeit durch Ihre Steuergelder: Herzlichen Dank!

## Humboldtsche Prinzipien

VON HARTMUT DORGERLOH

Wenige Tage nach dem großen Festwochenende zum 250. Geburtstag von Alexander von Humboldt ist die Humboldt-Gesellschaft mit einer Matinee zu Ehren des Jubilars zu Gast im Humboldt Forum im Berliner Schloss. Nachdem das imposante Gebäude, dessen Eröffnung im September 2020 beginnen wird, schon weithin sichtbar eine neue städtebauliche Dominante im Zentrum der Hauptstadt bildet, konzentriert sich die öffentliche Debatte auf Inhalt und Programm. Was kommt rein und wer ist beteiligt? Wenn es nicht nur ein neues Museum sein will, was ist es dann? Steht HUMBOLDT FORUM nur draußen dran oder wird man das auch innen verstehen und erleben können? Ist der Name Programm?

Eines ist sicher: Der Name „Humboldt“ erweist sich als sehr flexibel und vielseitig. Ob Mondkrater, Intercity-Express, Gasballon, Medaille, Asteroid, Meeresschnecke, Klinikum, Universität oder Motorschiff – sie alle teilen den Namen Humboldt. Auch in Berlin, dem Geburts- und Kindheitsort Wilhelms und Alexanders, wurden sie vielerorts zu Namenspaten. Unweit der Humboldt-Universität tritt nun das Humboldt Forum im Berliner Schloss auf den Plan, in das sich die Namen beider Gelehrter einschreiben. Es heißt, Name verpflichtet, aber was steckt dahinter – Etikett oder Essenz?

Wenn das neue Kulturquartier auch kein Humboldt-Museum sein wird, so haben doch Werk und Biografie eine so große ideelle Dimension, dass sie vielfältige Anknüpfungspunkte für die Programmarbeit des Humboldt Forums bieten: Wie komplementäre Größen überführen sie einander entgegengesetzte und dennoch aufeinander bezogene Kräfte in ein Ganzes. Auf der einen Seite das mobile, wagemutige Leben des viel gereisten Naturforschers Alexander; auf der anderen Seite das ortstreue, gedankenreisende Wesen des Schreibtischgelehrten, Sprachwissenschaftlers und Bildungsreformers Wilhelm: Naturbeschreibungen vs. Sprachstudien; Forschungsreisen nach Amerika und Zentralasien vs. Preußische Bildungsreform; Kontemplation vs. Unrast des Geistes: „So war es von Kindheit an zwischen uns. Immer der schneidendste Gegensatz und dabei doch ein sehr enges Zusammenhalten.“

Spannungen wie Gemeinsamkeiten dieser kosmologischen Denkbewegungen formen so etwas wie Humboldtsche Prinzipien. Viele sind unerhört aktuell und werden prägend für das Programm des Humboldt Forums sein:

„Verknüpfung des Ichs mit der Welt“: Mit ihrer beispiellosen, selbstreflexiven Weltoffenheit konnten beide Brüder den nichteuropäischen Kulturen unvoreingenommen begegnen – in Auseinandersetzung mit abendländischen Traditionslinien und konträr zum „Mühlrädchen der Europäer“. Sie erkannten die

Bedeutung eines interkontinentalen Wissens- und Kulturtransfers und spannten ein globales Informationsnetzwerk zwischen Bombay, Bogota, Sydney und New York.

„Alles ist Wechselwirkung“: Ihre mehrdimensionale Beschreibung von Prozessen und Abhängigkeiten, die menschliche und nichtmenschliche Lebewesen einbindet, ist hochaktuell. „Die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen“ zeugt von einer dynamisch begriffenen Welt: „jede Lebensform ist Teil eines komplexen Netzwerks“. Alexander formulierte dies als seine wichtigste Erkenntnis: die innere Verkettung des Allgemeinen mit dem Besonderen, des Kleinen mit dem Großen, des Entfernten mit dem Nahen.

Vielfalt der Anschauungen: Dingen auf den Grund zu gehen, erkannten beide als hochkomplexes Unterfangen, da ein- und derselbe Gegenstand in verschiedenen Gestalten und in unterschiedlichen Kontexten wahrnehmbar ist. Ihr Mut zu einer zukunftsorientierten und progressiven Grundhaltung beweist sich in der für ihre Zeit geradezu visionären Benennung geökologischer Probleme, im Umgang mit Kriterien, wie Verträglichkeit und Nachhaltigkeit, in der klaren Kritik kolonialer Machtstrukturen und in der Befürwortung einer multipolaren Welt.

„Wissen ist Macht“: Der Wille, durch fragendes Forschen und forschendes Lernen etwas zu bewirken, gesellschaftlich relevant zu sein, Anregungen zum kritischen Denken zu geben, ist die tragende Leitidee für das Wirken beider: Wer spricht, aus welcher Perspektive? Wer bestimmt, was Welt ist? Welche Halbwertzeiten haben wissenschaftliche Erkenntnisse?

Wissen popularisieren und teilen: Das Interesse der Humboldt-Brüder galt dem Öffnen neuer, kostenfrei zugänglicher Räume für ein breites Publikum, aber auch einer anschaulichen, sinnlich vermittelbaren Wissensdarstellung. Ihr transdisziplinäres, nomadisierendes Wissenschaftsverständnis, in dem sich unterschiedlichste Wissensgebiete zwischen Ökologie, Sozial- und Klimaforschung, Ethnologie und Kunstgeschichte, aber auch fachspezifische Methodenansätze durchdringen, baut auf das Prinzip der Arbeitsteilung – einer weltweiten Zusammenarbeit mit Experten.

Wir wollen in unserer Programmarbeit im Humboldt Forum diesen und weiteren Humboldtsche Prinzipien folgen, sie unter den Bedingungen und Herausforderungen unserer heutigen Welt anwenden und weiterdenken. Dann wird dieser neue Ort kein steinernes Denkmal unserer beiden Namensgeber, sondern ein lebendiges, populäres Forum der Begegnung, der Debatte, des Staunens und des Lernens, der Erkenntnis und der Zusammenarbeit in einer komplexen, widersprüchlichen und vielfältigen Welt. Und dann wird sich zeigen, wie unerhört aktuell und gültig die Humboldtschen Prinzipien auch zukünftig sind, über ein Vierteljahrtausend hinaus.

## Wie verändert die Edition seiner Schriften unser Bild von Alexander von Humboldt?

VON OLIVER LUBRICH

“Humboldt hat mir die Augen geöffnet.”  
Gabriel García Márquez,  
*Der General in seinem Labyrinth* (1989)

“Ich sah dort den ganzen Humboldt.”  
Jules Verne,  
*20.000 Meilen unter dem Meer* (1869)

Wenn zum 250. Geburtstag eines vielgefeierten Autors neue Ausgaben erscheinen, die bislang unedierte und unbekannte Arbeiten herausbringen, dann ist diese Tatsache erklärungsbedürftig. Warum sind neue Editionen überhaupt möglich und nötig? Wenn es sich um einen Autor wie Alexander von Humboldt handelt, der im kollektiven Gedächtnis fest verankert ist,<sup>1</sup> dann fragt sich erst recht: Warum ist nicht längst alles bekannt und herausgegeben? Warum erbaute man eine millionenteure Schloss-Rekonstruktion, die seinen Namen trägt, als Humboldts Werk noch nicht annähernd erschlossen war?<sup>2</sup>

Die Antwort liegt in einem eigentümlichen Widerspruch: Alexander von Humboldt wurde lange Zeit mehr gefeiert als gelesen. Sein Ruhm überstrahlte sein Werk.<sup>3</sup> Es gab mehr Statuen als Editionen, mehr Festreden als Monographien. Bei wohl keinem anderen deutschen Autor stand die Bekanntheit seines Namens in einem derartigen Missverhältnis zur Verfügbarkeit seiner Werke. Seit seinem Tod wurde Humboldt als Symbol in Anspruch genommen – nicht nur in Deutschland, sondern auch in Kuba, Venezuela oder Kolumbien.<sup>4</sup> Man instru-

---

1 Von 120 *Deutschen Erinnerungsorten* beziehen sich immerhin 15 auf Literatur und davon acht auf Autoren: Goethe, Schiller, Heine, Fontane, Nietzsche, Karl May, die Brüder Humboldt und die Familie Mann. *Deutsche Erinnerungsorte*, herausgegeben von Étienne François und Hagen Schulze, 3 Bände, München: C. H. Beck 2001.

2 Siehe z. B. Jörg Häntzschel, “Humboldt-Forum muss wohl leer eröffnen”, in: *Süddeutsche Zeitung*, 5. Juni 2019.

3 Vgl. Oliver Lubrich, “Die Entdeckung des Entdeckers”, in: *UniPress* 174 (Mai 2018), S. 4–7; “Alexander von Humboldt zum 250. Geburtstag. Bestandsaufnahme und Aussichten”, in: *Zeitschrift für Germanistik* 29:2 (2019), S. 375–385; “Ein Mann, der alle Grenzen sprengte”, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 14. September 2019, S. 48–49.

4 Vgl. Nicolaas Rupke, *Alexander von Humboldt. A Metabiography*, Chicago: University of Chicago Press 2008 (2005).

mentalisierte ihn für sehr unterschiedliche Zwecke, die seinem Denken oft widersprachen.<sup>5</sup> Dabei wurde sein Werk vernachlässigt.

Diesen Abstand zwischen Legende und Lektüre markieren zwei Zitate der Weltliteratur: Im historischen Roman *Der General in seinem Labyrinth* (1989) lässt Gabriel García Márquez den "Befreier" Hispanoamerikas, Simón Bolívar, an seine Begegnung mit dem preußischen Forschungsreisenden denken, der ihn überhaupt erst zur Revolution inspiriert habe: "Humboldt hat mir die Augen geöffnet."<sup>6</sup> In der Technikfiktion *20.000 Meilen unter dem Meer* (1869/1870) lässt Jules Verne seinen Erzähler in Kapitän Nemos Bibliothek Humboldts sämtliche Schriften entdecken: "Ich sah dort den ganzen Humboldt."<sup>7</sup> Aber eine solche Ausgabe war damals noch Science Fiction, sie wurde anderthalb Jahrhunderte später erst Wirklichkeit. Humboldt war vor allem ein Mythos, den man weniger las als bewunderte.

Dazu trugen auch Besonderheiten seines Forschens und Schreibens bei. Dass wir Humboldt heute nicht mehr nur als Ikone wahrnehmen, sondern als Autor wiederentdecken, ist auf die gleichen Gründe zurückzuführen, die seine Rezeption lange erschwerten: auf seine Mehrsprachigkeit und Multidisziplinarität. Für einen deutschen Schriftsteller, der auf Französisch die indigenen Völker der spanischen Kolonien beschrieb, waren weder Germanistik noch Romanistik, Hispanistik oder Amerikanistik allein zuständig. Einen Wissenschaftler, der die Verbreitung der Arten in Abhängigkeit von Umwelt- und Klimafaktoren sowie von menschlichen Wanderungen und Wirtschaftsformen erforschte, konnten weder Botanik noch Geographie, Klimatologie, Historiographie oder Ökonomie ganz für sich reklamieren. Genau dies aber macht heute Humboldts Aktualität aus. Die Fragestellungen, die ihn leiteten, ließen sich nicht innerhalb einer Kultur und innerhalb einer Disziplin beantworten: Wie können wir fremde Zivilisationen verstehen? Und welche Folgen haben menschliche Eingriffe in die Natur? Diese Problemstellungen haben sich seit Humboldts Zeit keineswegs erledigt.

So kam es, dass ganze Werkgruppen erst kürzlich aufgearbeitet wurden: insbesondere Humboldts umfangreiches graphisches und zeichnerisches Werk

---

5 Einen neuen Missbrauch beging die AfD, deren "Dresdener Erklärung" in ihrer Präambel mit einer Vereinnahmung Alexander von Humboldts eröffnet. ("In der Tradition von Alexander von Humboldt...") *Dresdener Erklärung der umweltpolitischen Sprecher der AfD im Bundestag und den Landtagsfraktionen* [sic!] anlässlich der 2. Umweltkonferenz der AfD am 13. und 14. Juli 2019 in Dresden.

6 "Humboldt me abrió los ojos." Gabriel García Márquez, *El general en su laberinto*, Bogotá: Oveja negra 1989, S. 100–102.

7 "Je vis là tout le Humboldt." Jules Verne, *Vingt mille lieues sous les mers*, Paris: Hetzel 1869/1870, S. 76.

(2014, 2018, 2019)<sup>8</sup> sowie seine Aufsätze, Artikel und Essays (2019).<sup>9</sup> Neu herausgegeben werden seine Reisetagebücher, darüber hinaus Material aus seinem handschriftlichen Nachlass.<sup>10</sup>

Humboldts umfangreichste Ausgabe seit seiner eigenen *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* in 29 Bänden (1805–1838) ist die ‘Berner Ausgabe’ seiner *Sämtlichen Schriften* (2019). Bei den Schriften, die hier in zehn Bänden versammelt sind, handelt es sich um “unselbständige” Veröffentlichungen, die nicht für sich in Buchform erschienen, sondern als Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften sowie in den Werken anderer Autoren oder Herausgeber. Insgesamt 750 im engeren Sinn unterschiedliche Aufsätze, Artikel und Essays erschienen zusammen mit ihren Nachdrucken, Bearbeitungen und Übersetzungen zu Humboldts Lebzeiten – zwischen 1789 und 1859 – in rund 3600 Drucken. 95 Prozent davon wurden nach Humboldts Tod nie nachgedruckt. Das heißt: Sie gerieten praktisch in Vergessenheit. Der größte Teil des Corpus war selbst für Humboldt-Kenner eine *terra incognita*.<sup>11</sup> Wie werden diese Schriften, nachdem sie nun gesammelt verfügbar sind, unser Bild von Humboldt verändern?

## 1. Der internationale Publizist

In ihrer geographischen und sprachlichen Vielfalt zeigen uns die Schriften ihren Verfasser als überaus internationalen Autor. Sie erschienen in mehr als 1240 Periodica an über 440 Orten auf fünf Kontinenten: in Berlin, Göttingen, München, Wien, Prag, Paris, Zürich, Genf, Luxemburg, London, Edinburgh, Mailand, Ma-

---

8 Alexander von Humboldt, *Das graphische Gesamtwerk*, herausgegeben von Oliver Lubrich, Darmstadt: Lambert Schneider 2014; *Bilder-Welten. Die Zeichnungen aus den Amerikanischen Reisetagebüchern*, herausgegeben von Ottmar Ette und Julia Maier, München: Prestel 2018; *Das zeichnerische Werk*, herausgegeben von Dominik Erdmann und Oliver Lubrich, Darmstadt: WBG 2019.

9 Alexander von Humboldt, *Sämtliche Schriften: Aufsätze, Artikel, Essays (Berner Ausgabe)*, 7 Textbände mit 3 Apparatbänden, herausgegeben von Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich, München: dtv 2019. Mitarbeit: Sarah Bärtschi, Michael Strobl, Mitherausgeber: Yvonne Wübgen (Band 1: Texte 1789–1799), Rex Clark (Band 2: Texte 1800–1809), Jobst Welge (Band 3: Texte 1810–1819), Norbert Wernicke (Band 4: Texte 1820–1829), Bernhard Metz (Band 5: Texte 1830–1839), Jutta Müller-Tamm (Band 6: Texte 1840–1849), Joachim Eibach (Band 7: Texte 1850–1859); Redakteure: Norbert Wernicke (Apparatband), Johannes Görbert (Forschungsband), Corinna Fiedler (Übersetzungsband), Beirat: Michael Hagner (Zürich), Eberhard Knobloch (Berlin), Alexander Košenina (Hannover), Hinrich C. Seeba (Berkeley). Projekt-Website: [www.humboldt.unibe.ch](http://www.humboldt.unibe.ch).

10 BBAW-Akademievorhaben *Alexander von Humboldt auf Reisen – Wissenschaft aus der Bewegung*: [www.bbaw.de/forschung/avh-r/uebersicht](http://www.bbaw.de/forschung/avh-r/uebersicht).

11 Zum Forschungsstand vor Erscheinen der *Sämtlichen Schriften* vgl. Ulrike Leitner, “Die unselbständigen Schriften”, in: *Alexander von Humboldt-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, herausgegeben von Ottmar Ette, Stuttgart: J. B. Metzler 2018, S. 91–98.

drid, Warschau, Caracas, Havanna, México, Rio de Janeiro, Curaçao, New York, Chicago, Boston, Sankt Petersburg, Moskau, Sydney, Bombay und Pietermaritzburg – sowie an zahlreichen weiteren Orten. Wahrscheinlich war Humboldt der internationalste Publizist seiner Zeit.<sup>12</sup>

Die Weltreise seiner Schriften ging weit über Humboldts eigene Reisen hinaus. Seine Texte erschienen in Afrika, Brasilien, Indien und China, wohin er selbst nicht reisen konnte oder durfte; außerdem in Panama, Australien und Neuseeland.<sup>13</sup> Humboldts kommunikativer Radius erweiterte sich im Verlauf seines Lebens dramatisch. Er wurde global.

Humboldt war indes nicht nur ein besonders internationaler Publizist, sondern auch einer der meistübersetzten.<sup>14</sup> Er verfasste seine Texte in drei Sprachen: Deutsch, Französisch und Latein. Der erste Artikel erschien auf Französisch: “Lettre à L’Auteur de cette Feuille; sur le Bohon-Upas, par un jeune Gentilhomme de cette ville” (1789); der zweite auf Deutsch: “Abhandlung vom Wasser im Basalt” (1790); der dritte auf Latein: “Observatio critica de Elymi hystricis caractere” (1790). Übersetzt wurden Humboldts Texte zu Lebzeiten in zwölf weitere Sprachen: ins Englische, Spanische, Portugiesische, Italienische, Niederländische, Dänische, Norwegische, Schwedische, Russische, Polnische, Ungarische und Hebräische.

Überraschend groß ist insbesondere die Zahl der englischen Texte. Von 750 Artikeln gibt es für jeden dritten mindestens eine englische Fassung, von vielen sogar mehrere. Dieses Ausmaß war bis vor kurzem kaum abzusehen.<sup>15</sup> Zeitweise war das Englische Humboldts vorrangige Publikationssprache. Dies ist auf verschiedene Faktoren zurückzuführen: Die freie Presse in den USA und in Großbritannien bot die Voraussetzungen dafür, dass seine Beiträge ungehindert zirkulieren konnten. Seine Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus und mit der Sklaverei fand vor allem in den Städten des US-amerikanischen Nordens viele interessierte Leser. Die Forschung zur Rezeption Humboldts in den USA jedenfalls erhält mit seinen Schriften, die nun in großer Zahl vorliegen, reiches Material.

---

12 Vgl. Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich, “Alexander von Humboldt als internationaler Publizist. Zur Edition seiner sämtlichen Schriften”, in: *Iberoamerikanisches Jahrbuch für Germanistik* 9 (2015), S. 71–88.

13 Vgl. Oliver Lubrich, “Humboldt in Afrika. Ein Artikel aus dem Jahr 1850”, in: *Acta Germanica* 46 (2018), S. 23–28.

14 Vgl. Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich, “Der übersetzte Übersetzer” (Einführung zum Übersetzungsband), in: Alexander von Humboldt, *Sämtliche Schriften: Aufsätze, Artikel, Essays*, München: dtv 2019, Band 9, S. 11–22.

15 Vgl. *Alexander von Humboldt und die Vereinigten Staaten von Amerika. Briefwechsel*, herausgegeben von Ingo Schwarz, Berlin: Akademie 2004.

Humboldts Produktivität und Internationalität können wir sogar spielerisch feststellen: Für jedes einzelne der 70 Jahre seiner publizistischen Tätigkeit lässt sich ein neuer Text identifizieren, der an einem anderen Ort erschienen ist. Mit welchem anderen Autor wäre ein solches Experiment durchführbar? Eine entsprechende Sammlung erschien unter dem Titel *Der Andere Kosmos. 70 Texte, 70 Orte, 70 Jahre* (2019).<sup>16</sup>

Der Titel dieser ungewöhnlichen Anthologie deutet die Dimension des Corpus an. In seinem fünfbandigen *Kosmos* (1845–1862) hat Humboldt 'die ganze Welt in einem Buch' dargestellt. Aber er beschrieb sie auch noch in ganz anderer Form, nämlich wie in einem Mosaik: 'die ganze Welt in tausend Schriften' (Abb. 1).

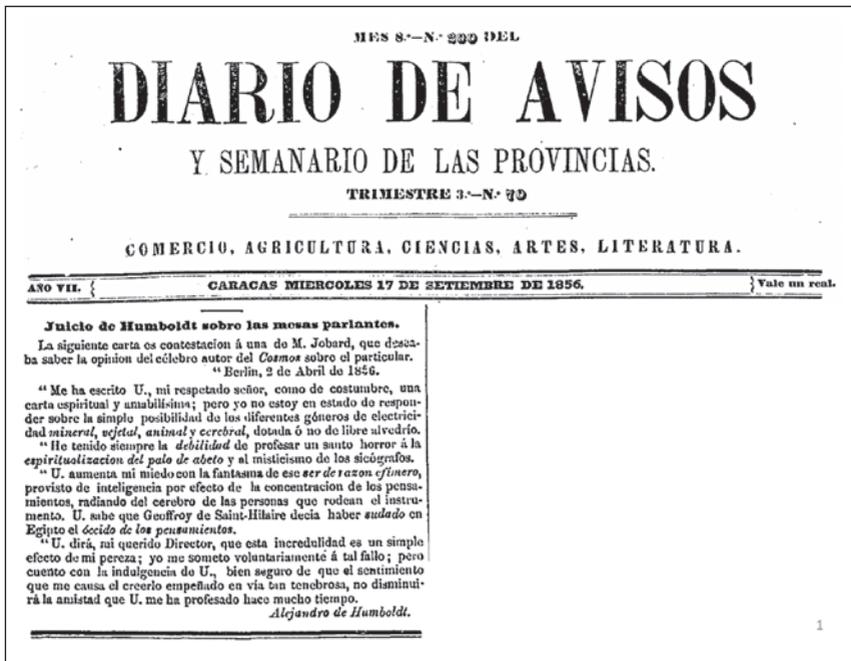


Abb. 1: Humboldt kritisiert Esoterik – in Venezuela: “Juicio de Humboldt sobre las mesas parlantes”, in: *Diario de avisos y semanario de las provincias* (Caracas), 17. September 1856.

<sup>16</sup> Alexander von Humboldt, *Der Andere Kosmos. 70 Texte, 70 Orte, 70 Jahre. 1789–1859*, herausgegeben von Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich, München: dtv 2019.

## 2. Der Meister der kleinen Formen

Alexander von Humboldt als Schriftsteller können wir nur verstehen, wenn wir nicht bloß die bekannten Bücher, sondern auch seine zahlreichen verstreuten Schriften berücksichtigen.<sup>17</sup> Ausgerechnet der Verfasser des fünfbandigen *Kosmos* war, wie wir nun sehen, auch ein "Meister der kleinen Formen".<sup>18</sup>

Humboldts Corpus ist thematisch ebenso vielfältig wie generisch: Es umfasst Fachaufsätze, Rezensionen, Reiseberichte, offene Briefe, öffentliche Mitteilungen und politische Stellungnahmen. Die gleichen Fragestellungen behandelte er mitunter in verschiedenen Formaten: etwa das Problem der Bioelektrizität in einer Erzählung zur "Lebenskraft" und zur gleichen Zeit in Aufsätzen über Tier- und Selbstversuche zur "gereizten Muskel- und Nervenfaser" (1795).

Wenn wir allein die Gattungsangaben in den Titeln oder Untertiteln der deutschsprachigen Beiträge zusammenstellen, wird die Bandbreite von Humboldts Repertoire auf einen Blick deutlich:

"Abhandlung", "Abriß", "Analyse", "Ankündigung", "Anmerkungen", "Ansichten", "Antrittsrede", "Antwort", "Antwortschreiben", "Anzeige", "Arbeit", "Aufforderung", "Auszug", "Beiträge", "Bemerkungen", "Beobachtungen", "Bericht", "Berichtigung", "Beschreibung", "Betrachtungen", "Brief", "Bruchstücke", "Chronologie", "Dankesworte", "Darstellung", "Einleitung", "Entdeckung", "Entwurf", "Erklärung", "Erläuterungen", "Eröffnungsrede", "Erzählung", "Essay", "Fragment", "Gegenerklärung", "Gemälde", "Geschichte", "Gutachten", "Ideen", "Karte", "Korrespondenz-Nachrichten", "Messungen", "Mitteilung", "Nachricht", "Nachfrage", "Nachtrag", "Notizen", "Rede", "Reise", "Resultate", "Sammlung", "Schilderung", "Schreiben", "Schriften", "Skizze", "Übersicht", "Untersuchungen", "Vergleich", "Vergleichung", "Versuch", "Vorlesung", "Vorwort", "Zusätze", "Zuschrift".

Erfassen wir das Corpus von seinen Extremen her, dann stoßen wir formal und inhaltlich auf einige Kuriositäten. Der kürzeste Text ist nur zwei Zeilen lang, "Auszug eines Briefes des Herrn von Humboldt" (1797 im *Neuen Magazin für Ärzte*). Der längste hat mit 260 Seiten den Umfang eines Buches, "Indépendance des formations" (1822 in Georges Cuviers *Dictionnaire des sciences naturelles*). Künstlerisch singulär ist die "Erzählung" in klassizistisch-allegorischer Form "Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius" (1795 in Schillers *Horen*).

---

<sup>17</sup> Vgl. Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich, "Formen und Stile", in: Alexander von Humboldt, *Sämtliche Schriften*, München: dtv 2019, Band 10, S. 66–87.

<sup>18</sup> Vgl. Oliver Lubrich, "Alexander von Humboldt als Essayist und Publizist", in: Alexander von Humboldt, *Das große Lesebuch*, Frankfurt: Fischer Klassik 2009, S. 319–324.

Sie ist Humboldts einziger fiktionaler Text.

Betrachten wir Humboldts Publikationen chronologisch, werden Entwicklungen deutlich: Als junger Wissenschaftler, im ersten Jahrzehnt seiner Publikationstätigkeit, schreibt er überwiegend Aufsätze und Rezensionen. Durch die amerikanische Expedition kommen Reisereportagen und Feldforschungsberichte hinzu. Nach seiner Rückkehr und mit steigender Prominenz publiziert Humboldt Akademiereden und zunehmend politische Beiträge.

### 3. Der engagierte Schriftsteller

Zwischen 1789 und 1859 veränderten sich nicht nur Humboldts wissenschaftliche und publizistische Praxis, die Disziplinarität und die Poetik seiner Beiträge. Es wandelte sich auch seine öffentliche Rolle – und mit ihr wandelten sich seine Medien und Zielgruppen.

Humboldts öffentliche Karriere verlief in drei Phasen: Der junge Forscher verschaffte sich Eintritt in die *scientific community*. Der öffentliche Wissenschaftler, dessen Expedition große Aufmerksamkeit fand, verbreitete seine Ergebnisse und besorgte seine mediale Selbstdarstellung. Der öffentliche Intellektuelle schließlich setzte das symbolische Kapital, das er sich durch seine Forschung und seine Reisen erworben hatte, für Anliegen ein, die außerhalb der Wissenschaften lagen.

Diesen Wandel vom öffentlichen Wissenschaftler zum öffentlichen Intellektuellen können wir an einer Reihe von Beiträgen ablesen, mit denen Humboldt eine bemerkenswert konstante Agenda verfolgte: die Kritik des Kolonialismus und der Sklaverei, die Förderung internationaler Zusammenarbeit und des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie den Einsatz für die Emanzipation der Juden.

So brachte die Presse in den USA einschlägige Beiträge von ihm vor allem in die Debatte um die Abschaffung der Sklaverei ein: “Baron Humboldt and American Affairs” (*New-York Tribune*, 16. Juli 1855), “Baron Humboldt on American Slavery” (*New York Daily Tribune*, 27. Mai 1858), “Alexander Humboldt on Negro Slavery” (*The Friend*, 19. und 26. Februar 1831), “Baron von Humboldt on Slavery in the United States and in Cuba” (*Buffalo Daily Republic*, 13. August 1856), “Baron von Humboldt versus the American Proslavery Censorship” (*Anti-Slavery Advocate*, 1. September 1856) oder “The Slave Trade” (*The Liberator*, 20. August 1831). Bereits die Titel der Journale, in denen Humboldts Texte erschienen, sind programmatisch: *The Liberator*, *Anti-Slavery Advocate*.

Humboldt setzte sich im Präsidentschaftswahlkampf 1856 für den liberalen Abolitionisten John C. Frémont ein – wenn auch vergeblich.<sup>19</sup> Und er dachte programmatisch über das Verhältnis der ehemaligen Kolonien zu ihren früheren Mutterländern nach: “Ueber die künftigen Verhältnisse von Europa und Amerika” (1826).

In Preußen engagierte sich Humboldt für die Emanzipation der Juden.<sup>20</sup> In der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* ebenso wie in der *Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung* vertrat er das “Recht zur Gleichheit” und die “vollständige Emancipation”.<sup>21</sup> Als Bestrebungen laut wurden, die Rechte der Juden wieder einzuschränken, protestierte er in einem offenen Brief an die preußische Regierung (1842). “Die Besorgniß, mir zu schaden”, versicherte er, “muß Sie nicht abhalten, von diesen Zeilen Gebrauch zu machen”, denn “man muß vor Allen den Muth einer Meinung haben!” Als versierter Kommunikator wollte er die Regierung öffentlich unter Druck setzen, um sie an der Ausführung der Pläne zu hindern: “Man muß so viel als möglich diese Angelegenheit veröffentlichen; man wird etwas scheu werden und damit ist viel geholfen.”<sup>22</sup> (Abb. 2).

In einem Geleitwort für Israel Joseph Benjamin, der die Diaspora in Afrika und Asien erkundet hatte, erklärte sich Humboldt grundsätzlich solidarisch mit dem “verstreuten und unterdrückten Volk” – und dies sogar auf Hebräisch.<sup>23</sup>

---

19 Erstdruck in: John Bigelow, *Memoir of the life and public services of John Charles Fremont*, New York: Derby & Jackson 1856, S. 327–329; Nachdrucke: *Albany Evening Journal*, 5. Juli 1856; *New York Daily Tribune*, 12. Juli 1856; *Chicago Daily Tribune*, 15. Juli 1856; *National Era*, 7. August 1856; *Daily Atlas*, 7. August 1856. Vgl. Michael Strobl, “Alexander von Humboldt als *Public Intellectual*: Seine Beiträge in der *Neuen Zürcher Zeitung* (1825–1859)”, in: *Zeitschrift für Germanistik* 28:2 (2018), S. 368–375.

20 Alexander von Humboldt über das Gesetz über die jüdischen Staatsbürger, in: *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 7. Mai und 14. Mai 1842, 21. August 1843; Humboldt an Hirsch, in: *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 9. Februar 1857; Humboldt an Lewysohn, in: *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 21. Juni 1858; Humboldt an Slonimski, in: *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 13. September 1858.

21 *Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung* 111 (22. April 1842), Beilage, S. 937–938; *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 7. Mai und 14. Mai 1842, 21. August 1843.

22 Alexander von Humboldt, [Über die Emanzipation der Juden], in: *Neue Speyerer Zeitung* 84 (26. April 1842), S. 370.

23 Alexander von Humboldts Brief an den Verfasser, in: Israel Joseph Benjamin, *Acht Jahre in Asien und Afrika. Von 1846 bis 1855*, Hannover 1858, S. III; hebräisch: *Sefer Masa'ei Yisra'el, Bo Yesupar Me'ahenu Benei Yisra'el Ha-Nefutsim Be'artsot Asiyah Ve-Afrikah*, Lyck/Elk 1859.

VI. Jahrgang. **Allgemeine** No. 19.  
**Zeitung des Judenthums.**  
Ein  
unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse.  
Redaction: **Dr. Ludwig Philippson,** Verlag von  
Geistlicher der israelitischen Gemeinde zu Magdeburg. **Baumgärtner's Buchhandlung**  
zu Leipzig.  
(Mit Königl. Sächsischer allernächster Concession.)  
Leipzig, den 7. Mai 1842.

Königs ganz entgegen sei. Merkwürdig ist der Schluß dieses Schreibens, worin Herr von Humboldt sagt: „Es ist gefährvolle Anmaßung der schwachen Menschheit, die uralten Gesetze Gottes auslegen zu wollen. Die Geschichte finsterner Jahrhunderte lehrt uns, zu welchen Abwegen solche Deutungen Wuth geben. Die Besorgniß mir zu Schaden, muß sie nicht abhalten, von diesen Zeilen Gebrauch zu machen. Man muß vor Allem den Wuth einer Meinung haben.“

2

Abb. 2: Humboldt verteidigt die Juden: Allgemeine Zeitung des Judenthums (Berlin), 7. Mai 1842.

#### 4. Humboldts Impact

Humboldt veröffentlichte in den führenden Fachjournalen ebenso wie in den Leitmedien seiner Zeit, so zum Beispiel in der *New York Times*. Seine Beiträge erschienen in einem Umfeld, das wir heute "Feuilleton" nennen oder den Wissenschaftsteil von Qualitätszeitungen, zum Beispiel im *Morgenblatt für gebildete Stände*, in der "Vossischen" und in der "Spencerschen Zeitung", in der *Wiener Zeitung* oder der *Neuen Zürcher Zeitung*. Indem er seine Forschungsergebnisse breitenwirksam vermittelte, agierte Humboldt gleichsam als sein eigener Wissenschaftsjournalist.

So bestimmten seine kleineren Schriften ganz wesentlich Humboldts öffentliche Wirkung. Viel eher als seine Bücher, die oft nur in geringer Auflage erschienen, sehr teuer waren oder sich an spezifische Fachpublika richteten, machten sie aus, was in den *Sciences* heute als der *Impact* eines Wissenschaftlers bezeichnet wird. Seine Beiträge erschienen zahlreich in internationalen Periodica von hoher Reputation und breiter Reichweite. Erst mit ihnen können wir seine diskursive Präsenz und seine internationale Rezeption ermessen.

Die Schriften sind zu einem großen Teil das, was Humboldts Zeitgenossen

von ihm lasen. Zu diesen Zeitgenossen gehörte zum Beispiel Johann Wolfgang von Goethe. Die Anregung, die von Humboldts Aufsatz “Über den Bau und die Wirkungsart der Vulcane in verschiedenen Erdstrichen” (1823) ausging, können wir in mehreren Szenen von *Faust II* nachvollziehen.<sup>24</sup>

## 5. Der versteckte Autobiograph

Alexander von Humboldt schrieb bekanntlich keine Autobiographie. Er gab die Devise aus: “Mein Leben sucht in meinen Schriften!”<sup>25</sup> Diesem Hinweis können wir nun folgen. Denn Humboldts Schriften enthalten tatsächlich die Fragmente einer Autobiographie. In ihnen finden sich zahlreiche Biographeme, die zusammen eine Mikrochronologie seines Lebens bilden: Informationen über Reisen und Aufenthalte, Begegnungen und Freundschaften, Messungen und Versuche, Kritik und Engagement.<sup>26</sup>

Im Vergleich des ersten Artikels (1789) mit dem letzten (1859) wird die enorme Distanz zwischen dem Auftritt des Neunzeh- und dem Status des Neunzigjährigen deutlich. Humboldts erster Aufsatz erschien noch anonym (“par un jeune Gentilhomme de cette ville”), der letzte (“Ruf um Hülfe”) wurde weltweit 130 mal nachgedruckt.<sup>27</sup> Ausgerechnet sein letzter wurde sein meistgedruckter Text.

Zu Humboldts Schriften gehören aber auch einige Egodokumente im engeren Sinn, die zusammenhängende Darstellungen enthalten: etwa die bekannte Schilderung des Aufstiegs auf den Chimborazo (1837)<sup>28</sup> oder der Eintrag in der Brockhaus-Enzyklopädie, der zu großen Teilen aus seinen eigenen Ausführungen besteht (1853)<sup>29</sup>.

---

24 Vgl. Thomas Nehrlich und Michael Strobl, “Bergwerke und Vulkane”, in: Alexander von Humboldt, *Sämtliche Schriften*, München: dtv 2019, Band 10, S. 241–272, hier: S. 262–263.

25 Zitiert bei Hermann Klencke, *Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal*, Leipzig: Otto Spamer 1851, S. VII.

26 Vgl. Johannes Görbert, “Autobiographie und Biographie”, in: Alexander von Humboldt, *Sämtliche Schriften*, München: dtv 2019, Band 10, S. 29–61.

27 Vgl. Oliver Lubrich, “Von der ersten bis zur letzten Veröffentlichung. Alexander von Humboldts ‘Sämtliche Schriften’ in der ‘Berner Ausgabe’”, in: *Zeitschrift für Germanistik* 28:1 (2018), S. 119–130.

28 Neu ediert in: Alexander von Humboldt, *Ueber einen Versuch den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen*, herausgegeben von Oliver Lubrich und Ottmar Ette, Berlin: Eichborn Berlin 2006, S. 153–181.

29 Neu ediert in: Alexander von Humboldt, *Das große Lesebuch*, herausgegeben von Oliver Lubrich, Frankfurt: Fischer Klassik 2009, S. 283–308.

Der Lebenslauf, den Humboldt 1799 für den spanischen König aufsetzte, als er sich um die Erlaubnis bewarb, dessen Kolonien bereisen und erforschen zu dürfen, existierte nicht nur, wie bisher anzunehmen war, als unveröffentlichtes Manuskript, sondern er wurde bereits damals gedruckt, und zwar in einer niederländischen Übersetzung: “Korte Levens-Schets van Frederik Alexander van Humboldt” (Abb. 3).

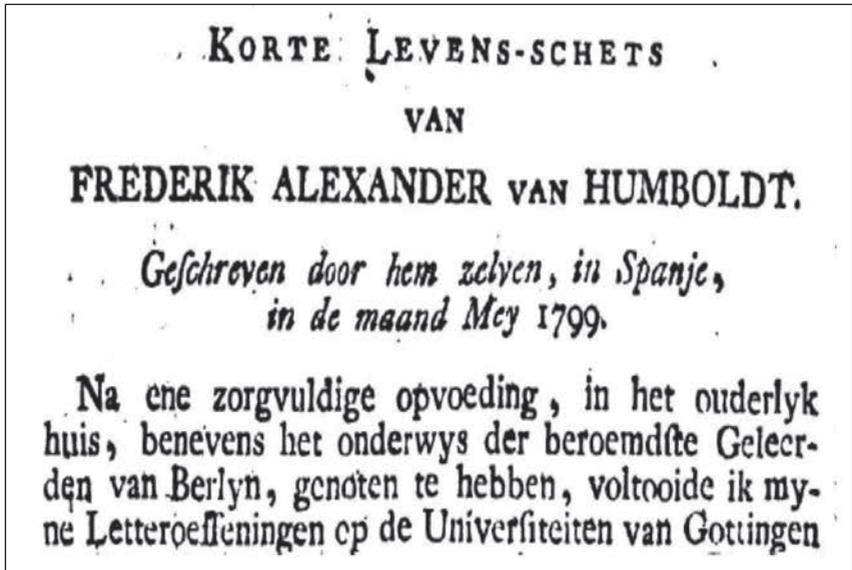


Abb. 3: Humboldt schreibt seinen Lebenslauf für den König von Spanien: “Korte Levens-Schets van Frederik Alexander van Humboldt”, in: *Nieuwe Algemene Konst- en Letter-Bode voor het Jaar 1800* (Haarlem), 17. Januar 1800.

Die erste umfassende Darstellung der amerikanischen Reise, die 1804 unter dem Namen Delamétherie erschien, ist gerade nicht, wie bislang angenommen wurde, ‘allograph’, sondern entspricht ganz im Gegenteil einem Manuskript von Humboldts selbst, der sie strategisch in der dritten Person und unter fremdem Namen an die Öffentlichkeit brachte, um eine scheinbar neutrale, objektive Berichterstattung präsentieren zu können.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Vgl. Rex Clark, “Alexander von Humboldts erster Reisebericht. Ein Spiel mit der Anonymität”, in: *Zeitschrift für Germanistik* 29:1 (2019), S. 118–129.

Die meisten der zahlreichen Humboldt-Biographien haben weitgehend oder sogar gänzlich darauf verzichtet, das Material der Schriften einzubeziehen.<sup>31</sup> Auf ihrer Grundlage wird Humboldts Lebensgeschichte nun neu zu schreiben sein.

Aber nicht nur biographisch, sondern auch wissenschaftsgeschichtlich bieten die Schriften eine neue Quellenlage. Denn sie bilden nicht nur Humboldts Leben ab, sondern auch seine intellektuelle Entwicklung. 750 Schriften über 70 Jahre ergeben eine sehr genaue Publikationsbiographie: durchschnittlich fast ein Beitrag pro Monat. In einer chronologischen Betrachtung ihrer disziplinären Zusammensetzung fällt auf, dass die Texte der 1790er Jahre durchaus noch eher fachspezifisch orientiert waren und auch in entsprechenden Fachjournalen – etwa für Botanik oder Hüttenwesen – publiziert wurden. Mit der amerikanischen Forschungsreise nahmen die Zahl und das Spektrum der Disziplinen, die Humboldt jeweils miteinander kombinierte, dann deutlich zu. Die Natur der Tropen und die Kulturen in Übersee konnte er nur begreifen, indem er unterschiedliche Wissensformen miteinander verband: etwa Pflanzenwissenschaft, Klimatologie und Agronomie, Kunstgeschichte, Migrationsforschung und Geologie. Damit wird deutlich: Humboldt war keineswegs “der letzte Universalist”, als der er immer noch missverstanden wird, sondern ein früher postdisziplinärer Forscher, der verschiedene Fächer nicht *immer noch*, sondern *wieder* zusammenführte.<sup>32</sup>

---

31 Rund 70 Humboldt-Biographien sind auf der Projekt-Website der Universität Bern dokumentiert: <http://humboldt.unibe.ch/biographien.html>.

32 Vgl. Sarah Bärtschi und Fabienne Kilchör, “Wie veranschaulicht man ein Corpus? Alexander von Humboldts Schriften als Paradigma bildlicher Evidenz”, in: *Rhetorik und Ästhetik der Evidenz*, herausgegeben von Olaf Kramer, Carmen Lipphardt und Michael Pelzer, Berlin/Boston: de Gruyter 2020, S. 171–198.

## 6. Der Infographiker

Humboldt war indes nicht nur Wissenschaftler und Schriftsteller, sondern auch Zeichner und Graphiker. Seine Schriften sind zum Teil illustriert, wenn auch in viel geringerem Maß als seine Bücher, die er auf eigene Kosten mit Kupferstichen versehen konnte. Die Bücher enthalten rund 1500 Abbildungen, die Schriften lediglich rund 30. Aber auch sie können wir nun in ihrem Kontext betrachten (Abb. 4 – 10).

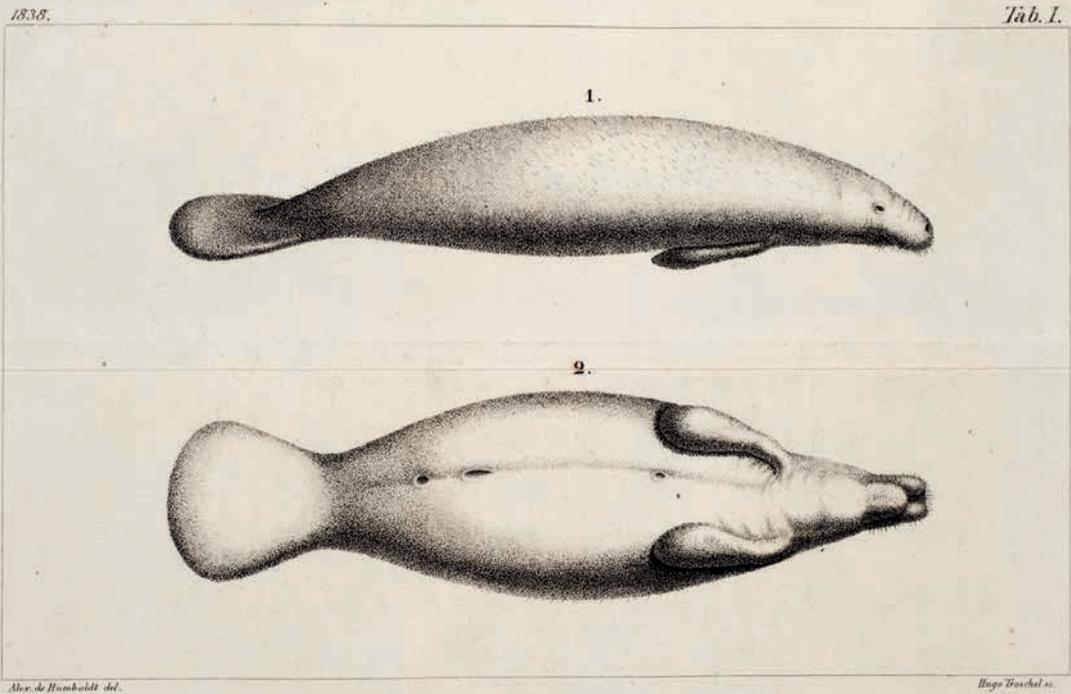
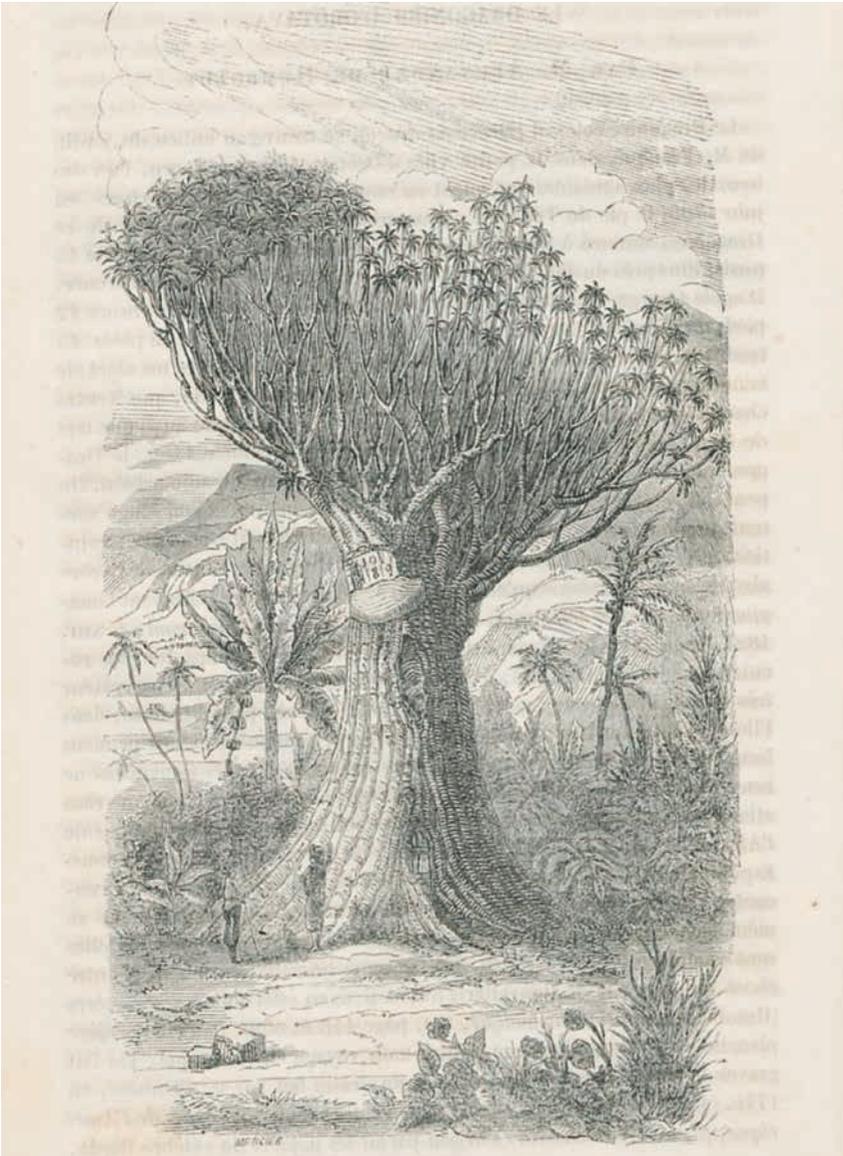


Abb. 4: Die karibische Seekuh, in: Alexander von Humboldt, *“Ueber den Manati des Orinoko”*, übersetzt vom Herausgeber, in: *Archiv für Naturgeschichte* 4:1 (1838), S. 1–18, Bildtafel: *“1838. Alex. de Humboldt del. Hugo Troschel sc.”*



*Abb. 5: Der Drachenbaum von Orotava, in: Alexander von Humboldt, "Le dragonier d'Orotava", in: La Belgique Horticole 2 (1852), S. 79–86, Bildtafel: "Mercier".*

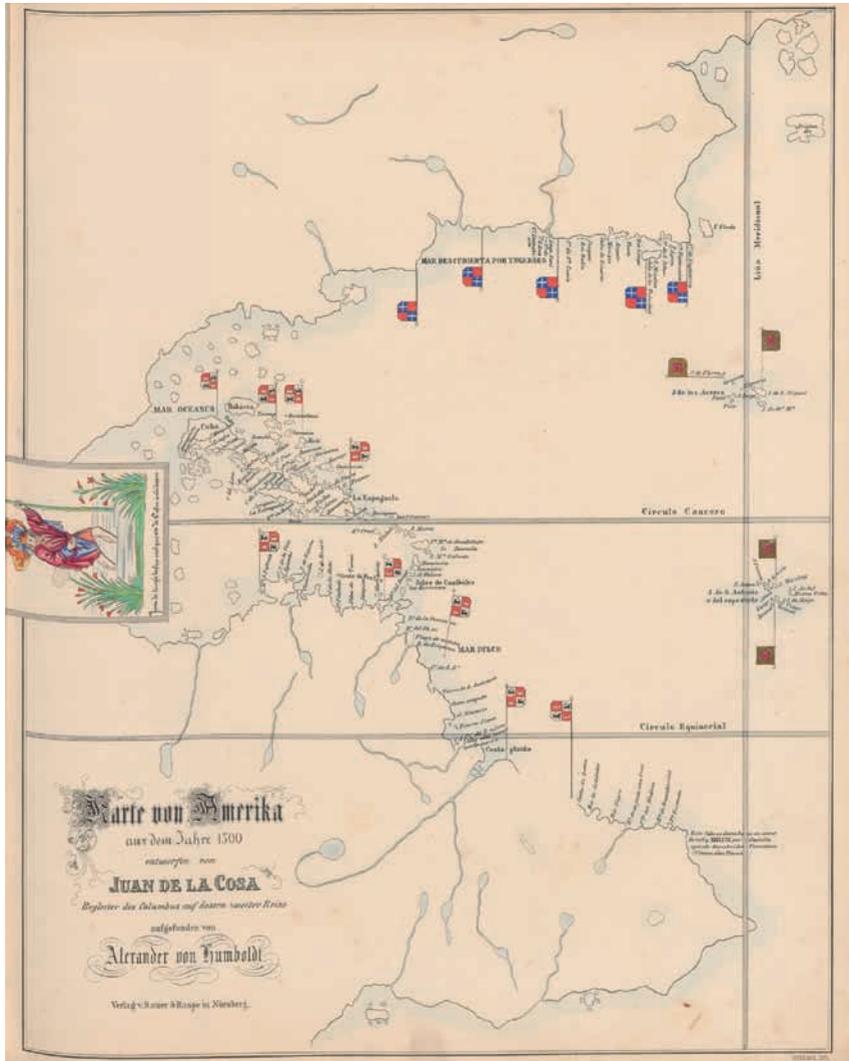


Abb. 6: “Karte von Amerika aus dem Jahre 1500 entworfen von Juan de la Cosa, Begleiter des Columbus auf dessen zweiter Reise, aufgefunden von Alexander von Humboldt”, in: Alexander von Humboldt, “Ueber die ältesten Karten des Neuen Continents und den Namen Amerika”, in: Friedrich Wilhelm Ghillany, Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim, Nürnberg: Bauer und Raspe 1853, S. 1–12.

Wie verändert die Edition seiner Schriften unser Bild von Alexander von Humboldt?

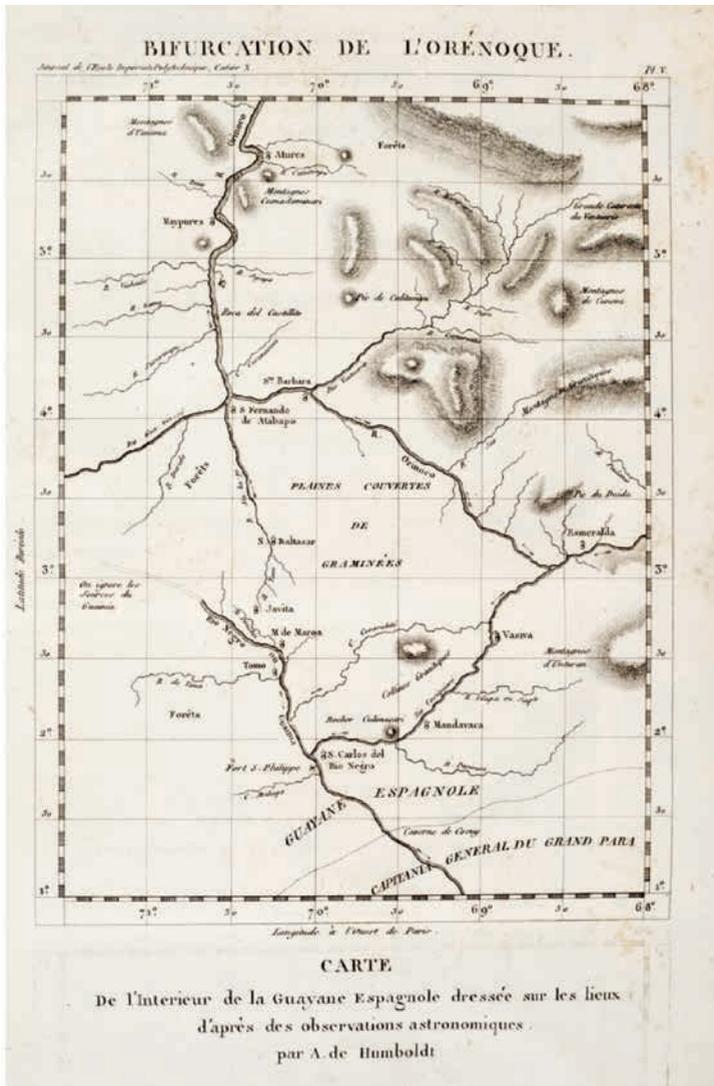


Abb. 7: “Bifurcation de l’Orénoque. Carte de l’Intérieur de la Guayane Espagnole dressée sur les lieux d’après des observations astronomiques”, in: Alexander von Humboldt, “Note sur la communication qui existe entre l’Orénoque et la rivière des Amazones”, in: *Journal de l’École Polytechnique* 4:10 (1810), S. 65–68.



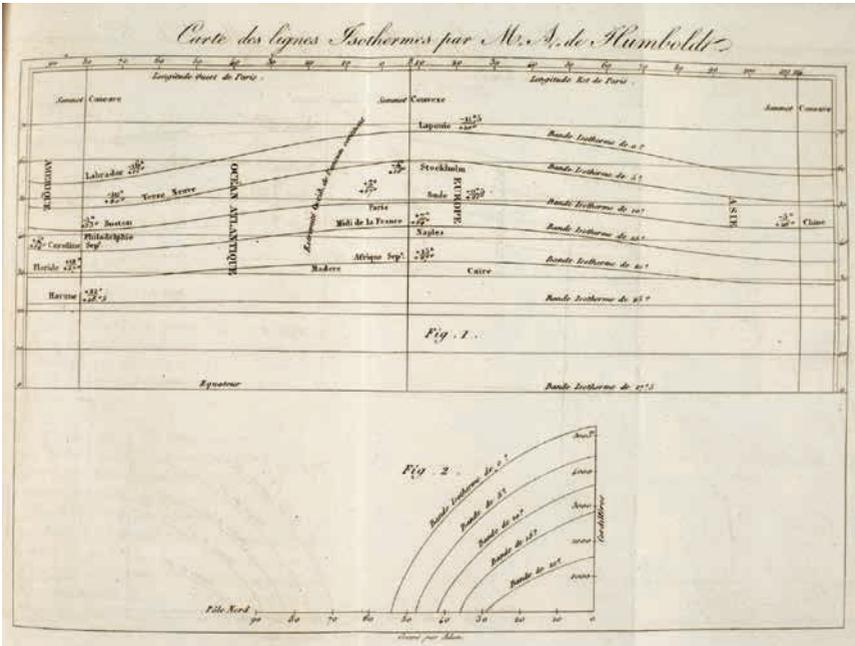


Abb. 9: “Carte des lignes Isothermes”, in: Alexander von Humboldt, “Sur les Lignes isothermes”, in: *Annales de chimie et de physique* 5 (1817), S. 102–111.

In den *Allgemeinen Geographischen Ephemeriden* vom Januar 1807 präsentierte Humboldt ein unheimliches Motiv, das anthropologische Abgründe andeutet: die “Skizze einer nächtlichen Szene am Orinoko”, welche der Künstler Gottlieb Schick nach seinen Feldzeichnungen ausgeführt hatte. Sie zeigt, wie ein Affe gegrillt wird, der aussieht wie ein kleiner Mensch. Das Bild lässt so an den Kannibalismus denken und daran, dass unter der Oberfläche menschlicher Friedfertigkeit jederzeit die Barbarei hervorbrechen kann.<sup>33</sup> Robert Musil hat Humboldts Episode aus dem Regenwald nach dem Ersten Weltkrieg auf die Europäer bezogen: in einem Essay mit dem Titel “Der deutsche Mensch als Symptom”<sup>34</sup> (Abb. 10).

33 Vgl. Oliver Lubrich, “Humboldts Bilder: Naturwissenschaft, Anthropologie, Kunst”, in: Alexander von Humboldt, *Das graphische Gesamtwerk*, Darmstadt: Lambert Schneider 2014, S. 7–28, hier: S. 10–11.

34 Robert Musil, “Der deutsche Mensch als Symptom” (1923), in: Robert Musil, *Gesammelte Werke*, 2 Bände, herausgegeben von Adolf Frisé, Band 2, Reinbek: Rowohlt 1978, S. 1353–1400.



Abb. 10: Gottlieb Schick, "Al. v. Humboldts nächtliche Scene am Orinoco", in: "Auszüge aus einigen Briefen des Frhrn. Alex. v. Humboldt an den Herausgeber", in: *Allgemeine Geographische Ephemeriden* 22 (1807), S. 107–112 und 139.

## 7. Der "ganze Humboldt"

Die Berner Ausgabe der *Sämtlichen Schriften* ist eine sogenannte Archivausgabe. Das heißt, sie macht zuallererst Humboldts Texte selbst zugänglich. Sieben Textbände bieten diese Texte in ihrem jeweiligen Original. Die Anordnung ist chronologisch, jeder Band entspricht einem Jahrzehnt. Editorische Eingriffe werden so weit wie möglich vermieden. Lediglich eindeutige Textfehler, die das Verständnis behindern, werden emendiert und entsprechend ausgewiesen.

Auf eine extensive Stellenkommentierung wird verzichtet, stattdessen bieten drei Ergänzungsbände eine Reihe von Werkzeugen zur Erschließung des Materials. Der Apparatband enthält die allgemeine Einführung und einen um-

fassenden Editorischen Bericht, das Gesamtinhaltsverzeichnis der Ausgabe und die Gesamtbibliographie von Humboldts Schriften, dazu eine Übersicht seiner übrigen Werke, insbesondere der Erstausgaben der Bücher. Glossare der verwendeten Maße und Instrumente, der Periodika und der zitierten Literatur sowie Register der Personen und Orte dienen als Nachschlagelhilfen. Der Übersetzungsband enthält 130 neu angefertigte Fassungen all jener Texte, die bisher nicht auf Deutsch vorlagen. Es handelt sich um Übertragungen aus dem Französischen, Spanischen, Englischen, Lateinischen, Polnischen, Schwedischen, Portugiesischen, Niederländischen und Ungarischen. Der Forschungsband schließlich bietet 21 Transversalkommentare, die bestimmten Problemen und leitenden Fragestellungen durch das gesamte Corpus hindurch fächerübergreifend nachgehen: vom Kolonialismus bis zur Klimaveränderung. Sie dienen als Navigationshilfen für Leser ganz unterschiedlicher Interessen (**Abb. 11**).

Nachdem die Druckausgabe der *Sämtlichen Schriften* zu Alexander von Humboldts 250. Geburtstag erschienen ist, folgt zwei Jahre später die digitale Edition. Auf der Website [www.humboldt.unibe.ch](http://www.humboldt.unibe.ch) werden nicht nur die Texte selbst, sondern auch weitere Ressourcen und computerphilologische Werkzeuge angeboten.

Online werden hier auch die Einführungskommentare zu jedem einzelnen Text zur Diskussion gestellt. Sie bieten Informationen zur Druckgeschichte, zu Debatten- und Publikationskontexten, Übersetzungen altsprachlicher Zitate und Ansätze der Deutung.

Eine Auswahl von 55 französischen Texten erschien bereits parallel zur Gesamtausgabe (*Écrits*, 2019).<sup>35</sup> Eine Auswahl von 100 Texten wurde ins Spanische übersetzt (*Escritos*, 2019/2020)<sup>36</sup>. Ausgaben in weiteren Sprachen folgen.

Die Edition der Schriften wurde begleitet von einer Audioproduktion, die als Hörbuch in acht CDs veröffentlicht und im Rundfunk ausgestrahlt wurde: *Alexander von Humboldt – Der unbekannt Kosmos* (2019).<sup>37</sup>

---

35 Alexander von Humboldt, *Écrits* [55 Texte], herausgegeben von Oliver Lubrich, Paris: Garnier Classiques 2019.

36 Alexander von Humboldt, *Escritos* [100 Texte], 2 Bände, herausgegeben von Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich, übersetzt von Aníbal Campos, Laura Cecilia Nicolás und Orestes Sandoval, México: Herder 2019/2020. Vgl. Oliver Lubrich, "El otro viaje de Humboldt a México", übersetzt von Aníbal Campos, in: *Nexos*, online, 26. Januar 2020.

37 *Alexander von Humboldt – Der unbekannt Kosmos*, Feature von Hans Sarkowicz, Regie: Leonhard Koppelman, mit Ulrich Noethen als Alexander von Humboldt, 8 CDs, München: Hörverlag 2019. Ausstrahlung im Hessischen Rundfunk, HR2, am 21. und 28. Juli, 4., 11., 18. und 25. August, 1. und 8. September 2019.

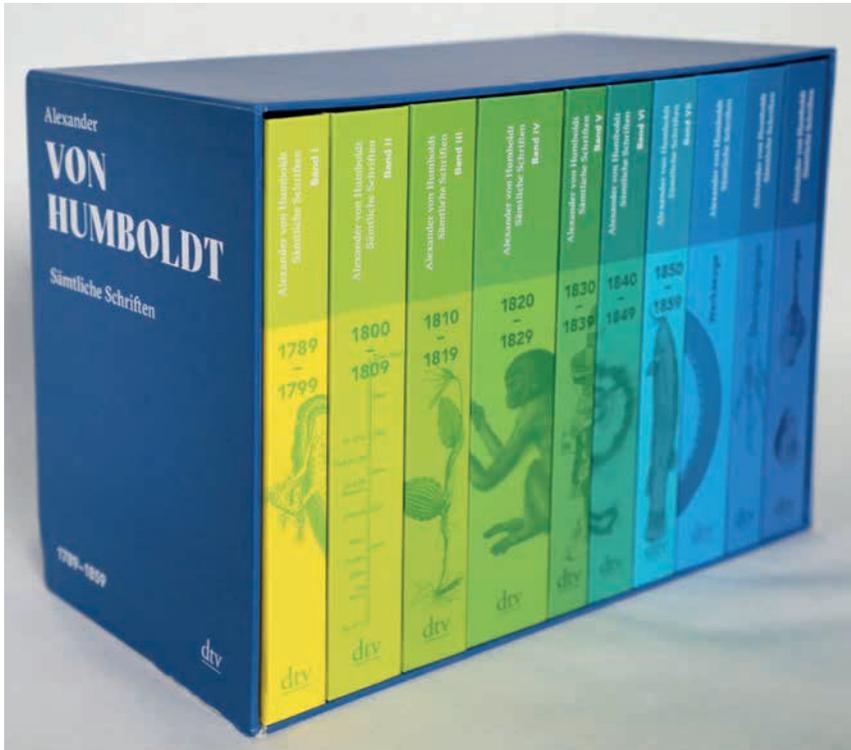


Abb. 11: Alexander von Humboldts Sämtliche Schriften in der “Studienausgabe”, 2019.

Auf der Grundlage der einschlägigen botanischen Arbeiten veranschaulichte eine Ausstellung Humboldts Forschungstätigkeit als Pflanzenwissenschaftler: *Botanik in Bewegung* (Bern 2018, Hamburg 2019).<sup>38</sup> Aus ihr ist eine interdisziplinäre Monographie hervorgegangen<sup>39</sup> (Abb. 12).

38 *Botanik in Bewegung – Humboldts Expeditionen*, Botanischer Garten Bern, 2. Juni bis 30. September 2018; *Humboldt lebt! Botanik in Bewegung – Tiere in den Tropen*, Zoologisches Museum, Botanischer Garten und Loki Schmidt Haus, Hamburg, 8. Mai bis 29. September 2019.

39 Oliver Lubrich und Adrian Möhl, *Botanik in Bewegung. Alexander von Humboldt und die Wissenschaft der Pflanzen. Ein interdisziplinärer Parcours*, Bern: Haupt Verlag 2019.



**Abb. 12:** Die Ausstellung *“Botanik in Bewegung”* im Botanischen Garten Hamburg, 2019.

Im “Humboldtjahr” 2019 konnte mit den *Sämtlichen Schriften* ein großer Teil von Humboldts Werk zugänglich gemacht werden. Aber seine Erschließung ist noch keineswegs abgeschlossen. Es ist nicht nur davon auszugehen, dass sich für die Schriften selbst der Forschungsstand in den nächsten Jahren durch neue Funde noch weiter verschieben wird. Vor allem in Humboldts handschriftlichem Nachlass, aber auch in anderen Archiven auf mehreren Kontinenten sind noch weitere Entdeckungen zu machen. Der wirklich “ganze Humboldt”, wie Jules Verne ihn sich vorstellte, wird so bald noch immer nicht Wirklichkeit sein.

# Miteinander teilen, was uns verbindet<sup>1</sup>

## Ein Einblick in die digitale Erforschung von Humboldts Reisetagebüchern

VON TOBIAS KRAFT

Wer sich eine Weile mit ihm beschäftigt, bekommt den Eindruck: Für Alexander von Humboldt begeistert sich fast jeder. Das Interesse an dem preußischen Kosmopoliten und weltreisenden Natur- und Kulturforscher aus Berlin war schon zu Lebzeiten ein internationales Phänomen, Humboldt war als Wissenschaftler eine Berühmtheit des öffentlichen Lebens. Seit einigen Jahren erlebt die Humboldt-Rezeption eine erneute Konjunktur und das nicht nur wegen der weltweit erfolgreichen Biographie von Andrea Wulf [1]. Es ist das intellektuelle Erbe von Humboldts Wissenschafts- und Weltverständnis, das in den Bann zieht. Zu den wohl berühmtesten Zeugnissen dieses Erbes gehören Humboldts Amerikanische Reisetagebücher. Die Staatsbibliothek zu Berlin (SBB) konnte 2013 im Auftrag der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und mit Unterstützung eines Konsortiums aus öffentlichen und privaten Geldgebern die neun wertvollen Tagebuchbände für die öffentliche Hand erwerben. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) hatte den mitfinanzierten Ankauf unter eine Bedingung gestellt: Die neun in Leder gebundenen Manuskriptkonvolute sollten zusammen mit dem umfangreichen handschriftlichen Nachlass, der bereits in der SBB aufbewahrt wurde, vollständig digitalisiert und wissenschaftlich untersucht werden. Berlin übernahm die Restaurierung und digitale Erschließung über den Handschriftenkatalog *Kaliope* und die *Digitalisierten Sammlungen* der SBB, an der Universität Potsdam startete 2014 ein großes Forschungsprojekt zur “Genealogie, Chronologie und Epistemologie” der Tagebücher, das 2017 seinen Abschluss fand.

### Humboldts Handschrift wird digital

Die digitale Erschließung des kulturellen Artefakts “Humboldts Amerikanisches Reisetagebuch” ist damit fertig gestellt. Die Nachlass-Digitalisate stehen der Welt unter einer offenen Lizenz (CC BY-NC-SA 3.0) zur Verfügung, die Metadaten der Objekte sind verzeichnet und liegen in einer guten Erschließungs-

---

<sup>1</sup> Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine überarbeitete Fassung von Kraft, Tobias (2018): Hybride Edition und analoges Erbe. In: *Informatik Spektrum* 41 (6), S. 385–397. DOI: 10.1007/s00287-018-01130-5.

tiefe vor. Doch das ist aus naheliegenden Gründen bloß der erste Schritt in der Generationenaufgabe, Humboldts handschriftlichen Nachlass digital nutzbar zu machen. Der zweite Schritt, die Erschließung der Handschrift selbst – der Essays, Reflexionen und Reiseschilderungen, der Notizen, Tabellen und Messprotokolle, schließlich der Skizzen und Zeichnungen – hat gerade erst begonnen. 2015 hat unter dieser Vorgabe das Editions- und Forschungsvorhaben “Alexander von Humboldt auf Reisen – Wissenschaft aus der Bewegung” (AvH-R) an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) seine Arbeit aufgenommen. Seitdem entsteht in den Büros und der Forschungsbibliothek am Gendarmenmarkt die auf 18 Jahre projektierte hybride *edition humboldt*, die den handschriftlichen Gelehrten-Nachlass unter dem Gesichtspunkt seiner großen hemisphärischen Forschungsreisen veröffentlichen wird. Hybrid meint: Es entstehen sowohl eine gedruckte Fassung (*edition humboldt print*) in insgesamt 16 Bänden als auch eine Online-Edition (*edition humboldt digital*) der transkribierten und wissenschaftlich kommentierten Manuskript-Bestände. Neben dem Konvolut aus Tagebüchern der Amerikanischen (1799–1804) und der Russisch-Sibirischen Reise (1829) werden – zum größten Teil erstmals – Nachlassbestände zu verschiedenen Themenkreisen erschlossen. Dazu zählen Arbeitsdokumente, Fahnenkorrekturen, Manuskriptbögen und Briefkorrespondenzen zu verschiedenen Erkenntnisinteressen aus dem weiten Horizont Humboldt’scher Wissenschaft: Pflanzengeographie und Biowissenschaften, Forschungsreisen und wissenschaftliche Sammlungen, Geographie und Geologie, Astronomie und Kartographie, sowie Anthropologie und Kulturgeschichte.

### **Digitale Modellierung und Erfassung**

Das Ziel, diese Erschließung in das Ergebnis einer Hybrid-Edition zu gießen, könnte im Angesicht gegenwärtiger Entwicklungen wie das Signum einer bald vorübergehenden Zeit erscheinen. Braucht man wirklich noch Bücher für die Edition solcher Texte? Ist die Entscheidung, hybrid zu publizieren, nicht bloß der Tatsache geschuldet, dass die Leserschaft aus wissenschaftlicher Community, interessierten Laien und den Humboldt-Fans des Bildungsbürgertums noch nicht ausreichend an digitale Lektüren gewöhnt ist? Wohl eher nicht: Zahlreiche Studien deuten darauf hin, dass das gedruckte Buch weiterhin die Bildschirmlektüre schlägt, wenn es um das konzentrierte Lesen geht, sowohl in Geschwindigkeit als auch in der Qualität des Lektüreprozesses [2]. Geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung wie jene der BBAW steht zugleich in einer Tradition akademischer Praktiken, die auf Haltbarkeit gestellt ist: Akademienvorhaben sind Projekte mit ein, zwei oder drei Jahrzehnten Laufzeit, die Werke erstellen, die den Quellenstandard für Generationen liefern sollen. Weiterhin schlägt das

Buch auf dieser Strecke den elektronischen Datensatz und seine Verarbeitungstechnologien um Längen, vor allem bei den Faktoren Haltbarkeit, Verfügbarkeit und öffentliche Infrastruktur. Wir wissen (ohne darüber weiter nachzudenken), dass Bücher unter angemessener Lagerung und konservatorischer Pflege Jahrhunderte halten und entsprechend lange benutzbar bleiben können. Es gibt komplexe Infrastrukturen und ein ausdifferenziertes System spezialisierter Berufsstände, um diesen Erhaltungsstand sicherzustellen.

Wer allerdings die Entwicklungen der letzten zehn Jahre im Bereich von Digital Humanities und Open Science näher beobachtet, der weiß auch, dass eben diese Garantien der Halt- und Verfügbarkeit auch für digitale Forschungsdaten über einen Prozess zunehmender Standardisierung weltweit in immer höherem Maße zugesichert werden können, gerade durch den Ausbau entsprechender Infrastrukturen und den Aufbau darauf spezialisierter Berufsstände. Im Zuge dieser Entwicklung entstehen in den Geisteswissenschaften jene Kulturtechniken, die die Voraussetzungen dafür schaffen, das kulturelle Erbe und die Kulturerbeforschung zu digitalisieren. Doch diese Entwicklung ist ein langer Prozess und wer auf dem Weg dahin Entscheidungen für Einzelprojekte treffen muss, ist nicht selten mit unsicheren Prognosen konfrontiert. Die Laufzeit der Langzeitvorhaben an Akademien erweist sich hier als großer strategischer Vorteil. Nur Projekte mit einer solchen Dauer können sich erlauben, über den Tellerrand der unmittelbaren Aufgabe hinauszudenken und zukünftige Entwicklungen in den Blick zu nehmen. Anders formuliert: Ein Vorhaben, das 2017 an einer hybriden Edition historischer Handschriften arbeitet, muss offen bleiben für die Frage, welche Wünsche und Erwartungen man wohl in drei, fünf, zehn oder fünfzehn Jahren an eine solche Edition stellen wird.

Der Status quo ist dabei äußerst signifikant und deutet tatsächlich eine Zeitenwende an. Bislang, das erscheint offensichtlich, galt für Editionen dieser Art das Primat des Buchdrucks: Nur hier konnte aus Sicht der Philologien die Edition von Grundlagentexten gelingen. Und natürlich werden auch weiterhin mit gutem Grund wissenschaftliche Editionen als Bücher produziert. Dennoch ist der Vorrang des Buches längst infrage gestellt. Noch schärfer: Die Beweislast scheint umgekehrt worden zu sein, wenn die DFG schreibt:

Nicht für jedes Editionsprojekt wird eine digitale Veröffentlichungsform erwartet – in jedem Fall jedoch eine Sicherung und Bereitstellung der Textdaten in digitaler Form [...].

Für viele Editionsprojekte ist im Hinblick auf die Benutzbarkeit und die weiteren Forschungsarbeiten eine allein digitale Veröffentlichung ausreichend und bietet die größten Vorteile. [...]

Die Veröffentlichung als Druckausgabe kann sowohl in Ergänzung zu einer digitalen Veröffentlichung geschehen (so genannte Hybridedition) als auch die alleinige Publikationsform sein. In beiden Fällen ist im Editions-konzept zu begründen, inwiefern die Printausgabe der Zielsetzung der Edition entspricht und welche Vorteile sie bietet [3].

Wer also heute Edition sagt und dabei im Sinne eines Hybrid-Produkts (auch ein) Buch meint, scheint auf eine Art Zwischenstufe aus analoger und digitaler Arbeits- und Produktionsmethode zu setzen. Tatsächlich aber ist die Arbeit an einem Vorhaben wie der *edition humboldt* von Beginn an digital. Die Modellierung, Erfassung und Repräsentation von Text sind Teile eines rein digitalen Arbeitsprozesses geworden, der auch einen konzeptionellen Wandel impliziert. Editionsrichtlinien orientieren sich heute in Umfang, Flexibilität und Formalisierung am maschinenlesbaren Rahmen eines Kodierungsschemas und nicht mehr allein an den Entscheidungen einer Reihenherausgeberin. Orts- und Personenregister sind keine Zeichenabfolge von Namen und Zahlen in einem Satzspiegel für den Buchdruck, sondern werden zu Normdatei-gestützten, relationalen Datenbanken. Bedeutungsvoller Text wird zu einem semantisch kodierten Textdatensatz.

Egal, in welche Form sich dieser komplexe Datensatz später gießt, ob als XML, HTML oder PDF-Vorlage für die Druckerei, er wird als Code digital produziert und vom digitalen Produktions- und Repräsentationsverfahren her konzipiert. Der informationelle Kern der Edition sind also die auf spezifische Weise kodierten XML-Textdaten, die den beiden Dekodierungsweisen einer Hybrid-Edition – dem PDF-Drucksatz und dem HTML-Code der Webseite – zugrunde liegen.

## Digitale und »analoge« Daten

Das Beispiel der *edition humboldt digital* (<https://edition-humboldt.de>) zeigt, wie die verschiedenen Elemente dieses Textdatensatzes im Zusammenspiel mit X- und Datenbank-Technologien das zeitgemäße Modell einer kritischen digitalen Textedition (*digital scholarly edition*) ergeben können. Die digitale Strategie der Edition setzt sich zusammen aus zwei Komponenten: die möglichst standardkonforme und nachnutzungsorientierte Produktion verlässlicher Daten auf der einen und die integrative Kuratierung vorhandener *analoger Daten* in die Architektur der digitalen Edition auf der anderen Seite.

Zunächst zur Produktion: Um heute auf verlässlicher Grundlage nachnutzbare Daten im Bereich digitaler Editionen zu erstellen, kann die Fachcommunity digitaler Editionsphilologen auf ein ganzes Set etablierter Standards zurückgreifen.

## TEI-XML-Schema

Das Korpus der *edition humboldt digital* wird auf Grundlage des internationalen Standards TEI-XML zur maschinenlesbaren Auszeichnung (Markup) historischer Texte kodiert. Das gilt nicht nur für das gesamte Markup der Texttranskription und -kommentierung, sondern ebenso für die Erstellung der Personen-, Orts- und Institutionenregister sowie für die Alexander von Humboldt-Chronologie [4]. Die Orientierung am XML-Kodierungsstandard der Text Encoding Initiative (TEI) hat sich in funktionalem Umfang und Verbreitung nicht nur seit einigen Jahren zunehmend gegenüber alternativen Kodierungssprachen oder -systematiken in der Anwendung durchgesetzt, sondern wurde 2013 von der DFG auch als *must have* zeitgenössischer digitaler Editionsprojekte festgeschrieben [5].

Allein eine Festlegung auf TEI-XML löst aber weder alle formalen Auszeichnungsprobleme des Editors noch gibt es auf jede funktionale Anforderung einer Edition eine eindeutige Antwort. Dies zeigt ein Blick auf die Richtlinien der TEI. Wer sich die vollständigen Richtlinien auf Englisch unter <http://tei-c.org> als PDF-Version lädt, bekommt ein Handbuch im Umfang von 1887 Seiten geliefert [6]. Da die philologisch präzise Auszeichnung von Textmerkmalen aber nicht funktionieren kann wie eine Reise nach Rom, steht jedes Projekt vor der Entscheidung, aus der Masse an verfügbaren Optionen ein spezifisches Verfahren (der englische Fachbegriff lautet "Tagset") auszuwählen, das den editorischen Standard des Einzelprojekts regelt. Auch hier zeichnen sich zunehmend Standardisierungsprozesse ab, an denen auch die *edition humboldt digital* partizipiert. So wurde das *edition humboldt*-Tagset in enger Abstimmung mit dem Basisformat des Deutschen Textarchivs (DTABf) entwickelt, was selbst wiederum jüngst von der DFG als *best practice*-Beispiel empfohlen wurde und damit als quasi-normierter TEI-XML-Standard zumindest im deutschsprachigen Raum gelten kann [3]. Umgekehrt konnte die Weiterentwicklung des DTABf zu DTABf-M (Basisformat für Manuskripte) wesentlich von der Kooperation mit dem Akademienvorhaben AvH-R profitieren.

Für einen Open Source-Entwickler ist so ein Szenario der Nachnutzung und Verknüpfung vorhandener Standard-Prozeduren eine Selbstverständlichkeit. Im Bereich der Geisteswissenschaften aber ist diese Art der Zusammenarbeit durchaus neu und importiert eine arbeitsteilige und auf methodische Homogenisierung angelegte informationswissenschaftliche Technikkultur in die Verfahren geisteswissenschaftlicher Kulturtechniken.

## Retrodigitalisierung und Einsatz von Normdateien

Zu den Kulturtechniken digitaler Geisteswissenschaften gehört auch die Konvertierung vorhandener analoger Referenzen der Forschungslandschaft in digitale Datenbestände. Für den Aufbau eines Orts-, Personen- und Institutionenregisters konnte die *edition humboldt digital* auf die Registerinformationen von 25 zwischen 1973 und 2016 veröffentlichten Editionen (Briefe, Dokumente, Tagebuch-Exzerpte) der Alexander von Humboldt-Forschung zurückgreifen. Sie sind Teil der zunächst im Akademie-Verlag und schließlich bei De Gruyter veröffentlichten Reihe *Beiträge zur Alexander von Humboldt-Forschung*, herausgegeben von der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle (1970–2014) der BBAW. Die in diesen Bänden versammelten Informationen über Orte, Personen und Institutionen lagen bisher ausschließlich in gedruckter und auf die Einzelpublikationen verteilter Form vor. Unter Hinzuziehung eines externen Dienstleisters wurden in der Folge über 800 Druckseiten mit Registerinformationen aus vier Jahrzehnten Forschungstätigkeit retrodigitalisiert, d.h. vollständig eingescannt, nach bestimmten Erfassungsprotokollen im Volltext erfasst und vorstrukturiert. Die vorstrukturierten Daten wurden in einem nächsten Schritt in der Akademie in TEI-konforme XML-Datensätze konvertiert und in die Arbeitsumgebung des Vorhabens integriert.

### GND / VIAF

Nach dieser Datenaufbereitung wurden rund 10.000 Personeneinträge in mehrmonatiger Arbeit vereinheitlicht und um Fehler und Dubletten bereinigt. Das Personenregister der Edition umfasst derzeit rund 8.500 redaktionell überprüfte Einträge, denen mehr als 6.500 GND- oder VIAF-Normdateien zugewiesen werden konnten. Mit Hilfe dieses Datenmodells kann die *edition humboldt digital* Informationen aus anderen Wissensquellen beziehen und in das eigene Angebot integrieren. Eine Vielzahl dieser Einträge enthält wertvolle Informationen zu Personenerwähnungen in den eigenen Daten, in gedruckten Humboldt-Briefwechseln oder in anderen digitalen, über eine Schnittstelle für Personendaten (BEACON) verknüpften Ressourcen. So hat sich das Personenregister bereits zum jetzigen Zeitpunkt zu einem eigenen Rechercheinstrument der Alexander von Humboldt-Forschung entwickelt.

### GeoNames

Das Orts- und Institutionenregister der *edition humboldt digital* umfasst derzeit rund 2.200 redaktionell überprüfte Orts- und über 150 Institutioneneinträge, de-

nen GeoNames-IDs zugewiesen oder die als Ersteinträge in die GeoNames-Datenbank eingepflegt wurden. Dabei konnte eine Verknüpfung aus Personen-, Orts- und Institutionenregister in der *edition humboldt digital* konzeptionell umgesetzt werden.

## **Brückentechnologien in der digitalen Sattelzeit**

Wie aber gelingt es dem editionsphilologisch geschulten Forschenden – etwa einer Germanistin, einem Romanisten oder einer Wissenschaftshistorikerin – diese (auch) formal nicht trivialen Textdaten zu produzieren?

Die Editoren und Projektmitarbeiter der *edition humboldt digital* arbeiten zu diesem Zweck mit der digitalen Arbeitsumgebung ediarum. Dabei handelt es sich um eine von der TELOTA-Initiative der BBAW entwickelte Datenarchitektur- und Software-Lösung, die es auch dem Markup-ungeübten Wissenschaftler erlaubt, Transkriptionen von Manuskripten in TEI-konformem XML in einer benutzerfreundlichen Oberfläche zu bearbeiten, mit einem Text- und Sachapparat zu versehen und sich online als HTML-Webseite anzeigen zu lassen.

Die Textarbeit in ediarum ist komfortabel insofern sie dem Bearbeiter erspart, „hart“ zu kodieren, aber sie verlangt dem Word-geschulten Auge eine folgenreiche Adaption ab. Im Unterschied zur Suggestion des Word-Prozessors, das Druckerpapier buchstäblich bei der Verfertigung des Textes zu beschreiben, setzt ediarum auf ein „what you see is what you *mean*“-Interface. Dieser semantische (und nicht typographische) Ansatz ist eine für Textwissenschaftler zugleich anregende, aber auch irritierende Annäherung an den kodierten „Rohtext“, da sie eine Umstellung des analytischen Sehens, also auch des analytischen Lesens verlangt. Gezeigt wird eben nicht das, was die Webseite oder der Drucksatz später ausgibt, sondern das, was die Kodierung an Bedeutung im transkribierten Text selbst an zusätzlicher Information anlegt. Text der Transkription und Metatext der Kodierung werden visuell ineinander geblendet, bleiben dabei strukturell voneinander getrennt und können so separat bearbeitet werden. Schon in dieser *internen* Ansicht entsteht im Laufe der Arbeit eine Art zweiter Lektürekompentenz, die sich in der Folge auch durchaus auf die Fähigkeit des ediarum-trainierten Bearbeiters überträgt, XML direkt zu lesen und zu verstehen.

Medientypologisch könnte man also davon sprechen, dass eine Brückentechnologie des digitalen (ediarum) eine andere Brückentechnologie des typographischen Zeitalters (Word) ersetzt. Für den Fall der Editionsphilologien markiert dieser Stabwechsel von einer zu einer anderen (digitalen) Technologie nicht weniger als den Scheitelpunkt jener Zeit, die wir in Anlehnung an Reinhart Kosellecks berühmtes Postulat auch als „digitale Sattelzeit“ bezeichnen können.

Diese Sattelzeit markiert einen Übergang zwischen einer mehrheitlich analog zu einer mehrheitlich digital organisierten Gesellschafts- und Kulturordnung, die mit der Einführung der Personal Computer an den Arbeitsplätzen und in den Eigenheimen der westlichen Welt ab Mitte der achtziger Jahre ihren Anfang nahm und seitdem in unterschiedlichen Phasen alle Bereiche des gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zu einem fundamentalen Wandel geführt hat.

Brückentechnologien sind der technologisch-mediale Ausdruck dieses Wandels. Die quasi-haptische Word-Simulation einer bereits infolge des Schreibens bedruckten Papierseite gab dem Editionsphilologen in der Vergangenheit zumindest das Gefühl, stets an einem zukünftigen Buch zu arbeiten, das vermeintlich bereits bei der Arbeit auf dem Bildschirm als Druckseitenfolge fertig gestellt wurde. Die typographischen, satztechnischen, format- und rezeptionsspezifischen Begrenzungen des Mediums Buch hingegen spielten dabei nur selten eine Rolle. Entweder sie wurden durch das editionsphilologische Projekt bis an die Grenzen des im Buchdruck möglichen getrieben oder es herrschte das Diktum einer alternativlosen Welt, in der das Buch nunmal das einzige Medium für die philologische Textkonstitution und Sachkommentierung eines anderen Textes war. Die Vorstellung aber, dass ein Buch notwendigerweise das richtige oder gleich das beste Medium zur analytischen Aufbereitung eines anderen Buches (oder zumindest Textes) sei, ist in hohem Maße zeitgebunden. Sie gehört zur mentalitätsgeschichtlichen Spätphase einer Zeit, die in der Kulturtradition des Buchdrucks kaum in der Lage war, über die Handlungsoptionen einer Textproduktion als Buch hinaus zu denken. Patrick Sahle hat hierfür in seiner dreibändigen Studie zu *Digitalen Editionsformen* den Begriff des „typographischen Erbes“ geprägt [7]. Eine Online-Edition zu entwickeln heißt also nicht weniger als sich dieses analogen Erbes bewusst zu sein, um sich von seinen nur vermeintlichen Zwängen an entscheidenden Punkten lösen zu können.

Als verantwortlicher Herausgeber und Bearbeiter einer Edition kann man die sich daran anschließenden Entwicklungsfragen vom Ziel her angehen: Was will ich mit der Edition erreichen? Für wen mache ich sie? Man kann die Frage aber auch aus der Perspektive der Datenmodellierung und der Nachnutzung formulieren: Was muss ich tun, damit ich den Schritt der Konvertierung eines analogen Erbes in digitale Daten als Mehrwert für die Forschung nutzbar machen kann? Wie spreche ich die potenziellen Leser auch als Nutzer von Textdaten an, ohne vorher zu wissen oder wissen zu müssen, was mit diesen Daten geschieht? Wie also entwickle ich eine Edition, die nicht schon vorher einschränkt, an wen sie sich mit welchem Zweck und Ziel richtet?

Die Antwort auf diese Frage dürfte Informatiker nicht überraschen. Sie lautet in Kürze: offene Standards, gute Dokumentation, einfach zu nutzende Schnitt-

stellen und möglichst offene Lizenzen.

Die *edition humboldt digital* bildet da keine Ausnahme. Natürlich gibt es auch hier einen konkreten Erwartungshorizont, den Editoren und die Alexander von Humboldt-Forschung im engeren Sinne teilen, wenn sie sich über den Anspruch an Qualität, Umfang und Funktionalität der Edition austauschen. Wer aber heute eine digitale (oder hybride) Edition erstellt, muss über diesen Erwartungshorizont hinausdenken und ein klares Bewusstsein dafür entwickeln, an der Produktion eines Datensatzes zu arbeiten, der potenziell weit über die Lektürebedürfnisse eines literatur-, kultur- oder wissenschaftshistorischen Publikums hinausgeht.

Die Humboldt-Forschung der (nahen) Zukunft wird auf immer mehr digital erschlossene und vergleichbar hergestellte Quellen und Textdatensätze zurückgreifen können. Die intelligente Verbindung dieser Text- und Datenkorpora erlaubt der Humboldt-Forschung neue Zugänge zu ihrem Material. Zwei Beispiele aus der aktuellen Version der *edition humboldt digital* sollen diesen Ansatz verdeutlichen:

### **Die Alexander von Humboldt-Chronologie**

Die Alexander von Humboldt-Chronologie wurde erstmals 1968 als *Alexander von Humboldt. Chronologische Übersicht über wichtige Daten seines Lebens* im Berliner Akademie-Verlag veröffentlicht. 1983 kam es zu einer zweiten, vermehrten und berichtigten Auflage, die 2001 als Online-HTML-Ressource erneuert und bis 2015 von dem Leiter der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle Ingo Schwarz (BBAW) betreut und erweitert wurde. Für die Integration dieser wichtigen und seit rund 50 Jahren analog und digital kuratierten Daten in die *edition humboldt digital* wurden die chronologischen Einträge zu Humboldts Leben als Einzelereignisse in über 1.400 TEI-XML-Dokumente konvertiert. Seitdem arbeitet das Projektteam an der sukzessiven Indexierung der Chronologie in den Datenbestand der Personen-, Orts- und Institutionenregister. Wie bei der Erstellung der Registerdaten aus gedruckten Registertexten jahrzehntelanger Forschungstätigkeit ist auch die Konvertierung der Chronologie ein Beispiel für eine zunehmend digitale Kuratierung vormals nur im Druck vorliegender Forschungsdaten.

### **correspSearch und DTA**

Der Volltext der Chronologie ist durch die XML-Konvertierung und Integration in das digitale Angebot der Edition erstmals vollständig durchsuchbar. Die Anzeige der Chronologie kann darüber hinaus optional erweitert werden um verschie-

dene Text- und Datenressourcen, die aus dem Forschungsdatensatz der Chronologie eine vernetzte Architektur sehr spezifischer Informationen für die Alexander von Humboldt-Forschung machen, wie sie bisher in dieser Genauigkeit nicht möglich war.

Das Prinzip dahinter ist sehr einfach: Eine Chronologie sind Ereignisse organisiert an der Kette ihrer zeitlichen Abfolge. Das erlaubt es, zeitlich bestimmbarere Dokumente wie Briefe oder publizierte Dokumente in die Ansicht der Chronologie zu integrieren. Dies ist derzeit möglich für

edierte Dokumente der *edition humboldt digital* (derzeit über 400 Briefe und Dokumente),

Humboldt-Korrespondenzen aus der Briefdatenbank *correspSearch* (derzeit rund 5.600 verzeichnete Briefe aus 67 Publikationen),

Volltexte aus dem Korpus von Humboldts unselbständig erschienenen Schriften aus dem Angebot des Deutschen Textarchivs (derzeit 166 Einzeltexte).

### **Correspondence Metadata Interchange-Format (CMIF)**

Der Webservice *correspSearch* ist, wie bereits am Beispiel der Chronologie gesehen, eng mit der *edition humboldt digital* verknüpft. Grundlage für diese Datenverknüpfung ist das gemeinsam genutzte TEI-XML-Datenformat für Briefmetadaten CMIF. Mit der Option „Briefnetz erkunden“ sind die kontextrelevanten Metadaten der Briefdatenbank *correspSearch* so direkt in die Einzelansicht der Briefe eingebunden.

Als Beispiel kann ein Brief von Humboldt an Samuel Thomas Soemmerring vom 05. Dezember 1793 dienen. Über die Schaltfläche „Briefnetz erkunden“ werden dynamisch auf Grundlage der *correspSearch*-Datenbanken „Umkreis-Korrespondenzen“ angezeigt: in diesem Fall Briefe an Humboldt von Johann Valentin Fränckel und von Humboldt an das Oberbergrat-Department in Bayreuth, sowie Briefe von Heyne und Goethe an Soemmerring. Zwei dieser Briefe sind am selben Tag wie die Korrespondenz zwischen Humboldt und Soemmerring, zwei nur wenige Tage später abgeschickt worden. Der Alexander von Humboldt-Forschung werden auf diese Weise wertvolle Zusatzquellen erschlossen, die Humboldts komplexes Korrespondentennetzwerk erstmals in dieser Form mit Korrespondenzen seiner Zeitgenossen vernetzen und für übergreifende Forschungsfragen bearbeitbar machen.

## Heute und in Zukunft: Vernetzte Daten und Webservices

Die vorgestellten Beispiele und Nutzungsszenarien zeigen: Für die *edition humboldt digital* wurden an mehreren Stellen Daten aus Vorgänger- oder Drittprojekten neu aufbereitet oder nachgenutzt bzw. externe Webservices in die eigene Datenarchitektur integriert. Der funktionale Umfang der Edition wurde damit erheblich erweitert und erlaubt der historischen Forschung eine bisher nicht erreichte Verknüpfung spezifischer Forschungsdaten und -kontexte.

Die *edition humboldt digital* steht mit dem hier formulierten Anspruch an Datenmodellierung und Daten-Nachnutzung zweifelsohne noch am Anfang. Es gehört zu den unbestreitbaren Vorteilen des deutschen Akademienprogramms, dass für die weitere Entwicklung der Edition und damit für einen Beitrag zur Entwicklung digitaler Editionen allgemein noch rund dreizehn Jahre Projektlaufzeit zur Verfügung stehen. Dadurch kommen Entwicklungshorizonte in den Blick, die in einer üblichen Projektfinanzierung von wenigen Jahren Umfang nie über einen Beta-Status hinauskommen würden.

Hierzu gehört ein Nachdenken über die Grenzen der verwendeten Technologien und Datenspezifika. TEI-XML etwa ist als Datenformat keineswegs über jeden Zweifel erhaben und kommt aufgrund seiner strengen hierarchischen Struktur an Grenzen der Vereinbarkeit des für Editoren wichtigen Verhältnisses von Befundtreue, textkritischer Genauigkeit und funktionaler Darstellbarkeit. Dieses Verhältnis aber streng auszulegen, ist selbst Zeugnis eben jenes typographischen Erbes, das digitale Editionen nicht bedienen sollten, wenn sie zu ihrem eigenen medialen Ausdruck finden wollen. Der romanistische Philologe Christof Schöch hat jüngst einen kompakten Vergleich verschiedener Textformate vorgelegt und diese unter den Aspekten proprietär/offen, wenig/stark strukturiert, Darstellungs- oder Struktur-orientiertes Encoding analysiert. Schöchs Studie zeigt die Überlegenheit von TEI-XML für eine literaturwissenschaftlich adäquate digitale Repräsentation literarischer Texte:

TEI repräsentiert explizit die Zeichensequenz, die Textstruktur, lokale editionswissenschaftliche Annotationen und dokumentbezogene Metadaten. Es ist langfristig nutzbar, da es auf dem weit verbreiteten Standard XML beruht und eine große, institutionalisierte Gemeinschaft von Nutzerinnen und Nutzern hinter ihm steht [8].

Wer das funktionale Wachstum einer digitalen Edition plant, sollte auch über die Skalierbarkeit dieses Wachstums nachdenken. Wie viel kann und darf in Zukunft dazu kommen? Ressourcenentwickler wissen, dass sich dieser Prozess nur vernünftig steuern lässt, wenn man ihn nicht additiv, sondern inkrementell denkt. Jede bereits in die Edition integrierte Komponente verlangt eine zukünft-

tige Betreuung, Wartung und Kuratierung. Dabei handelt es sich keineswegs nur um eine organisatorische Frage: Wenn es nicht gelingt, digitale Editionen als dauerhafte Wissensressourcen, also als wissenschaftlich referenzierbare Primärquellen, zu etablieren, weil die Stabilität ihres Angebots nicht sichergestellt werden kann oder in Zuständen fortgesetzter Vorläufigkeit verharrt, dann ist das Ziel einer damit verbundenen digitalen (Editions-)Philologie reichlich verfehlt. Strategisch lässt sich die hier aufgeworfene Problematik nur beantworten, indem man sorgfältig abwägt, welche technischen Komponenten die Entwicklung digitaler Editionen nicht nur qualitativ verbessern, sondern auch strukturell absichern. Je standardisierter die Strukturelemente einer vernetzten Edition sind, desto eher arbeitet man mit verlässlichen Komponenten. Die GND und Georeferenzen als Entitäten-IDs, TEI-XML als Auszeichnungssprache, strukturierte Metadaten als Objektbeschreibung und generell die Anwendung möglichst permanenter Referenzierungen sind solche Komponenten und Strukturmerkmale. Welche weiteren Komponenten zu dieser überschaubaren (und nicht originellen) Liste in naher und nicht so naher Zukunft hinzukommen, lässt sich derzeit nicht mit gutem Gewissen sagen. Entscheidender aber ist das Problem der nachhaltigen Wartung, also Bereithaltung und Kuratierung dieser Komponenten zu lösen.

Eine Lösung dieses Problems ist in Sicht: Derzeit werden die wissenschaftspolitischen Voraussetzungen dafür geschaffen, dass es in naher Zukunft (auch) in Deutschland eine nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) [9] geben wird. Hier entsteht eine neue Schnittstelle zwischen den Bereichen Forschung, Universität, Bibliothek und Rechenzentrum, durchaus in Analogie zum Aufbau eines professionellen, für die Versorgung der Öffentlichkeit zuständigen Bibliotheks- und Archivwesens im späten 19. und 20. Jahrhundert. Beide Infrastrukturen entstanden und entstehen nicht im Rahmen einer Legislaturperiode. Es sind – wie viele Neugründungen im Zuge und am Ausgang der digitalen Sattelzeit – Aufgaben für eine ganze Generation. Diese neue Infrastruktur für die Sicherung unserer wissenschaftlichen Produktivität wird digitalen Einzelprojekten, auch geisteswissenschaftlicher Grundlagenforschung wie sie die *edition humboldt digital* verkörpert, eine dauerhafte Versorgung garantieren; egal, ob diese zwei, fünf oder fünfundzwanzig Jahre lang aktiv entwickelt werden.

## Literaturverzeichnis

- 1 Wulf A (2015) *The invention of nature: Alexander von Humboldt's new world*, Alfred A. Knopf, New York.
- 2 Einen guten Überblick über die Diskussion bietet Jabr F (2013) *The Reading Brain in the Digital Age: The Science of Paper versus Screens*. *Scientific American*.
- 3 Deutsche Forschungsgemeinschaft (2015) Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft. [http://dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen\\_dfg\\_foerderung/informationen\\_fachwissenschaften/geisteswissenschaften/foerderkriterien\\_editionen\\_literaturwissenschaft.pdf](http://dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/informationen_fachwissenschaften/geisteswissenschaften/foerderkriterien_editionen_literaturwissenschaft.pdf).
- 4 <http://edition-humboldt.de>.
- 5 Deutsche Forschungsgemeinschaft (2013) DFG-Praxisregeln „Digitalisierung“. [http://www.dfg.de/formulare/12\\_151/12\\_151\\_de.pdf](http://www.dfg.de/formulare/12_151/12_151_de.pdf).
- 6 TEI Consortium (2016) TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange. <http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/Guidelines.pdf>.
- 7 Sahle P (2013) *Digitale Editionsformen - Teil 1: Das typografische Erbe; Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels*. Books on Demand, Norderstedt.
- 8 Schöch C (2016) Ein digitales Textformat für die Literaturwissenschaften: Die Richtlinien der Text Encoding Initiative und ihr Einsatz bei Textkonstitution und Textanalyse. *romanische studien* 2:325–364, S. 335.
- 9 Vgl. das Schwerpunktthema „Forschungsdaten – Nachhaltigkeit – Internationalität“ des Rats für Informationsinfrastrukturen, <http://www.rfii.de/de/themen/>.

